

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2012

Vormärz
und Philhellenismus

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Birgit Bublies-Godau (Dortmund), Claude Conter (Luxemburg), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Gustav Frank (München), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Harro Müller (New York), Maria Pörrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2012
18. Jahrgang

Vormärz und Philhellenismus

herausgegeben
von
Anne-Rose Meyer

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

Print-Ausgabe: 2013, ISBN 978-3-89528-946-0

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2020

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1633-9

www.aisthesis.de

Inhalt

I. Schwerpunktthema: Vormärz und Philhellenismus

Anne-Rose Meyer (Hamburg)

Vormärz und Philhellenismus – eine Einführung 11

TEIL 1: FORMEN POLITISCHER SOLIDARITÄT MIT GRIECHENLAND IM DEUTSCHSPRACHIGEN RAUM

Jürgen Kilian (Köln)

Die Philhellenen Friedrich Thiersch und Jakob Philipp
Fallmerayer – zwei Gegenspieler im Streit um
die „Entstehung der heutigen Griechen“ 23

Harald Lönnecker (Koblenz)

„In Hellas geht die Sonne der Freiheit auf!“
Studentische Griechenland-Begeisterung seit 1820 39

Heiko Ullrich (Bruchsal)

Lyrische Kreuzzüge.
Raum und Zeit, Affekterregung und Argumentation
in deutschsprachigen Griechengedichten 73

*Florian Kerschbaumer (Klagenfurt) / Korinna Schönhärl (Duisburg-
Essen)*

Der Wiener Kongress als „Kinderstube“ des Philhellenismus:
Das Beispiel des Bankiers Jean-Gabriel Eynard 99

TEIL 2: PHILHELLENISMUS INTERNATIONAL: FORMEN, FUNK- TIONEN UND BEDEUTUNGEN VON SELBST- UND FREMDBILDERN

Regine Quack-Manoussakis (Nafplion)

Nachrichten vom griechischen Kriegsschauplatz im Jahre 1821.
Ihre Übermittlung und Verwendung in deutschsprachigen Zeitungen.
Am Beispiel der Eroberung Tripolitsas durch die Griechen 129

Silke vom Berg (Hamburg)
 „Bis zertreten die Türken – bis erschienen wir werth
 unseres Ursprungs“.
 Identität und Alterität in der Lyrik
 der griechischen Befreiungskriege 1821 bis 1829 151

Anastasia Antonopoulou (Athen)
 Die griechische Revolutionsheldin Laskarina Bouboulina
 in der deutschen philhellenischen Literatur des Vormärz 185

Paula Henrikson (Uppsala)
 Swedish Philhellenism and the Question
 of Transnational Exchange 215

Athanasios Anastasiadis (Hamburg)
 „Ich werde den Parnaß, ich werde Delphi nicht sehen.“
 Grillparzer und Griechenland 241

Katerina Karakassi (Athen)
 Politische Romantik in Neu-Griechenland:
 Panagiotis Soutsos und sein Briefroman *Leandros* 267

TEIL 3: ‚KLASSISCHE‘ ÄSTHETIK UND PHILHELLENISMUS NACH
 DER WEIMARER KLASSIK

Esther Kilchmann
 „Kein Wasser löscht dieses griechische Feuer.“
 Heinrich Heines kulturhistorische Reformulierung des klassischen
 Hellas-Bezugs in *Die Nordsee* und *Briefe aus Helgoland* 287

Barbara Wagner (Baden-Baden)
 Bayern in Hellas – Hellas in Bayern.
 Das Griechenlandbild unter König Ludwig I. 313

Frank Hethey (Bremen)
 „Homers Volk – ist Homers Schande geworden“.
 Harro Harring – ein unbequemer Philhellene 323

II. Rezensionen

- Sandrine Maufroy: *Le philhellénisme franco-allemand (1815-1848)*
(von *Anne-Rose Meyer*) 343
- Ludwig Börne: *Das große Lesebuch.*
Hg. Inge Rippmann (von *Wolfgang Obermaier*) 347
- Ludwig Börne / Jeanette Wohl: *Briefwechsel (1818-1824).*
Edition und Kommentar. Hgg. von Renate Heuer und
Andreas Schulz (von *Bernd Füllner*) 349
- Anne Stähr: „...eine Mischung von Sinnlichkeit und Witz ...“
Ironische Inszenierung der Geschlechter in Heinrich Heines
Lutezia (von *Janina Schmiedel*) 355
- Commitment and Compassion. Essays on Georg Büchner.
Festschrift for Gerhard P. Knapp. Edited by Patrick Fortmann
and Martha B. Helfer (von *Detlev Kopp*) 358
- Anastasius Grün: *Spaziergänge eines Wiener Poeten.* Textkritisch her-
ausgegeben und kommentiert von Ralf Bogner (von *Barbara Tumfart*) 361
- Jenny Warnecke: *Frauen im Strudel gewaltiger Thaten.*
Louise Astons „Revolution und Contrerevolution“ (1849);
Louise Aston: *Revolution und Contrerevolution.*
Hg. von Jenny Warnecke (von *Christina Ujma*) 363
- Zensur im 19. Jahrhundert. *Das literarische Leben aus Sicht seiner*
Überwacher. Hg. Bernd Kortländer/Enno Stahl (von *Andreas Wicke*) 366
- Renate Hupfeld: *Theodor Althaus 1822-1852.*
Revolutionär in Deutschland (von *Wolfgang Obermaier*) 368
- Hans Joachim Kusserow: *Die Nienburger Schillerstiftung*
von 1859 (von *Ulrich Klappstein*) 372

Charlotte A. Lerg: Amerika als Argument. Die deutsche Amerika-Forschung im Vormärz und ihre politische Deutung in der Revolution von 1848 (<i>von Jeffrey L. Sammons</i>)	375
Norbert Bachleitner: Fiktive Nachrichten. Die Anfänge des europäischen Feuilletonromans (<i>von Heiko Ullrich</i>)	379
Stefan Hüpping: Rainer Schlösser (1899-1945). Der „Reichsdramaturg“ (<i>von Maria Porrmann</i>)	382
Walter Schmidt: Die schlesische Demokratie von 1848/49. Geschichte und Akteure (<i>von Christina Ujma</i>)	385
Daniel Nagel: Von republikanischen Deutschen zu deutsch- amerikanischen Republikanern. Ein Beitrag zum Identitätswandel der deutschen Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten 1850-1861 (<i>von Wilfried Sauter</i>)	388
Jessica Kraatz-Magri: Der umkämpfte Volksheld. Zur Geschichte des Garibaldi-Mythos in Italien 1882-1948 (<i>von Christina Ujma</i>)	390

III. Mitteilungen

Personalia	397
Aufruf zur Mitarbeit	399

I.

Schwerpunktthema:

Vormärz und Philhellenismus

Anne-Rose Meyer (Hamburg)

Vormärz und Philhellenismus – eine Einführung

„Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten, [...] sonderlich der Griechen.“¹ Dieses epochemachende, europaweit rezipierte Diktum Johann Joachim Winckelmanns aus seinen *Gedancken über die Nachahmung* von 1755 hat zugleich normativen wie deskriptiven Charakter: Es ist normativ, da Winckelmann in seinen *Gedancken* die Überlegenheit antiker griechischer Kunst und Kultur festschreibt, und es ist deskriptiv, da er an eine lange, bereits in der römischen Antike beginnenden Tradition anschließt, innerhalb derer das alte Hellas als nachahmungs- und bewunderungswürdiges Vorbild gilt. Einen Gipfelpunkt findet die Begeisterung für das Griechentum bekanntlich in der Weimarer Klassik, doch ist der Philhellenismus auch in späteren Jahrzehnten, so im Vormärz, aktuell.

Die Gründe dafür liegen erstens in gesellschaftlichen Strukturen und Traditionen, durch die Wissen um die Antike weiter vermittelt wird. Dazu tragen das obligate Studium griechischer und lateinischer Sprache an den höheren Schulen und die Verbreitung antiker literarischer Texte und Mythen durch Übersetzungen ins Deutsche bei. Eine Griechenmode wird durch die industrielle Herstellung und europaweite Vermarktung von Kopien und Reproduktionen von Vasen und Kleinplastiken im antiken Stil, etwa durch die englische Manufaktur Wedgewood, befördert, ebenso wie durch die Anfertigung von Kupferstichen und Abgüssen antiker Kunst und deren europaweiten Verkauf. Es gibt mehr und mehr private und öffentlich zugängliche Sammlungen antiker Kunst. Auch liegt das Studium bildender Kunst durch eigene Anschauung vor Ort, wie dies Goethe mit seiner *Italienischen Reise* publikumswirksam vorexerzierte, im Trend der Zeit.

Zweitens ist vor allem der europaweit beobachtete griechische Unabhängigkeitskrieg ein Bezugspunkt politischen Denkens. Griechenland-Bilder werden im Vormärz nicht mehr nur wegen ihrer spezifisch ästhetischen, als

1 Johann Joachim Winckelmann. „Gedancken über die Nachahmung der griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst“. *Frühklassizismus. Position und Opposition: Winckelmann, Mengs, Heinse*. Hg. Helmut Pfotenhauer, Markus Bernauer, Norbert Miller. Frankfurt a. M.: DKV, 1995. S. 13-50, hier S. 13.

überzeitlich geltenden Merkmale in bildender Kunst, Literatur, im Kunsthandwerk und in der Architektur (re-)konstruiert, sondern gewinnen zeitgeschichtlich an Aktualität. Dies umso mehr, als im Vormärz Forderungen nach dem Gegenwartsbezug von Kunst und Literatur unüberhörbar werden. So definiert der Schriftsteller Theodor Mundt (1808-1861) etwa den Roman als „Spiegel seiner Zeit.“²

Vor allem während des griechischen Kampfes gegen die Osmanen, 1821-1829, beschwören politisch aktive Dichter und Publizisten, Maler und Professoren, Kaufleute und Studenten Griechenland als Wiege europäischer Kultur, appellieren auch an die „christliche Beistandspflicht“³ und versuchen so, Unterstützung für die Aufständischen zu mobilisieren. Griechenland und die Griechen sind allgegenwärtig: Es entstehen – im Anschluss an die Antikenmode des 18. Jahrhunderts – Werke der bildenden Kunst, Theaterstücke und Opern, literarische Texte und Lieder sowie Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs wie Geschirre, Spielkarten und Teppiche, in bzw. auf denen die Freiheitskämpfer und/oder das Land verherrlicht werden.⁴ Die Auseinandersetzung mit dem antiken griechischen Erbe und den politischen Entwicklungen im zeitgenössischen Griechenland wird zu einem Kennzeichen des Vormärzes – in Wissenschaft, Literatur und Publizistik ebenso wie in politischen Vereinigungen, kulturellen Zirkeln und unter Studenten.

-
- 2 Theodor Mundt. „Wilhelm Meister’s Wanderjahre oder die Entsagenden. (Gothe’s Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand, 21., 22. u. 23. Band. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1829.)“. *Blätter für literarische Unterhaltung*. Nr. 264 (21. Sept. 1830): S. 1053-1055, S. 1054.
 - 3 Irmgard Scheitler. „Deutsche Philhellenenlyrik. Dichter, Veröffentlichungsformen, Motive“. *Ausdrucksformungen des europäischen und internationalen Philhellenismus vom 17.-19. Jahrhundert*. Hg. Evangelos Konstantinou. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2007. S. 69-82, hier S. 78.
 - 4 Vgl. Loukia Droulia. *Ouvrages inspirés par la guerre de l’indépendance grecque 1821-1833. Répertoire bibliographique*. Athen: Centre de Recherches Néo-Helléniques, 1974.

I. Freunde und Feinde der Griechen

„Philhellenismus“ bezeichnet die „Neigung zu den Griechen“, die „Intimität mit dem Hellenischen“. „Philhellenen“ sind die „Freunde“ oder „Gönner der Griechen“.⁵ Bereits Plato nennt denjenigen Philhellenen, der sich Griechen verbunden fühlt und ihre Bräuche teilt, sich ihnen also kulturell annähert.⁶ Jahrhundertelang jedoch bleibt die griechische Kultur gegenüber der dominanten römischen weitgehend unbeachtet. Erst in Renaissance und Humanismus erkennen und schätzen Gelehrte das Hellenische als Bestandteil einer eigenen Epoche, des Altertums. Im Neuhumanismus und in der Aufklärung dann wird die „einzigartige Rolle der alten Griechen in der Geschichte der Menschheit“⁷ konturiert. Kulturelle Errungenschaften der Hellenen verbreiten sich durch Schriften Winckelmanns europaweit.

Winckelmann ist es auch, der die Übertragung positiv konnotierter Eigenschaften der alten auf die Neugriechen entscheidend befördert. In seinen *Erläuterungen von den Gedanken von der Nachahmung* beispielsweise schreibt er: „Bey aller Veränderung und traurigen Aussicht des Bodens, [...] und bey dem Mangel mancher Bequemlichkeit, haben dennoch die heutigen Griechen viel natürliche Vorzüge der alten Nation behalten.“⁸ Winckelmann nimmt an, es gäbe eine direkte Blutlinie von den antiken zu den Neugriechen, so dass die positiven Eigenschaften vererbt worden seien. Es ist evident, dass die Konstruktion eines genetischen Zusammenhangs und die Subsumierung der vielfältigen antiken hellenischen Kultur vom 8. Jh. v. Chr. bis 146 v. Chr.

-
- 5 Constanze Güthenke. „Griechische Liebe. Philhellenismus und kulturelle Intimität“. *Graecomania. Der europäische Philhellenismus*. Hg. Gilbert Heß, Elena Agazzi, Elisabeth Décultot. Berlin/New York: de Gruyter, 2009. S. 219-234, S. 219.
 - 6 Ludwig Spaenle. *Der Philhellenismus in Bayern 1821-1832*. [Veröffentlichungen des Instituts für Geschichte Osteuropas und Südosteuropas der Universität München 9] München: Hieronymus, 1990. S. 19.
 - 7 Paul Speck. „Schlecht geordnete Gedanken zum Philhellenismus“. *Der Philhellenismus in der westeuropäischen Literatur 1780-1830*. Hg. Alfred Noe. (Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft 6) Amsterdam, Atlanta: Rodopi, 1994. S. 1-16, S. 3.
 - 8 Johann Joachim Winckelmann. „Erläuterungen der Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauer-Kunst“. Ders. *Kleine Schriften. Vorreden. Entwürfe*. Hg. Walter Rehm. Berlin/New York: de Gruyter 1968. S. 97-144, S. 105.

unter den Begriff *einer* „alten Nation“ irreführend ist. Gleichwohl bleiben Winckelmanns Vorstellungen im 19. Jahrhundert vorherrschend und prägen auch etwa Bildungs- und Unterrichtskonzepte wesentlich; so etwa Wilhelm von Humboldts Ideen zur Nationalerziehung und seine Konzepte für das Gymnasium. Diese beeinflussen auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem antiken und dem zeitgenössischen Griechenland.⁹ Gleichfalls tragen die Übersetzungen der Homerischen Epen durch Johann Heinrich Voß (1751-1826) am Ende des 18. Jahrhunderts maßgeblich zur Popularisierung antiker griechischer Stoffe bei.

Im 19. Jahrhundert impliziert der Begriff Philhellenismus politische Sympathie, Faszination durch die griechische Antike und religiös-christliche Aspekte, die durch die islamische Bedrohung Kontur erhalten.¹⁰ Philhellenen, Freunde der Griechen, finden sich im Vormärz viele. Der griechische Ruf nach Freiheit hat ein europaweites Echo, vor allem in Deutschland, wo viele Dichter ihre Unzufriedenheit mit Politik und Gesellschaft mehr oder weniger offen in hymnischen Versen auf die tapferen Hellenen artikulieren. Dabei werden traditionsreiche Stoffe und Motive bearbeitet und mit neuen Bedeutungen aufgeladen. Anders als in der Weimarer Klassik ist Griechenland im Vormärz nicht mehr vornehmlich als rückwärts gewandte Utopie oder überhöhtes anthropologisches Ideal zu denken, sondern dient u.a. der Verbreitung liberaler, demokratischer Vorstellungen und der nationalen Identitätsfindung.

Antike und Gegenwart werden im Vormärz rhetorisch verschmolzen, die Griechen als Brudervolk und Hellas als Mutter europäischer Zivilisationen variantenreich imaginiert. In Gedichten, Reden und Zeitungsartikeln beschwören Autoren mit viel Pathos eine deutsch-griechische, christlich fundierte Schicksalsgemeinschaft und besingen in Kriegsliedern heroisches Aushalten auf scheinbar verlorenem Posten. Mit diesen als kulturell-historisches

9 Am Beispiel der autobiographischen Schriften Ludwig Steubs (1812-1888) wird ein typischer Bildungsweg eines Schülers bzw. Studenten deutlich, vgl. Steubs *Bilder aus Griechenland* (1841).

10 Vgl. Gunnar Hering. „Der griechische Unabhängigkeitskrieg und der Philhellenismus“. *Der Philhellenismus in der westeuropäischen Literatur* (wie Anm. 7), S. 17-72, S. 27; zum Christentum als Kennzeichen des zeitgenössischen Griechentums vgl. Andrea Polaschegg. *Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert*. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 35). Berlin/New York: de Gruyter, 2005. S. 265f.

‚Eigenes‘ gekennzeichneten Inhalten kontrastieren die Osmanen, die als Aggressoren, Barbaren und satanische Gestalten in Literatur und Publizistik dämonisiert werden. Dies gelingt umso leichter, als dabei an die frühneuzeitlichen Feldzüge der Osmanen in den Westen erinnert werden kann. Die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts noch durch Napoleon präsen- tierte Angst vor Eroberung und u.a. eine religiös motivierte Disqualifizierung ‚des‘ Fremden prägen das Türken-Bild der Philhellenen. Die Türken sind Gegenstand fast ausschließlich xenophober Darstellungen, mittels derer das auf dem Christentum und der Antike fußende Selbstbild ‚der‘ Deutschen umso klarer definiert werden kann. Erst als die türkische Herrschaft auf europäischem, griechischem Boden 1827 in der Schlacht von Navarino durch eine Allianz europäischer Mächte gebrochen ist, entwickelt sich allmählich eine Faszination durch Fremdartig-, Orientalisches‘.

Nicht nur in Deutschland, auch in anderen Ländern sind die Griechen und ihr Unabhängigkeitsstreben nach fast 400 Jahren Fremdherrschaft gleichfalls Gegenstand intensiver literarischer Auseinandersetzung und einer breit geführten öffentlichen Diskussion: in Griechenland selbst, wie populäre Krieglieder u.a. von Rigas Ferreos zeigen, Solomos’ *Ode auf die Freiheit* und auch politische Satiren aus den Federn etwa Alexandros Rizos Rangavis und Alexandros und Panagiotis Soutsos.¹¹ Vor allem Pangiotis Soutsos’ Briefroman *Leandros* ist interessant. Darin ist mittelbar die unübersichtliche, zeitweise katastrophale Lage geschildert, in der sich Griechenland kurz nach den Befreiungskriegen befindet. In Frankreich und England tragen beispielsweise Victor Hugo und Lord Byron zur Verbreitung des griechischen Freiheitsgedankens bei. In der Schweiz unterstützen Kaufleute und Bankiers die Unabhängigkeitsbewegung. Philhellenische Zentren sind vor allem im deutschsprachigen Raum zu finden, etwa in Bern und München.

II. Philhellenismus: Motive und Motivationen

Die Bewohnerinnen und Bewohner der deutschen Länder sind durch die eigenen Befreiungskriege, die Kriege gegen Napoleon, geschwächt und fordern mehr Souveränität, Freiheit und Mitbestimmung. In den Worten des Philologen und Schriftstellers Carl Jacob Ludwig Iken (1798-1841): „Wir

11 Vgl. Hans Peter Drögemüller. *Die Freiheit der Griechen und ihr Sänger. Zum 200. Geburtstag des Dichters Dionysios Solomos*. Köln: Romiosini, 1999.

Deutschen zumal sehen in den Griechen unser eigenes Bild und denken unbewußt und dunkel an die Zeit zurück, wo das fränkische Joch vor uns wich.¹² Die Literaturwissenschaftlerin Erika Borries spricht dem Philhellenismus im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts deswegen „Ersatzfunktionen für die Deutschen“¹³ zu. Das auch nach Kriegsende immer noch schwierige deutsch-französische Verhältnis motiviert die Hinwendung zu den griechischen Zeitgenossen ebenso wie innenpolitische Probleme.

Der griechische Freiheitskampf wird zum Alibi vieler Deutscher, ihre politische Unzufriedenheit und Kritik indirekt zu äußern. Aufgrund der herrschenden Zensur und Verfolgung politisch Andersdenkender konnte unter dem Deckmantel des Philhellenismus und der Solidarisierung mit den freiheitshungrigen Hellenen die Verbreitung revolutionärer Ideen gerechtfertigt werden. „Den liberal Gesinnten in Deutschland bot sich“, nach Borries, „die Gelegenheit, die im eigenen Land verbotenen Freiheitsbestrebungen offen zu unterstützen.“¹⁴ Dies geschieht beispielsweise durch die Thematisierung der weiblichen Revolutionsheldin Laskarina Bouboulina in Gedichten, Dramen und Erzählungen.

Der Krieg der Griechen gegen die Osmanen beginnt auf der Peleponnes und findet bald im gesamten Land Unterstützer. Viele griechische Intellektuelle gründen vom Ausland aus revolutionäre Geheimorganisationen und Vereine, die auch von Schweizern und Deutschen ideell, finanziell und praktisch gefördert werden. Nicht nur um der Griechen willen. Politisch erhoffen sich Visionäre, einen freiheitlichen europäischen Modellstaat aus antikem Geist mitbegründen zu können, der als Maßstab für künftige Entwicklungen in Mitteleuropa dienen möge.¹⁵

Sensibilisiert durch Missstände in Europa, beispielsweise die Karlsbader Beschlüsse, sehen sich viele politisch Interessierte vor die Alternative gestellt, den Rückzug ins Private anzutreten oder aktiv zu werden, sei es mit

12 Zit. nach Friedgar Löbker. *Antike Topoi in der deutschen Philhellenenliteratur. Untersuchungen der Antikerezeption in der Zeit des griechischen Unabhängigkeitskrieges (1821-1829)*. München: Oldenburg, 2000. S. 34.

13 Erika Borries. *Wilhelm Müller. Der Dichter der ‚Winterreise‘. Eine Biographie*. München: C. H. Beck, 2007. S. 184.

14 Ebd., S. 182f.

15 Vgl. Dieter Kramer. „Der Philhellenismus und die Entwicklung des politischen Bewußtseins in Deutschland“. *Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung. Festschrift für Gerhard Heilfurth*. Hg. Hans Friedrich Foltin et al. Göttingen: Schwartz, 1969. S. 233-247.

künstlerischen oder publizistischen Mitteln oder durch politische Aktionen. Vor allem die Lyrik erreicht als politische Dichtung während der Zeit des griechischen Unabhängigkeitskrieges große Popularität.¹⁶ Von der regen (An-)Teilnahme an innen- und außenpolitischen Ereignissen in den Jahren des griechischen Unabhängigkeitskrieges zeugen außerdem Briefe und Reiseberichte, Flugblätter, Tagebücher.

Doch bleibt es nicht bei finanzieller und ideeller Unterstützung: Hunderte Freiwillige ziehen nach Griechenland, entschlossen, ihr Leben für Hellas zu opfern, und müssen erkennen, einer Illusion erlegen zu sein. Dem idealisierten Bild der Antike kann das als wirtschaftlich und kulturell rückständig wahrgenommene zeitgenössische Griechenland nicht entsprechen.¹⁷ Der weitgereiste Orientalist, Geschichtswissenschaftler und Publizist Jacob Philipp Fallmerayer (1790-1861) registriert seit der Antike einen kulturellen Niedergang und schreibt in seiner *Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters* (1830) abwertend über die zeitgenössischen Griechen:

Heute, nach Umfluß von beinahe zweitausend Jahren, wendet Europa seinen Sinn und seinen Geist wieder auf das lang vergessene Land zurück, und glaubt die Kinder eben jener edeln Männer noch zu erkennen, die einst bei Leukopetra für das Vaterland gestorben sind. Niemals aber ist ein größerer Irrthum öffentlich ausgesprochen und vertheidiget worden.¹⁸

16 Durch die verdienstvolle Erarbeitung umfangreicher Corpora etwa durch Lampros Mygdalis und Michael Busse wurden zahlreiche deutschsprachige literarische Quellen erschlossen. Lampros Mygdalis (Hg.). *Der deutschsprachige Philhellenismus durch die Poesie*. 3 Bde. Thessaloniki: Kyromanos, 2000-2004; Michael Busse. *Corpus philhellenischer Gedichte des deutschsprachigen Raumes zum griechischen Freiheitskampf von 1821*. 2 Bde. Isensee: Oldenburg, 2006.

17 Vgl. Erika Simon. „Der Philhellenismus des Joachim Winckelmann“. *Ausdrucksformen* (wie Anm. 3), S. 50-67; Wolf Seidl. *Bayern in Griechenland. Die Geschichte eines Abenteurers*. Zürich, Stuttgart: Artemis, 1963; Valerio Furneri. „Die deutschen Freiwilligen im griechischen Freiheitskampf“. *Graecomania* (wie Anm. 5). 119-131.

18 Reprographischer Nachdruck der Ausgabe Stuttgart 1830: Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1965, S. VIII.

Die Unterstützung der griechischen Sache war folglich nicht überall selbstverständlich.¹⁹ Dies zeigen gleichfalls Artikel in der *Allgemeinen Preussischen Staatszeitung* und im *Österreichischen Beobachter*. Auch Goethe spricht sich gegen ein Engagement in Griechenland aus, was vielen Vormärz-Schriftstellern missfällt.²⁰ Gleichwohl bildet der Philhellenismus vor allem im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die Schnittmenge unterschiedlicher Interessengruppen, was seine Popularität begründet. Bereits 1822 bemerkt der Philologe Jacob Sendtner:

Alle Parteien vereinigen sich in dem Interesse für die Griechen. Die Frommen werden von der Religion, die Gebildeten von den klassischen Erinnerungen, die Liberalen von der Hoffnung auf altgriechische Republiken als Vorläufer und Pflanzschule der künftigen allgemeinen Demokratisierung, Republikanisierung Europas [...] bewegt.²¹

Aufgrund dieser übergeordneten Bedeutung ist der Philhellenismus für politische und künstlerische Entwicklungen im Vormärz zentral.

III. Ziel des vorliegenden Jahrbuchs

Das vorliegende Jahrbuch dient vor dem eingangs skizzierten historischen Hintergrund der Fortführung und Ergänzung einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Philhellenismus, die u.a. durch die grundlegenden Arbeiten von Regine Quack-Eustathiades (jetzt Quack-Manoussakis), Alfred Noes, Evangelos Konstantinou und Friedgar Löbkers eine sichere Basis erhalten hat.²²

19 Vgl. Lampros Mygdalis. „Der Philhellenismus in Deutschland“. *Europäischer Philhellenismus. Die europäische philhellenische Literatur bis zur 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts*. (Philhellenische Studien Bd. 2) Hg. Evangelos Konstantinou. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1992. S. 63-72, S. 69.

20 Weitere Beispiele für anti-philhellenistische Haltungen ebd.

21 N.N. [Jacob Sendtner]. Bonaparte und Londonderry. Ein Gespräch im Reiche der Toten. München: J.U. Finsterlin, 1822. S. 12.

22 Regine Quack-Eustathiades. *Der deutsche Philhellenismus während des griechischen Freiheitskampfes 1821-1827*. München: Oldenburg, 1984; Alfred Noe. *Der Philhellenismus in der westeuropäischen Literatur 1780-1830*. Amsterdam, Atlanta: Rodopi, 1994; Evangelos Konstantinou (Hg.). *Europäischer*

Es fällt jedoch auf, dass die oben genannten literarischen wie kulturellen und politischen Phänomene selten einer komparatistischen oder interkulturell orientierten Betrachtung unterzogen worden sind. Gerade diese Perspektiven aber tragen dazu bei, wichtige übergeordnete Fragen zu präzisieren; beispielsweise nach wechselseitigen Einflüssen europäischer Literatur über den griechischen Unabhängigkeitskrieg, nach Wegen der Kultur- und Wissensvermittlung, transnational vergleichbaren Formen politisch engagierter Dichtung und nach kulturreflexiven Ausdrucksformen, in denen Erfahrungen von Alterität und Identifikation gestaltet sind. Deswegen ist das Schwerpunktthema des Jahrbuchs wie folgt gegliedert:

Der erste Teil ist überschrieben mit „Formen politischer Solidarität mit Griechenland im deutschsprachigen Raum“. Im Fokus stehen imagologische Fragestellungen danach, wie Vorstellungen des zeitgenössischen Griechenlands entstanden, welche politischen und sozialen Funktionen sie im deutschsprachigen Raum hatten und welche Formen solidarischer Unterstützung daraus resultierten.

So beschäftigt sich Jürgen Kilian in seinem Beitrag mit der Hellenenverehrung zweier prominenter Wissenschaftler des Vormärz, Jacob Philipp Fallmerayer und Friedrich Thiersch. Kilian zeigt, dass und wie Antikekult und Heroisierung durch diese beiden Vertreter eines aufstrebenden und akademisch gebildeten Bürgertums mitgeprägt werden und zu divergierenden Einschätzungen der Neugriechen führen.

Harald Lönnecker nimmt in seinem Beitrag die wichtige Rolle der Burschenschaften in den Blick. Verstanden als Avantgarde der deutschen Nationalbewegung ist das Engagement von Burschenschaftlern für Griechenland auch als stellvertretendes Engagement für Einheit und Freiheit in deutschen Landen zu bewerten. Eigene politische Vorstellungen werden auf das südosteuropäische Land projiziert.

Wie solche Projektionen auf literarischem Gebiet funktionieren, wie mittels Auto- und Heteroimages in der Lyrik politisch Stellung bezogen wird, zeigt Heiko Ullrich. Von Bedeutung ist in der Literatur nicht nur der Bezug zum alten Griechenland, sondern auch zum Christentum. Mit

Philhellenismus. Die europäische philhellenische Literatur bis zur 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. (Philhellenische Studien Bd. 2). Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1992; Löbker. *Antike Topoi* (wie Anm. 12).

Kreuzzug-Motiviken verleihen deutschsprachige Poeten dem griechischen Unabhängigkeitskrieg eine religiöse Motivierung und Rechtfertigung.

Korinna Schönhärl und Florian Kerschbaumer fokussieren praktische Formen von Solidarität, indem sie das Engagement des Schweizer Bankiers Eynard für die griechische Sache beleuchten. Schönhärl und Kerschbaumer fragen auch, wie der Wiener Kongress Formen des europäischen Philhellenismus beeinflusste.

Der zweite Teil ist überschrieben mit „Philhellenismus international: Formen, Funktionen und Bedeutungen von Selbst- und Fremdbildern“. Die Verbreitung von Auto- und Heteroimages, deren Formen und Funktionen thematisiert Regine Quack-Manoussakis am Beispiel deutschsprachiger Tagespresse – des *Oesterreichischen Beobachters* und der Augsburger *Allgemeinen Zeitung*. Anhand der Schlacht von Tripolitsa werden die politischen Implikationen und Interessen der Berichterstattung untersucht. Silke vom Berg liefert eine imagologische Studie, in der sie den überwiegend xenophoben Türken-Bildern in lyrischen Texten nachgeht und das nicht nur im Vormärz negative Image dieser Besatzer historisch herleitet.

Eine stoffgeschichtliche Untersuchung bietet Anastasia Antonopoulou mit ihrem Beitrag zu der griechischen Revolutionsheldin Laskarina Bouboulina, die in der deutschsprachigen Literatur in auffälliger Weise domestiziert und verharmlost wird.

Den Bouboulina-Stoff greift auch Paula Henrikson in ihrem Beitrag zum schwedischen Philhellenismus auf und zeichnet darüber hinaus Formen und Wege der Rezeption philhellenischer Gedanken u.a. zwischen Deutschland, Griechenland und Schweden nach.

Athanasios Anastasiadis wirft einen Blick nach Österreich, auf das Werk Franz Grillparzers, und beschreibt dessen Rezeption der griechischen Antike und – damit verbunden – philhellenischer Gedanken.

Katerina Karakassi beleuchtet am Beispiel des Briefromans *Leandros* von Panagiotis Soutsos, wie in Griechenland selbst die politischen Wirren und die Belastung durch den Krieg literarisch ihren Niederschlag finden.

Im letzten Teil wird das immer noch umstrittene Verhältnis von Klassik und Vormärz, das Thema des ersten Jahrbuches Vormärz Forschung war, aufgegriffen. Die Überschrift lautet: „Klassische‘ Ästhetik und Philhellenismus nach der Weimarer Klassik“. Eingangs erläutert und diskutiert Esther

Kilchmann Motive und Motivationen Heinrich Heines, Bilder von Hellas in Gedichten zu reformulieren.

Barbara Wagner skizziert den Einfluss der Graecomanie Ludwigs I. auf die Architektur Münchens sowie auf die Entwicklung von Kunstsammlungen und malerischer Programme, etwa Carl Rottmanns.

Frank Hethey schließlich zeigt am Beispiel Harro Harrings, wie zwiespältig das Bild der Neugriechen bei aller Begeisterung für den Befreiungskrieg war: Ähnlich wie bei Jakob Philipp Fallmerayer, mit dem dieses Jahrbuch eröffnet, ist auch Harrings positives Bild der griechischen Zeitgenossen zeitweise stark eingetrübt. Gleichwohl sind auch Harrings Lebens- und Denkwege ein Beispiel dafür, dass der Philhellenismus geistesgeschichtliche und politische Entwicklungen im Vormärz überaus stark geprägt hat.

Die Herausgeberin dankt allen beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern für ihre Beiträge und die überaus erfreuliche Zusammenarbeit. Ein weiterer Dank gilt Detlev Kopp vom Aisthesis Verlag für die wie immer höchst kompetente und konstruktive Unterstützung.

Anne-Rose Meyer
Hamburg, im März 2013

Jürgen Kilian (Köln)

Die Philhellenen Friedrich Thiersch und Jakob Philipp Fallmerayer – zwei Gegenspieler im Streit um die „Entstehung der heutigen Griechen“¹

Mit dem geistesgeschichtlichen Phänomen des Philhellenismus – der „Neigung zu [den] Griechen“ – erlebte Deutschland in dem halben Jahrhundert zwischen 1790 und 1840 eine ungewöhnliche Hochphase hinsichtlich der Rezeption antiker Errungenschaften.² Die Ursachen für diese nationale Besonderheit sind vielfältig und gehen weit über eine bloße Woge der Begeisterung für den griechischen Unabhängigkeitskampf der 1820er Jahre hinaus. Dies zeigt allein die lange Zeitspanne ihres Bestehens. Folgerichtig soll im Rahmen dieser Studie nicht der Philhellenismus „im engeren Sinne“, d.h. die lediglich wenige Jahre währende Begeisterung für den griechischen Aufstand von 1821-29, im Zentrum der Betrachtungen stehen. Vielmehr soll der Begriff des Philhellenismus in einem „weiteren Sinne“ als eine geistesgeschichtliche Erscheinung verstanden werden, die im deutschen Raum eine außergewöhnliche Ausprägung erlebte.³

- 1 Jakob Philipp Fallmerayer. *Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? Oder nähere Begründung der im ersten Bande der ‚Geschichte von Morea während des Mittelalters‘ aufgestellten Lehre über die Entstehung der heutigen Griechen*, Stuttgart-Tübingen: Cotta, 1835.
- 2 Vgl. Manfred Landfester. „Griechen und Deutsche: Der Mythos einer ‚Wahlverwandtschaft‘“. *Mythos und Nation. Studium zur Entwicklung des kreativen Bewußtseins in der Neuzeit*, Bd. 3, Hg. Helmut Berding. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1996, S. 198-219, hier: 208ff.; Zitat nach: Gerhard Grimm. „Philhellenismus“. *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Begr. v. Paul Merker u. Wolfgang Stammler. 2., neu bearb. Aufl. Hg. Werkner Kohlschmidt, Klaus Kanzog, Achim Masser, Wolfgang Mohr. 4 Bde. Bd. 3. Berlin: de Gruyter, 1977. S. 80-82, hier: S. 80.
- 3 Zur Begriffsbestimmung vgl. ebd. u. Manfred Landfester/Rolf Lessenich. „Philhellenismus“. *Der Neue Pauly*, Bd. 15/2. In Verbindung mit Hubert Cancik u. Helmuth Schneider hg. v. Manfred Landfester. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2002: Sp. 231-237, hier 231f.; Martin Gabriel. „Philhellenismus“. *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 9 (2009): Sp. 1089-1092, hier: 1089f.; vgl. auch Johannes

Auch für die beiden Hauptprotagonisten des innerhalb der folgenden Betrachtungen besonders interessierenden Gelehrtenstreits über die Herkunft der Neugriechen bildete das Aufbegehren gegen die jahrhundertelange Fremdherrschaft der Osmanen lediglich eine Folie für die romantische Verehrung der Leistungen des antiken Griechenland auf geistigem und kulturellem Gebiet. Im Folgenden soll daher vor allem auf die möglichen Motive und Funktionalitäten der Hellenenverehrung am Beispiel Friedrich Thierschs und Jakob Philipp Fallmerayers, die zugleich als typische Vertreter eines aufstrebenden und akademisch gebildeten Bürgertums während des Vormärz gelten können, näher eingegangen werden.

I. Zwei Philhellenen und ihre Lebenswege

Sowohl der 1784 geborene Sprachwissenschaftler Thiersch⁴ als auch der sechs Jahre jüngere Historiker Fallmerayer⁵ entstammten dem kleinbürger-

Irmscher. *Der Philhellenismus in Preussen als Forschungsanliegen*. Berlin [Ost]: Akademie-Verlag, 1966, S. 12f.

- 4 Friedrich Wilhelm Thiersch, geb. 1784 in Kirchscheidungen/Sachsen, 1804-09 Studium der Theologie, Philologie und Altertumswissenschaft in Leipzig und Göttingen, 1809 Professor am Alten Gymnasium in München, 1811 Professor am Lyzeum in München, 1815 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1826 ordentlicher Professor für Philologie an der Universität München, 1827-48 Sekretär der philosophisch-philologischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1829 Entwurf eines Schulplans für bayerische Gymnasien, 1831/32 erste Griechenlandreise, 1848-59 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1852 zweite Griechenlandreise, gest. 1860 in München. Vgl. August Baumeister, „Thiersch, Friedrich“. *Allgemeine Deutsche Biographie*. 45 Bde. Hg durch die Historische Commission bei der Königl. Akademie der Wiss. Bd. 38. Leipzig: Duncker & Humblot, 1894. S. 7-17; Hans Loewe, „Friedrich Thiersch. Ein Humanistenleben im Rahmen der Geistesgeschichte seiner Zeit [Bd. 2]“. Hg. Evangelos Konstantinou u.a. Frankfurt a.M.: Lang, 2010: S. 9-188; Hans-Martin Kirchner. *Friedrich Thiersch. Ein liberaler Kulturpolitiker und Philhellene in Bayern*. 2. Aufl. Ruppolding: Bibliopolis, 2010.
- 5 Jakob Philipp Fallmerayer, geb. 1790 in Pairdorf bei Brixen/Tirol, 1809-13 Studium der Theologie, Philosophie, Rechts-, Geschichts- und Sprachwissenschaften in Salzburg und Landshut, 1813-18 Militärdienst in der bayerischen Armee, 1818 Primärlehrer in Augsburg, 1821 Progymnasiallehrer in Landshut, 1824

lichen bzw. bäuerlichen Milieu. Während der Sachse Thiersch in Leipzig und Göttingen zuerst Theologie, dann aber mit deutlichem Schwerpunkt Philologie studiert hatte, bildeten Geschichts- und Sprachwissenschaft die zentralen Disziplinen in Fallmerayers akademischer Ausbildung. Als geborener Tiroler hatte er die Universitäten Salzburg und Landshut durchlaufen. Ihr gesamtes Berufsleben sollten beide aber an höheren Bildungseinrichtungen im damals noch jungen Königreich *Baiern* verbringen. Dabei mag die jeweilige konfessionelle Ausrichtung auf den ersten Blick verwundern, so war Thiersch im Jahre 1809 als Protestant nach München gekommen, während den Katholiken Fallmerayer eine ausgeprägte Abneigung gegen den politischen Katholizismus, ja gegen alle Formen kirchlichen Einflusses in das Staatsleben auszeichnete. Beide begünstigte aber eine wenigstens zeitweilige Offenheit des bislang erzkatholisch ausgerichteten *altbayerischen* Territorialstaates, der sich um eine dauerhafte Integration seiner im Zuge der napoleonischen Umwälzungen neu hinzugewonnenen, vornehmlich protestantischen Lande bemühte.

Wenig ungewöhnlich dürfte die Tatsache sein, dass die beiden späteren Kontrahenten über Jahre hinweg als Lehrkräfte an Gymnasien bzw. Lyzeen ihren Lebensunterhalt bestreiten mussten, was gerade den am wissenschaftlichen Wirken orientierten Fallmerayer wenig befriedigte. Dessen prämierte

Preis der Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen für seine „Geschichte des Kaisertums von Trapezunt“, Gymnasialprofessor in Landshut, 1826-34 Lyzealprofessor in Landshut, 1831-34 erste Orientreise, 1835 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1840-42 zweite Orientreise, 1847/48 dritte Orientreise, 1848 ordentlicher Professor für Geschichte an der Ludwigs-Maximilians Universität in München, 1848 Abgeordneter der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., anschließend im Rumpfparlament in Stuttgart und Exil in der Schweiz, 1849 Quieszierung als Universitätsprofessor, 1850 Amnestie und Rückkehr nach München, 1861 gest. in München. Vgl. Ludwig Steub. „Fallmerayer, Jakob Philipp“. *Allgemeine Deutsche Biographie* (wie Anm. 4), Bd. 6 (1877): S. 558-566; Thomas Leeb. *Jakob Philipp Fallmerayer. Publizist und Politiker zwischen Revolution und Reaktion (1835-1861)*. München: C.H. Beck, 1996; vgl. auch: Hg. Eugen Thurnher. *Jakob Philipp Fallmerayer: Wissenschaftler, Politiker und Schriftsteller*. Innsbruck: Wagner, 1993; Hg. Ellen Hastaba. *Jakob Philipp Fallmerayer (1790-1861). Annäherungen an seine Biographie*. Innsbruck-Wien: Haymon, 2009.

Studie aus dem Jahre 1827 über das „Kaiserreich von Trapezunt“⁶ sollte ihm daher als Sprungbrett zu einer akademischen Karriere verhelfen, was durch seine mitunter unkonventionellen und politisierenden Thesen jedoch erschwert wurde. Die begehrte Professur an der zwischenzeitlich von Landshut nach München transferierten Ludwigs-Maximilians Universität bekleidete er nicht zuletzt deshalb recht spät und überdies sehr kurzfristig, konnte sich aber seit 1835 als ordentliches (und somit besoldetes) Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften – neben einer eifrigen publizistischen Tätigkeit – doch seinen einschlägigen Neigungen widmen.

Deutlich stringenter verlief die wissenschaftliche Karriere bei Thiersch. Frühzeitig etablierte er sich als ein den Idealen des Neuhumanismus verpflichteter Reformier auf dem Gebiet des bayerischen Gymnasialwesens. Überdies bekleidete er bereits seit 1826 eine Professur für Philologie an der Münchner Universität und übte bald einen nicht geringen Einfluss als Sekretär der philosophisch-philologischen Klasse und schließlich als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften aus, was ihn letztlich im Streit mit Fallmerayer zeitweilig begünstigen sollte.

Während die philhellenischen Neigungen bei Friedrich Thiersch früh zutage traten und zeitlebens eine feste Größe in dessen Denken darstellten, wird man auch Fallmerayer eine solche Grundhaltung – wenn auch mit ausschließlicher Beschränkung auf das Klassische Griechenland – kaum streitig machen können. Zwar hatte die Forschung bislang vorrangig dessen öffentlichkeitswirksame These über die slawische Abkunft der Neugriechen im Blick, doch wurde dabei häufig übersehen, dass auch in den Schriften des vormaligen Griechisch-Lehrers eine Bewunderung für die Ideale des antiken Hellas immer wieder greifbar ist.⁷

In der Aufnahme und Fortentwicklung ihrer philhellenischen Sichtweisen waren beide zweifellos durch ihre akademischen Lehrer bestärkt worden. Bei Thiersch handelte es sich dabei um so bekannte Größen wie den Philologen Johann Gottfried Hermann (1772-1848) in Leipzig oder Christian Gottlob

6 Jakob Philipp Fallmerayer. *Geschichte des Kaisertums von Trapezunt*. München: Weber, 1827.

7 Siehe beispielsweise: Jakob Philipp Fallmerayer. *Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters*, Teil 1. Stuttgart 1830 (Nachdr. Hildesheim: Olms, 1965), S. III-V; ders. *Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters*, Teil 2. Stuttgart 1836 (Nachdr. Hildesheim: Olms, 1965), S. VII; ders. *Einfluß* (wie Anm. 1). S. 16; vgl. Leeb. Fallmerayer (wie Anm. 5). S. 28, 56.

Heyne (1729-1812) in Göttingen. Während Hermann in der umfassenden Kenntnis der antiken Sprachen den Schlüssel für das Verständnis der Antike sah, erwarb sich Heyne das Verdienst, maßgeblich an der Verwissenschaftlichung der Erforschung des Klassischen Altertums, nicht zuletzt am Beispiel der antiken Mythologie, beigetragen zu haben. Fallmerayer hörte dagegen in Landshut den aus Jena kommenden klassischen Philologen Friedrich Ast (1778-1841). Dieser Vertreter des Jenaer Neuhumanismus sah gerade in der griechischen Antike das wichtigste Vorbild für die zeitgenössischen Bildungsanforderungen. Sein Motto lautete dementsprechend: „Bilde dich griechisch!“⁸ Bezeichnenderweise beschränkte sich das Verhältnis von Thiersch und Fallmerayer zu ihren jeweiligen Lehrern keineswegs auf den Hörsaal. Vielmehr pflegten beide auch nach ihrer Studienzeit einen privaten, ja freundschaftlichen Umgang mit diesen, was ohne ein Mindestmaß an geistiger Übereinstimmung wohl kaum denkbar gewesen wäre.

II. Der Philhellenismus als Ausdrucksform bürgerlicher und nationaler Identität

An dieser Stelle muss sich zwangsläufig die Frage stellen, aus welchen Wurzeln sich diese Überhöhung insbesondere des Klassischen Griechenland innerhalb des Bürgertums in Deutschland speiste. Kaum überraschen dürfte dabei, dass die Ursachen für das Phänomen des spezifisch deutschen Philhellenismus in erster Linie auf die umfassenden gesellschaftlichen und politischen Umwälzungen am Übergang vom *Ancien Régime* zur Moderne zurückzuführen sind. Nicht zufällig lassen sich die Anfänge dieser Bewegung in den 1790er Jahren ausmachen, als die Erschütterungen der Französischen Revolution auch Deutschland erreichten. Gerade die Expansion der Ideen von Freiheit und Gleichheit im Gefolge der napoleonischen Heere, die Auflösung des ehrwürdigen Heiligen Römischen Reiches und die damit einhergehende Aufwertung der partikularen Kräfte in Gestalt souveräner Territorialstaaten sind in der Gesamtheit ihrer Auswirkungen kaum zu überschätzen. Mögen diese etwa für die einfache Landbevölkerung mitunter noch überschaubar gewesen sein, so sah sich namentlich das aufstrebende

8 Kirchner. *Thiersch* (wie Anm. 4). S. 24; Leeb. *Fallmerayer* (wie Anm. 5). S. 15f.; vgl. Sotera Fornaro. „Bayern“. *Der Neue Pauly* (wie Anm. 3), Bd. 13 (1999): Sp. 431-447, hier: 437f.

Bürgertum vermehrt neuen Aufgabenfeldern gegenübergestellt, während zugleich traditionelle Kernelemente in Staat und Gesellschaft einem Bedeutungswandel unterworfen waren.⁹

Angesichts dieser Umwälzungen überrascht es kaum, dass gerade die akademisch gebildeten Angehörigen des aufgewerteten bürgerlichen Standes nach neuen Identifikations- und Ausdrucksformen suchten.¹⁰ Nicht zuletzt bei den beiden hier interessierenden Persönlichkeiten mag dieses Bedürfnis besonders ausgeprägt gewesen sein, war doch dem Dorfschulzensohn Thiersch ebenso wie Fallmerayer, dem Spross eines Bergbauern, binnen weniger Jahre ausschließlich über den Weg einer akademischen Ausbildung ein beachtlicher Aufstieg innerhalb der sozialen Hierarchie gelungen. Eine – wenngleich sicherlich nicht die einzige – Möglichkeit, Halt und Orientierung am neu erworbenen Standort innerhalb der Gesellschaft zu finden, bot die idealisierende Beschäftigung mit der Antike. Deren identifikationsstiftende Eignung resultierte nicht zuletzt daraus, dass sie ganz wesentlich einer akademisch gebildeten Elite vorbehalten war, die sowohl die intellektuellen und fremdsprachlichen Voraussetzungen als auch die notwendige Muße aufbringen konnte, sich im Gegensatz zur früheren bloßen Liebhaberei des Adels mit einer zunehmend ausdifferenzierten und verwissenschaftlichten Altertumskunde und ihren Fragestellungen auseinanderzusetzen.

Die These von Gerrit Walther, wonach in der Frühen Neuzeit die Beschäftigung mit der Antike nicht wenigen Angehörigen des Adels als exklusives Ausdrucksmittel des eigenen Standesverständnisses gedient habe, kann somit auch und vor allem auf den Teil des Bildungsbürgertums im frühen 19. Jahrhundert angewendet werden, dem binnen einer Generation der Aufstieg

9 Theodor Schieder. „Partikularismus und Nationalbewußtsein im Denken des deutschen Vormärz“. *Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz 1815-1848*. Hg. Werner Conze. Stuttgart: Klett 1970. S. 9-38, hier S. 16; Wolfgang Zorn. „Gesellschaft und Staat im Bayern des Vormärz“. Ebd., S. 113-142, hier S. 129; vgl. Andreas Dörner. *Politischer Mythos und symbolische Politik. Sinnstiftung durch symbolische Formen am Beispiel des Hermannsmythos*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1995, S. 98ff.; Thomas Nipperdey. *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*. München: C.H. Beck, 1983, S. 301f. Ausführlich zur Ausbildung der „bürgerlichen Gesellschaft“ seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts: ebd., S. 255ff.

10 Vgl. Gerrit Walther. „Adel und Antike. Zur politischen Bedeutung gelehrter Kultur für die Führungselite der Frühen Neuzeit“. *Historische Zeitschrift* 266 (1998): S. 359-385, hier S. 383.

innerhalb der sozialen Hierarchie gelungen war.¹¹ Wenngleich keineswegs mit den Bedingungen der Gegenwart vergleichbar, so war namentlich seit dem ausklingenden 18. Jahrhundert immer häufiger die Überwindung gesellschaftlicher Schranken durch die Aneignung von (Hochschul-)Bildung möglich geworden. Bezeichnenderweise ist daher die intensive Rezeption antiker Ideale nicht nur für die beiden sozialen Aufsteiger Thiersch und Fallmerayer nachweisbar, vielmehr weisen nicht wenige andere Philhellenen dieser Zeit durchaus vergleichbare Lebenswege auf.¹²

Daneben darf eine weitere wichtige Voraussetzung für die Hellenenverehrung im Deutschland des frühen 19. Jahrhunderts nicht vernachlässigt werden. So hatte gerade innerhalb der akademisch gebildeten Kreise die romantische Vorstellung weite Verbreitung gefunden, wonach die Deutschen in kultureller Hinsicht als eine besonders herausragende Nation und folgerichtig als die „Griechen der Neuzeit“ galten. Die Flucht in solche Selbstbilder konnte gerade angesichts der politischen Realitäten und der vermeintlichen Analogien zur griechischen Polis-Welt mit ihren bedeutenden Leistungen auf fast allen Gebieten von Kunst und Wissenschaft zumindest temporär einen adäquaten nationalen Identitätsrahmen vermitteln.¹³ Besonders geeignet schienen solche Konstrukte wiederum für das wenig radikalisierte liberale Bildungsbürgertum, zu dem auch Thiersch und – mit einigen Einschränkungen – Fallmerayer zählten. So veranschaulichen etwa Thierschs Pamphlete anlässlich des beginnenden griechischen Freiheitskampfes zwar eine durchaus liberale Gesinnung, doch deutet dessen auffällig schnelle Distanzierung von den darin geäußerten Thesen im September 1821 kaum auf eine revolutionäre Einstellung des Gelehrten hin.¹⁴ Auch Fallmerayer,

11 Walther. „Adel“ (wie Anm. 10). passim, bes. S. 384.

12 Ein weiteres Beispiel stellt etwa Thierschs Doktorvater Heyne dar, der ebenfalls aus einfachen Verhältnissen stammte.

13 Landfester. „Griechen“ (wie Anm. 2). S. 208ff.; Jörg Echternkamp. *Der Aufstieg des deutschen Nationalismus (1770-1840)*. Frankfurt a.M., New York: Campus, 1998, S. 69ff., 413; Heinrich August Winkler. *Der lange Weg nach Westen*, Bd. 1. *Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik*. München: C.H. Beck, 2000, S. 37, 62; vgl. hierzu auch Schieder. „Partikularismus“ (wie Anm. 9). S. 31f.

14 Christoph Hauser. *Anfänge bürgerlicher Organisation. Philhellenismus und Frühliberalismus in Südwestdeutschland*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1990, S. 43ff.; Regine Quack-Eustathiades. *Der deutsche Philhellenismus während des griechischen Freiheitskampfes 1821-1827*. München: Oldenbourg,

obgleich sicherlich der unkonventionellere Charakter von beiden, kann in erster Linie als kritischer Freigeist, nicht jedoch als ein kompromissloser Anhänger des radikalen Liberalismus in Deutschland gesehen werden.¹⁵ Trotz ihrer vielfältigen geistigen und intellektuellen Übereinstimmungen sowie biographischen Analogien sollten aber Thiersch und Fallmerayer in einer Frage aneinandergeraten, die namentlich den Stellenwert der neuzeitlichen Griechen innerhalb des deutschen Philhellenismus maßgeblich betraf.

III. Die Auseinandersetzung über die Herkunft der modernen Hellenen

Bereits die Berichte von Griechenlandreisenden oder von zurückkehrenden Freiwilligen im griechischen Freiheitskampf waren in Bezug auf die zeitgenössischen Bewohner von Peloponnes und Attika meist wenig schmeichelhaft ausgefallen. Darin wurden diese zumeist als ungebildet, hinterlistig und noch dazu undankbar gescholten, während ihre im Vergleich zu mitteleuropäischen Verhältnissen recht einfache Lebensweise oft alles andere als Bewunderung aufkommen ließ.¹⁶ In auffälligem Gegensatz dazu wurden die Landschaft, vor allem aber die Zeugnisse der antiken Vergangenheit stets mit positiven Schilderungen bedacht.¹⁷

Diese unterschiedlichen Wahrnehmungen der griechischen Realität konterkarierten zwangsläufig die bis dahin romantisch geprägten Vorstellungen über eine Kontinuität der hellenischen Bevölkerung Griechenlands,

1984, S. 48f.; Kirchner. *Thiersch* (wie Anm. 4). S. 14; Loewe. „Thiersch“ (wie Anm. 4). S. 23; Ludwig Spaenle. *Der Philhellenismus in Bayern 1821-1832*. München: Hieronymus, 1990, S. 59ff.

15 Vgl. Leeb. *Fallmerayer* (wie Anm. 5). S. 23, 25f., 43. Im Gegensatz dazu stellte der organisierte Philhellenismus der 1820er Jahre eine Bewegung mit liberaler und national-revolutionärer Zielsetzung dar. Seine Protagonisten strebten letztlich eine gesellschaftliche Modernisierung und Politisierung in Deutschland selbst an. Als indirekt wirksames Mittel hierfür dienten ihnen auch die vor allem in Süddeutschland zahlreichen Griechenvereine. Hierzu ausführlich und überzeugend: Hauser. *Anfänge* (wie Anm. 14). passim, v.a. S. 238; Winkler. *Weg* (wie Anm. 13). S. 76.

16 Irmscher. *Philhellenismus* (wie Anm. 3). S. 26-28; Quack-Eustathiades. *Philhellenismus* (wie Anm. 14). S. 70ff.; Hauser. *Anfänge* (wie Anm. 14). S. 80f.

17 Quack-Eustathiades. *Philhellenismus* (wie Anm. 14). S. 68ff.

als deren unerschütterlicher Anhänger sich schließlich Thiersch entpuppte. Die Briefkorrespondenz seiner (ersten) Griechenlandreise von 1831/32 zeigt dies ganz deutlich.¹⁸ Immer wieder tauchen darin direkte Vergleiche zwischen Antike und Gegenwart auf. So berichtet er beispielsweise über ein Abendessen mit seinen einheimischen Gastgeber bei Mykene, die ihr Mahl „gleich den homerischen Helden“ verzehrt hätten.¹⁹ Über Nauplion in der Argolis schreibt er, die Stadt „[...] stimmt so vollkommen mit den Nachrichten der Alten über ihr häusliches [sic!] und das Innere ihrer Städte [überein], dass sich hier jedem, der jenes weiß, die Vorstellung aufdringen muss, er sehe eine altgriechische Stadt [...]“.²⁰ Aus der „männlichen Schönheit des griechischen Geblütes“ glaubte er überdies schließen zu können, „dass weit mehr aus der althellenischen Ader geflossen [ist], als man gewöhnlich annimmt.“²¹ Regelrecht ins Schwärmen geriet Thiersch auf der Ägäis-Insel Ikaria. Seiner Überzeugung nach sei diese „bewohnt von Menschen, die im Zustande alter Armut und Rauheit mehr von althellenischen Sitten und Sprache erhalten haben, als vielleicht irgend ein Teil von Griechenland.“²²

Im Gegensatz zu dieser enthusiastischen Sicht auf Land und Leute des soeben in die Unabhängigkeit entlassenen Griechenland hatte Fallmerayer in dem 1830 erschienenen ersten Band seiner Monographie über die *Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters* die für ihn offenkundigen Unterschiede zwischen den wenig kritischen philhellenischen Idealvorstellungen und der neugriechischen Realität verarbeitet.²³ Anhand von historischen Zeugnissen sowie sprachlichen Besonderheiten stellte er darin die überspitzte Hypothese auf, dass nach mehreren spätantiken und mittelalterlichen Einwanderungswellen das hellenische Element im neuzeitlichen Griechenland praktisch vollständig von einem slawischen bzw. albanischen Volkstum verdrängt worden sei.²⁴

18 Friedrich Thiersch. *Reisebriefe aus Griechenland (1831-1832)*. Hg. Evangelos Konstantinou u.a. Frankfurt a. M.: Lang: 2010, S. 189-305.

19 Ebd., S. 216 (28. September 1831, Mykenä).

20 Ebd., S. 218 (30. September 1831, Nauplia).

21 Ebd., S. 303 (6. Juli 1832, Nauplia).

22 Ebd., S. 256f. (16. Februar 1832, Samos).

23 Fallmerayer. *Morea*, Bd. 1 (wie Anm. 7). passim. Der geographische Begriff „Morea“ ist die zeitgenössischen Bezeichnung für die Peloponnes-Halbinsel.

24 Dies erfolgte in Anlehnung an die erste ähnliche, wenngleich gemäßigtere Einschätzung des Engländers Leake aus dem Jahre 1814. William M. Leake. *Researches in Greece*. London 1814, S. 61ff., 254f., 378ff. Bestärkt wurde Fall-

Eine solche in der Phase einer ausklingenden Hellenenbegeisterung getroffene Aussage musste nicht zuletzt Thiersch unmittelbar treffen. Trotzdem scheint der Streit zwischen den beiden erst schrittweise eskaliert zu sein, brach man doch noch im Spätsommer 1831 gemeinsam in Richtung Griechenland auf. Als sich in Triest die Wege trennten, da, wie Thiersch schreibt, die Reisegruppe „des guten Professors Fallmerayer“ vorerst nicht nach der Peloponnes sondern in Richtung Ägypten aufbrach, bedauerte er seinen deshalb „schwermütigen“ Kollegen.²⁵

Andererseits sammelten beide unabhängig voneinander gerade auf diesen Reisen weitere Belege zur Untermauerung ihrer jeweiligen Standpunkte. So schrieb der auf Umwegen schließlich doch noch in Griechenland angelangte Fallmerayer am 1. Februar 1834 an den Innsbrucker Gymnasialprofessor Johann Mayr: „Ganz Attika ist von albanischredenden Leuten bewohnt und selbst in der Hauptstadt fanden wir viele, die des Griechischen noch kaum zur Noth kundig sind. In Böotien ist es, drei Ortschaften ausgenommen, derselbe Fall.“²⁶

Thiersch hatte dagegen in der gebirgigen Landschaft Lakoniens einige Ortschaften bereist, deren Bewohner „unter andern einen ganz eigentümlichen, dem aldlakonischen sehr nahen Dialekt reden, in dem zugleich vieles andere Altgriechische sich erhalten hat.“²⁷ Gestützt auf diese Feldstudien trug Thiersch am 3. November 1832 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Auszüge aus seiner Abhandlung *Ueber die Sprache der Zakonen* vor. Darin erbrachte er den Nachweis, dass Überreste der antiken Sprache wenigstens in den unzugänglichen Teilen des Landes bis in die Gegenwart überdauert hatten. Überdies habe ihm zufolge das Zakonische eine „sprachbildende“ Kraft auf die eingewanderten nichtgriechischen Stämme ausgeübt.²⁸ Bei dieser Annahme

merayer in seiner Einschätzung überdies von dem Byzantinisten Karl Benedikt Hase. Hase an Fallmerayer vom 16. März 1829, zit. nach Leeb. *Fallmerayer* (wie Anm. 5). S. 54; vgl. Reinhard Lauer. „Jakob Philipp Fallmerayer und die Slaven“, in: Thurnher. *Fallmerayer* (wie Anm. 5). S. 125-157, hier: 146-150.

25 Thiersch. *Reisebriefe* (wie Anm. 18). S. 200 (3. September 1831, Triest).

26 Fallmerayer an Mayr vom 11. Februar 1834, zit. nach Leeb. *Fallmerayer* (wie Anm. 5). S. 69. Fallmerayer war erst im Oktober 1833 auf der Peloponnes eingetroffen.

27 Thiersch. *Reisebriefe* (wie Anm. 18). S. 274 (12. Mai 1832, Nauplia).

28 Friedrich Thiersch. *Ueber die Sprache der Zakonen*. München: Lindauer, 1835, S. 552ff., besonders 555f., 558f., 573f.; vgl. hierzu auch: Loewe. „Thiersch“ (wie Anm. 4). S. 147-152.

kam ihm freilich die bis dahin übliche Sichtweise entgegen, wonach allein die Sprache das entscheidende Kriterium für die nationale Zugehörigkeit sei.²⁹ Zwar ist auch in dieser Hinsicht gerade für die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts ein gewisser Wandel konstatierbar, doch fehlte es an einer allgemein anerkannten, umfassenderen Definition für die „gemeinschaftliche Abkunft“ einer Menschengruppe.³⁰

Gerade in diese Richtung zielte wenig später Fallmerayers Gegenthese ab. In seiner noch im selben Jahr publizierten Antrittsrede als frischgebackenes ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vom 25. August 1835 gestand er „dem berühmten Verfasser“ der Studie über die Zakonen zwar eine „gründliche“ Aufnahme von deren altertümlichem Dialekt zu. Er bestritt jedoch vehement, dass diese tatsächlich auch Nachkommen der Hellenen seien.³¹ Dabei verwarf er die ausschlaggebende Relevanz der sprachlichen Überreste für die strittige Frage und erneuerte ausführlich sein im Morea-Band entworfenen hellenistisches Untergangs-Szenario. Während Thiersch neben seiner sprachwissenschaftlichen Argumentation die „gemeinschaftliche Abkunft“ der Zakonen über ein vermeintlich dem romantisch-idealisierenden Antlitz der antiken Griechen ähnliches Erscheinungsbild und Übereinstimmungen in deren geistigen und charakterlichen Eigenschaften zu definieren suchte³², markierte Fallmerayers Verständnis von nationaler Zugehörigkeit einen ersten Schritt hin zu einer moderneren, in ihren späteren Ausformungen allerdings nicht unproblematischen Sichtweise. So hatte er bereits im ersten Morea-Band behauptet, dass „nicht ein Tropfen ächten und ungemischten Hellenenblutes [...] in den Adern der

29 Vgl. Nipperdey. *Geschichte* (wie Anm. 9). S. 301; Hagen Schulze. *Der Weg zum Nationalstaat. Die deutsche Nationalbewegung vom 18. Jahrhundert bis zur Reichsgründung*. München: dtv, 1985, S. 62f.; Winkler. *Weg* (wie Anm. 13). S. 11, 34; vgl. auch die analoge Argumentation der Fallmerayer-Kritiker Kopitar (1830), zitiert nach Lauer. „Fallmerayer“ (wie Anm. 24). S. 147, und Eduard Zacharias von Lingenthal (1840), zitiert nach Georg Pfligersdorfer. *Eine weniger bekannte Stellungnahme zu Fallmerayers Griechenthese*, in: Thurnher. *Fallmerayer* (wie Anm. 5). S. 159-170, hier: 160.

30 Nipperdey. *Geschichte* (wie Anm. 9). S. 310f.; Zitat aus: Fr. Chr. Karl Schunck. *Staatsrecht des Königreichs Baiern*. Erlangen 1824, S. 28, zit. nach: Schieder. *Partikularismus* (wie Anm. 9). S. 32.

31 Fallmerayer. *Einfluß* (wie Anm. 1). S. 63f.

32 Thiersch. *Sprache* (wie Anm. 28). S. 573; vgl. Loewe. „Thiersch“ (wie Anm. 4). S. 99.

christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands“ mehr fließe.³³ Vornehmlich suchte er diese Behauptung zwar wiederum in erster Linie durch mittelalterliche Schriftzeugnisse und den Nachweis slawischer Ortsnamen zu belegen. Daneben verwies Fallmerayer aber auch auf eine angeblich „albanesische Körperbildung [und] Gesichtszüge“ bei den Neugriechen.³⁴ Von einem regelrechten „Rassendenken“ im biologischen Sinne, wie ihm dies später immer wieder vorgeworfen wurde, kann man freilich hier noch kaum sprechen. Dazu blieben diese Bemerkungen zu vage und ungeordnet. Trotzdem entsprang Fallmerayers Definition nationaler Zugehörigkeit den Tendenzen einer neuen Zeit.³⁵

Nicht zuletzt deshalb argumentierten die beiden Kontrahenten in der Folge eher aneinander vorbei, was den Streit mitunter unsachlicher und erbitterter werden ließ. So reagierte Thiersch auf Fallmerayers publizierte Fassung seiner Antrittsvorlesung in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mit einer Rezension in der *Allgemeinen Zeitung* vom 28. Oktober 1835, wobei er sich die aktuelle bayerische Politik zunutze machte.³⁶ Nachdem bereits seit rund zehn Jahren der philhellenisch gesinnte Ludwig I. auf dem bayerischen Thron saß³⁷, hatte wenige Monate zuvor, am 1. Juni 1835, die Erhebung von dessen Sohn Otto zum griechischen König stattgefunden.³⁸ Dementsprechend herausfordernd überschrieb Thiersch seinen Artikel mit der Frage: „Regiert der König Otto über Griechen oder über Slaven?“³⁹ Fallmerayer war sich der Absicht dieses gezielten Seitenhiebes durchaus bewusst,

33 Fallmerayer. *Morea*, Bd. 1 (wie Anm. 7). S. IV.

34 Fallmerayer. *Einfluß* (wie Anm. 1). S. 49; ders. *Morea*, Bd. 1 (wie Anm. 7). S. XII. Dort spricht Fallmerayer von einer „Bevölkerung mit slavischer Gesichtsbildung“ und von „den bogenförmigen Augenbraunen [sic!] und den harten Zügen albanischer Gebirgshirten“, die „gewiß nicht aus dem Blute eines Narcissus, eines Alcibiades und Antinous entsprossen“ seien; vgl. Lauer. „Fallmerayer“ (wie Anm. 24). S. 148.

35 Problematisch hierzu: Kirchner. *Thiersch* (wie Anm. 4). S. 195. Dort ist von einer angeblich „richtigen Rassenhypothese“ Fallmerayers die Rede.

36 *Allgemeine Zeitung* Nr. 301 (Außerordentliche Beilage Nr. 432/433) vom 28. Oktober 1835, „Regiert der König Otto über Griechen oder über Slaven?“

37 Vgl. Heinz Gollwitzer. *Ludwig I. von Bayern. Eine politische Biographie*. München: Ludwig, 1997, S. 472ff.; Leeb. *Fallmerayer* (wie Anm. 5). S. 57f.

38 Gollwitzer. *Ludwig* (wie Anm. 37). S. 483.

39 *Allgemeine Zeitung* Nr. 301 (Außerordentliche Beilage Nr. 432/433) vom 28. Oktober 1835, „Regiert der König Otto über Griechen oder über Slaven?“

plädierte er doch in einer kurzen Replik für eine „Beiseitelassung [sic!] von Kabinetten, Diplomaten und politischen Einmischungen“ und forderte eine ausschließlich wissenschaftliche Behandlung des Disputes „in einer zwischen Gelehrten üblichen Weise“. ⁴⁰

Wenige Monate später legte Fallmerayer nach, indem er den zweiten Band seiner Morea-Studie erscheinen ließ. Es dürfte kaum überraschen, dass seine Slawen-These auch diesmal keinerlei Relativierung erfahren hatte. ⁴¹ Dementsprechend setzte sich auch der Streit mit Thiersch – wenngleich mit Unterbrechungen – fort, wobei Fallmerayers zunehmend ideologisch aufgeladenes Postulat von einem angeblich bevorstehenden großen Konflikt zwischen Germanen und Slawen, respektive einem lateinischen und einem griechisch-orthodoxen Christentum, zusätzlich eskalierend wirkte. ⁴² Dass die publizistische Auseinandersetzung teilweise groteske Züge anzunehmen drohte, überrascht daher wenig. So bezeichnete Thiersch seinen „missgelaunten Freund“ beispielsweise als „Schutzredner des Slaventhums“ mit „wahnsinnigen“ Vorstellungen und blockierte in seiner Funktion als stellvertretender Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften einen Vortrag Fallmerayers über die „Politik des Orients“. ⁴³ Dessen zwischenzeitlich weit über die griechische Frage hinausreichende Thesen über die Zukunft des christlichen Abendlandes titulierte Thiersch hingegen nur noch als realitätsferne Schreckensvision. ⁴⁴ Neben den Artikeln Fallmerayers in der *Allgemeinen Zeitung* sprechen auch dessen bissige Tagebucheinträge eine eindeutige Sprache über das zugespitzte wechselseitige Verhältnis. Während dort in der ersten Jahreshälfte 1840 von einer „Feindschaft mit Thiersch“ die Rede ist, verschärfte

40 *Allgemeine Zeitung* Nr. 317 vom 13. November 1835, „Was ist auf den Artikel ‚Ob König Otto I über Hellenen oder Slaven regiere‘ zu antworten?“

41 Fallmerayer. *Morea*, Bd. 2 (wie Anm. 7).

42 *Allgemeine Zeitung* Nr. 165-166 vom 13./14. Juni 1840, „Die deutschen Publicisten und die ‚europäische Pentarchie‘“.

43 *Allgemeine Zeitung* Nr. 43-45 vom 12.-14.2.1841, „Griechenland und der Orient“; *Allgemeine Zeitung* Nr. 182-184 vom 30. Juni, 1./2. Juli 1840, „Preußen und Deutschland gegenüber den pentarchischen Grundsätzen und ihren neuesten Schutzrednern“; *Allgemeine Zeitung* Nr. 228 vom 15. August 1844, „Die Krisis des Ministeriums Maurokordatos“; Leeb. *Fallmerayer* (wie Anm. 5). S. 112, 114.

44 *Allgemeine Zeitung* Nr. 332-334 vom 28.-30. November 1842, „Politische Ueberschau“.

sich der Ton, nachdem dieser den Vortrag Fallmerayers verhindert hatte.⁴⁵ So lautete der Eintrag vom 29. August 1842: „Mit dem Mann gibt es noch einen Strauß.“⁴⁶ Gut zwei Monate später wollte sich Fallmerayer „Th[ier]schs Ruin ausgedacht“ haben, indem er „eine Reihe von Artikeln über den Orient“ in der *Allgemeinen Zeitung* zu veröffentlichen gedachte.⁴⁷

Der auf diese Weise ausgetragene, kaum mehr sachliche Streit sollte sich noch einige Jahre hinziehen, doch verlagerte sich – entsprechend dem zwischenzeitlich erheblich nachlassenden öffentlichen Interesse für Griechenland und den Philhellenismus – der Schwerpunkt immer mehr auf die Politik der europäischen Mächte und den von Fallmerayer postulierten Ost-West-Gegensatz.⁴⁸

IV. Fazit

Der Disput zwischen Friedrich Thiersch und Jakob Philipp Fallmerayer markiert die Phase des Niedergangs des spezifisch deutschen Philhellenismus. Beide vertraten ihre jeweiligen Standpunkte mit besonderer Verve. Dabei lässt sich die romantische Sichtweise Thierschs als Versuch einer Bewahrung des idealisierenden Bildes eines fortexistierenden edlen Hellenentums in neuem Gewande interpretieren, das zusätzlich durch den überwiegend politisch motivierten Staats-Philhellenismus im Königreich Bayern gestützt wurde. Gleichzeitig muss auch Fallmerayers Hypothese einer „totalen Vernichtung“ der „alten“ Griechen als deutlich überzeichnet bewertet werden.

45 Fallmerayer, (Tagebucheintrag 1. April-30. Juni 1840), zit. nach: Leeb. *Fallmerayer* (wie Anm. 5). S. 112.

46 Fallmerayer (Tagebucheintrag vom 29. August 1842), zit. nach: ebd., S. 114. Der Begriff „Strauß“ ist hier in der Bedeutung „Auseinandersetzung, Streit“ zu verstehen.

47 Jakob Philipp Fallmerayer. *Schriften und Tagebücher*, Bd. 2. Hg. Hans Feigl/Ernst Molden. München-Leipzig: Georg Müller, 1913, S. 284 (Eintrag vom 26. Oktober 1842).

48 Nichtsdestotrotz veröffentlichte Fallmerayer noch in seinen letzten Lebensjahren im Rahmen der Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften drei weitere Teilstudien, die seine Slawen-These weiter untermauern sollten: Jakob Philipp Fallmerayer. *Das albanesische Element in Griechenland*. München: Verlag der Königlichen Bayrischen Akademie der Wissenschaften, 1857-61.

Trotzdem erwies sich seine Sichtweise, im Gegensatz zu der zunehmend anachronistischen Thierschs, als die letztlich modernere. Wenngleich Fallmerayer sicherlich nicht als Begründer eines biologisch definierten Rassebegriffs gesehen werden kann, so erscheint er aber durchaus als einer der theoretischen Wegbereiter eines die kommenden Jahrzehnte immer mehr prägenden nationalen, ja nationalistischen Denkens in Deutschland und Europa.

Harald Lönnecker (Koblenz)

„In Hellas geht die Sonne der Freiheit auf!“

Studentische Griechenland-Begeisterung seit 1820

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg, 1913, fragte das Athener Nationalmuseum beim Geheimen Hofrat Prof. Dr. Herman Haupt (1854-1935), Vorsitzenden der Burschenschaftlichen Historischen Kommission (BHK) in Gießen, an, ob die Kommission und das von ihr in der Gießener Universitätsbibliothek unterhaltene Burschenschaftliche Archiv angesichts der nahenden 100-Jahr-Feiern des griechischen Unabhängigkeitskrieges etwas beisteuern könne über Burschenschafter, von denen „viele sich hervorragend und führend an der Befreiung unseres griechischen Vaterlandes beteiligten [...] und sich um seine Freiheit verdient machten“.¹ Der Krieg unterbrach die erst 1919/20 wieder aufgenommene Korrespondenz, Haupt sagte Hilfe und Unterstützung der BHK wie des Archivs zu, welches sich mit etlichen Ausstellungsstücken von schwarz-rot-goldenen Bändern bis hin zu Flugschriften, Briefen, Erinnerungen usw. an der vom Nationalmuseum ausgerichteten Ausstellung beteiligte.² Großes Interesse hatte das Museum an Listen der beteiligten Burschenschafter, die, soweit ermittelt, Haupt kopieren und nach Athen senden ließ³, und insbesondere an solchen, die wie Johann Daniel Elster (1796-

-
- 1 Der Schriftverkehr in: Bundesarchiv, Koblenz, DB 9 (Deutsche Burschenschaft) (künftig zit. BAK, DB 9), O. GfbG (BHK), Benutzer, 1913-1914, hier Schreiben v. 25.10.1913; zur BHK: Harald Lönnecker. „*Das Thema war und blieb ohne Parallel-Erscheinung in der deutschen Geschichtsforschung*“. *Die Burschenschaftliche Historische Kommission (BHK) und die Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung e. V. (GfbG) (1898/1909-2009). Eine Personen-, Institutions- und Wissenschaftsgeschichte*. Heidelberg: Winter, 2009; zu Haupt: ebd. S. 11-17.
 - 2 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), O. GfbG (BHK), Benutzer, 1921ff.; ebd. 1927ff.; ebd. Archiv, Korrespondenz 1927ff.; Lönnecker. *BHK/GfbG* (wie Anm. 1). S. 247.
 - 3 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), O. GfbG (BHK), Benutzer, 1921ff.; zu den Burschenschafterlisten Lönnecker. *BHK/GfbG* (wie Anm. 1). S. 172-182; ders. „Die Burschenschafterlisten – eines ‚der wichtigsten Hilfsmittel für die Kenntnis der deutschen politischen und Geistesgeschichte‘. Zur Entstehung und Entwicklung eines Gesamtverzeichnisses deutscher Burschenschafter“.

1857), Harro Harring (1798-1870) und Franz Lieber (1798-1872) über ihre Erlebnisse berichtet und sie zu Papier gebracht hatten.⁴ Besonderen Anklang fanden in der Ausstellung die zahlreichen studentischen Stammbuchblätter aus der ersten Hälfte der 1820er Jahre, insbesondere eines aus Jena, das wahrscheinlich 1821/22 entstand:

In Hellas geht die Sonne der Freiheit auf!
Wandeln wir ihm zu!
Richtet nach Süden euren Lauf!
Vergeßt der Philister Ruh!⁵

Schon das Nationalmuseum wollte wissen, ob der BHK Erkenntnisse darüber vorlägen, welche Wirkungen die burschenschaftliche Griechenlandbegeisterung gehabt hätte, woher und woraus sie sich ableitete, welche Wirkungen sie zeitigte, ob es Quellen und Gedrucktes gäbe und „wie überhaupt die Beziehungen zwischen der studierenden deutschen Jugend ab 1820/21 im Hinblick auf den um sich greifenden Phil-Hellenismus gewesen sind“.⁶ Eben diesen Fragen wollen wir uns zuwenden.

Herold-Jahrbuch. Hg. Peter Bahl i. A. des Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften zu Berlin. Neue Folge. Bd. 14. Neustadt a. d. Aisch, 2009. S. 153-170.

- 4 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschaftlerlisten, Elster, Johann Daniel; ebd. Harring, Harro; ebd. Lieber, Franz; Helge Dvorak. *Biographisches Lexikon der Deutschen Burschenschaft*. Bd. I: *Politiker*. Teilbd. 1-6. Heidelberg: Winter, 1996-2005, hier I/1. S. 251f.; ebd. I/2. S. 240-242; ebd. I/3. S. 284-287; s. auch den Beitrag von Frank Hethy. „Homers Volk – ist Homers Schande geworden“. Harro Harring – ein unbequemer Philhellene“ im vorliegenden Band.
- 5 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), A. 2. Stammbücher, 1726-ca. 1850, Stammbuchblätter-Sammlungen, Slg. Jena 1815-1834, Nr. 22 (ca. 1821/22) (Abschrift). Zur Bezeichnung „Philister“, die, je nach Gebrauchszusammenhang, sowohl „ehrenwerter ehemaliger Student“ wie „verachtenswerter Nichtakademiker“ bedeuten kann und hier in letzterem Sinne gebraucht ist: Friedhelm Golücke. *Studentenwörterbuch. Das akademische Leben von A bis Z*. 4. Aufl. Graz/Wien/Köln: Stocker, 1987. S. 344.
- 6 Siehe Anm. 1.

I. Studenten – Verbindungen – Burschenschaft

Studenten sind als künftige Akademiker das Führungspersonal von morgen. Das macht sie als Gegenstand der Forschung interessant. Zudem vereinen sich in der Studentenschaft Aspekte einer juristisch, kulturell und gesellschaftlich relativ geschlossenen Gruppe: Zunächst ist das Studententum eine zeitlich begrenzte Phase im Leben junger Erwachsener, die ein ausgeprägtes, studentische Traditionen weitergebendes Gruppenbewusstsein aufweisen und daher wenig soziale Kontakte zu anderen Schichten pflegen. Studenten sind familiärer Sorgen weitgehend ledig, auf Grund des deutschen, wissenschaftlichen und nicht erzieherischen Studiensystems in ihrem Tun und Lassen ausgesprochen unabhängig und wegen ihrer vorrangig geistigen Beschäftigung wenig auf vorhandene Denkmodelle fixiert. Besonderen Nachdruck verleihen studentischem Engagement die berufliche, soziale und finanzielle Ungewissheit, der instabile Sozialstatus: Studenten sind noch nicht gesellschaftlich integriert und stehen daher auch Kompromissen weitgehend ablehnend gegenüber. In ihren politischen Ideen und Idealen neigen Studenten deshalb zum Rigorismus. Daraus resultiert, Gegner zu bekehren, oder, wenn das nicht möglich ist, sie niederzukämpfen oder zu vernichten. Zudem: Bis weit in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein begriffen die Gesellschaft wie die Studenten sich selbst als Elite, die als Akademiker die führenden Positionen des öffentlichen Lebens einnehmen würden, woraus letztlich das für eine Avantgarderolle unerlässliche Selbstbewusstsein entstand. Damit einher ging eine anhaltende Überschätzung der eigenen Rolle, aber auch eine Seismographenfunktion gesellschaftlicher Veränderungen. Mehr noch, studentische Organisationen, die akademischen Vereine und Verbindungen hatten für die politische Kultur des bürgerlichen Deutschland von jeher eine Leitfunktion, spiegeln die Vielgestaltigkeit des gesellschaftlichen Lebens und sind mit den Problemen der einzelnen politisch-gesellschaftlichen Kräfte und Gruppen verzahnt.⁷

7 Zuletzt Harald Lönnecker. „In Leipzig angekommen, als Fuchslein aufgenommen“ – Verbindungen und Vereine an der Universität Leipzig im langen 19. Jahrhundert“. *Die Matrikel der Universität Leipzig*. Teilbd. II: *Die Jahre 1833 bis 1863*. Hg. Jens Blecher/Gerald Wiemers. Weimar: Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften, 2007. S. 13-48, hier S. 14-16; ders. *Zwischen Völkerring und Erstem Weltkrieg – Verbindungen und Vereine an der Universität Leipzig im 19. Jahrhundert*. Koblenz: Selbstverlag, 2008. S. 8-11; ders. „Studenten und Gesellschaft, Studenten in der Gesellschaft – Versuch eines Überblicks

Seit Beginn der mitteleuropäischen Universitätsgründungen im 14. Jahrhundert schlossen sich deutsche Studenten an der Hochschule zusammen.⁸ Diese Zusammenschlüsse, die akademischen Verbindungen oder Korporationen, sind keine rein kulturelle Besonderheit der deutschsprachigen Hochschulen, sondern beruhen auf einer besonderen Entwicklung. Sie war seit dem späten Mittelalter durch den Modus des freien Wohnens, Studierens und Lebens der Studenten und nicht zuletzt durch Territorialisierung geprägt, die ihren Ausdruck in den Staat und Kirche mit akademisch gebildeten Juristen und Klerikern versorgenden ‚Landesuniversitäten‘ fand. Dies galt nach der Reformation jedoch nicht mehr für die katholisch gebliebenen oder neugegründeten Universitäten, wo Studium und Studenten einem mehr oder weniger strengen Reglement unterworfen wurden.

Auf den nicht-katholischen Hochschulen entwickelte sich im 18. Jahrhundert, gebrochen durch die studentische, selbstdisziplinierend und verantwortungsethisch wirkende Reformbewegung ab etwa 1750, der Typus der Korporation, der für das 19. und 20. Jahrhundert bestimmend wurde. Sie war Integrations-, Symbol-, Ritual-, Hierarchisierungs-, Werte- und Weltanschauungs- sowie Lebensbundgemeinschaft. Da die neuhumanistische Universität Humboldts die selbständige geistige und sittliche Entwicklung des Studenten propagierte und das jugendliche Gemeinschaftsbedürfnis ignorierte, bildete, aber nicht erzog, bot sich diesem Typus ein weites Feld von Ansprüchen, die er sich zu eigen machte und auszufüllen suchte. Verbindung war daher auch ein Bildungsinstrument und -element, das nach eigenem Verständnis eine Lücke als Korrektiv der akademischen Freiheit ausfüllte und im Rahmen einer innerkorporativen Charakterbildung die wissenschaftlich-berufliche Ausbildung der Universität abzurunden versuchte, zugleich aber auch die Erziehung für die Zugehörigkeit zur Oberschicht der deutschen Gesellschaft bezweckte. In einem Satz: „Die Universitäten unterrichteten, die Verbindungen erzogen.“⁹

seit Beginn des 19. Jahrhunderts“. *Universität im öffentlichen Raum*. Hg. Rainer Christoph Schwinges. Basel: Schwabe, 2008. S. 387-438, hier S. 392-396; jeweils mit weiteren Nachweisen.

- 8 Hierzu u. im Folgenden: Lönnecker. „In Leipzig angekommen“ (wie Anm. 7). S. 15; ders. *Zwischen Völkerschlacht* (wie Anm. 7). S. 11f.; ders. „Studenten und Gesellschaft“ (wie Anm. 7). S. 396-398.
- 9 Zusammenfassend u. mit weiteren Nachweisen: Harald Lönnecker. „...nur den Eingeweihten bekannt und für Außenseiter oft nicht recht verständlich“. Studentische Verbindungen und Vereine in Göttingen, Braunschweig und Hanno-

Die studentischen Vereinigungen differenzierten sich immer mehr aus. Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts beherrschten Landsmannschaften und Orden die Studentenschaft. Sie stellten einen älteren Korporationstyp dar, korporativ-regionalistisch mit unpolitischer, geselliger Orientierung oder standen unter aufklärerisch-freimaurerischem Einfluss. Ihnen trat ab 1815 die Burschenschaft entgegen, ein neuer, assoziativ-nationaler Organisationstypus mit außeruniversitärer Orientierung an Nation und bürgerlicher Freiheit. „Burschenschaft“ bedeutete zuvor nicht mehr als „Studentenschaft“, erst ab diesem Zeitpunkt begann es einen bestimmten Korporationstypus zu bezeichnen, der sich selbst zunächst nicht als solcher verstand, sondern als Gesamtverband der organisierten Studierenden. Dieser Anspruch wurde bis um 1840 aufrechterhalten.¹⁰

Die Burschenschaft wurzelte in den Freiheitskriegen, stand unter dem Einfluss von Friedrich Ludwig Jahn, Ernst Moritz Arndt und Johann Gottlieb Fichte, war geprägt durch eine idealistische Volkstumslehre, christliche Erweckung und patriotische Freiheitsliebe. Diese antinapoleonische Nationalbewegung deutscher Studenten war politische Jugendbewegung – die erste in Europa – und die erste gesamt-nationale Organisation des deutschen Bürgertums, deren schwarz-rot-goldene Farben zu den deutschen wurden, die 1817 mit dem Wartburgfest die erste gesamtdeutsche Feier ausrichtete – wo mit den „Beschlüssen des 18. Oktober“ erstmals in Deutschland Grund- und Freiheitsrechte formuliert wurden – und die mit rund 3.000 Mitgliedern 1818/19 etwa ein Drittel der Studentenschaft des Deutschen Bundes umfasste.

ver im 19. und frühen 20. Jahrhundert“. *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 82 (2010): S. 133-162, hier S. 137; ders. „In Leipzig angekommen“ (wie Anm. 7). S. 15f.; ders. „Studenten und Gesellschaft“ (wie Anm. 7). S. 399f.

10 Hierzu u. im Folgenden: Lönnecker. *BHK/GfbG* (wie Anm. 1). S. 2-5; ders. „Profil und Bedeutung der Burschenschaften in Baden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. *Von der Spätaufklärung zur Badischen Revolution – Literarisches Leben in Baden zwischen 1800 und 1850*. Hg. Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlmann/Hansgeorg Schmidt-Bergmann. Freiburg i. Br./Berlin/Wien: Rombach, 2010. S. 127-157, hier S. 129-133; die ältere Literatur: ders. „Unzufriedenheit mit den bestehenden Regierungen unter dem Volke zu verbreiten“. Politische Lieder der Burschenschaften aus der Zeit zwischen 1820 und 1850“. *Lied und populäre Kultur. Song and Popular Culture*. Hg. Max Matter/Nils Grosch. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann, 2004. S. 85-131, hier S. 85f.; nach wie vor unverzichtbar: Paul Wentzcke/Georg Heer. *Geschichte der Deutschen Burschenschaft*. 4 Bde. Heidelberg: Winter, 1919-1939. 2. Aufl. 1965-1977.

Die zur nationalen Militanz neigende Burschenschaft, zu einem Gutteil hervorgegangen aus dem Lützowschen Freikorps, setzte ihr nationales Engagement in neue soziale Lebensformen um, die das Studentenleben von Grund auf reformierten. Aber nicht nur das: Die Studenten begriffen die Freiheitskriege gegen Napoleon als einen Zusammenhang von innerer Reform, innenpolitischem Freiheitsprogramm und Sieg über die Fremdherrschaft. Nationale Einheit und Freiheit wurden propagiert, Mannhaftigkeit und Kampfbereitschaft für das deutsche Vaterland – alles Intentionen, die sich kurz darauf nahtlos auf Griechenland übertragen ließen.

Dem Wartburgfest, der Gründung der Allgemeinen Deutschen Burschenschaft 1818 als erster deutscher überregionaler bürgerlicher Organisation und der Ermordung August von Kotzebues (1761-1819) durch den Burschenschafter Carl Ludwig Sand (1795-1820) folgten 1819 die Karlsbader Beschlüsse und die Unterdrückung der Burschenschaft. Sie wurde zu einer sich mehr und mehr radikalisierenden Bewegung an den deutschen Hochschulen, die bald mehr, bald weniger offiziell bestand.

War in der Urburschenschaft neben der Sicherung des Volkstums nach außen die „Erziehung zum christlichen Studenten“ für den Innenbereich bestimmend gewesen und der Zusammenhang von Wartburg, Luther und Reformation 1817 mehr als deutlich geworden, so ließ der Frankfurter Burschentag 1831 die Forderung nach „christlich-deutscher Ausbildung“ zu Gunsten einer zunehmenden Politisierung endgültig fallen. Der Stuttgarter Burschentag fasste im Dezember 1832 einen Beschluss zur Tolerierung und Förderung revolutionärer Gewalt zum Zweck der Überwindung der inneren Zersplitterung Deutschlands. Das mündete in die Beteiligung am Hambacher Fest und am Press- und Vaterlandsverein – der erste Versuch einer politischen Partei in Deutschland – sowie in den Frankfurter Wachensturm vom 3./4. April 1833, an dem vor allem Heidelberger, Erlanger, Würzburger und Münchner Burschenschafter beteiligt waren. Er löste eine neue Welle der Verfolgungen durch die eigens eingerichtete Bundeszentralbehörde in Frankfurt a. M. bis in die vierziger Jahre hinein aus, die der älteren burschenschaftlichen Bewegung das Rückgrat brach und den Wiederaufstieg alter Korporationstypen – der Corps – und den Aufstieg neuer – etwa der jüngeren Landsmannschaften und Fach- und konfessionellen Vereinen und Verbindungen – ermöglichte.¹¹

11 Lönnecker. „Studenten und Gesellschaft“ (wie Anm. 7). S. 405-407; ders. „In Leipzig angekommen“ (wie Anm. 7). S. 15-18; ders. „...nur den Eingeweihten

Die Burschenschaft der späten 1820er und der 1830er Jahre wandelte sich zusehends. Einmal nahm der Verfolgungsdruck nach dem Frankfurter Wachensturm nochmals stark zu. Dazu veränderte sich das geistige Klima in einer sich herausbildenden bürgerlichen Öffentlichkeit, neue intellektuelle und literarische Strömungen wie die der Junghegelianer – hier war Arnold Ruge (1802-1880) führend, Burschenschafter in Halle, Jena und Heidelberg¹² –, des „Jungen Deutschland“ – den Begriff prägte der Kieler und Bonner Burschenschafter Ludolf Christian Wienburg (1802-1872)¹³ – und der französischen utopischen Sozialisten kamen auf, begleitet von einer fortschreitenden Industrialisierung und tiefgreifenden gesellschaftlich-sozialen Umbrüchen. Der anhaltende Akademikerüberschuss der dreißiger und vierziger Jahre machte ein Studium zum Risiko. Oft war auf Jahre keine Anstellung in Staat und Kirche in Aussicht, was viele Studenten wiederum für die sozialen Probleme der Zeit sensibilisierte. Ausdruck fand dies im „Progreß“, einer in unterschiedlichen Ausprägungen auftretenden burschenschaftlichen Reform- und Erneuerungsbewegung.¹⁴

Der Einfluss der Burschenschaft auf das nationale Bewusstsein der Deutschen, ihren Einheits- und Freiheitswillen, ist überhaupt nicht hoch genug zu veranschlagen, vielfach haben die Burschenschaften dieses Bewusstsein erst geschaffen, machten es „Vom Elitebewußtein zur Massenbewegung“¹⁵: Viele der führenden Liberalen des Vormärz und weit darüber hinaus waren

bekannt“ (wie Anm. 9). S. 141; ders. „Unzufriedenheit“ (wie Anm. 10). S. 86-88; zu konfessionellen Verbindungen und Vereinen zuletzt zusammenfassend: ders. „Demut und Stolz, ...Glaube und Kampfesinn“. Die konfessionell gebundenen Studentenverbindungen – protestantische, katholische, jüdische“. *Universität, Religion und Kirchen*. Hg. Rainer Christoph Schwinges. Basel: Schwabe, 2011. S. 479-540.

- 12 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschafterlisten, Ruge, Arnold; Dvorak. *Lexikon* (wie Anm. 4) I/5. S. 143-145.
- 13 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschafterlisten, Wienburg, Ludolf Christian; Dvorak. *Lexikon* (wie Anm. 4) I/6. S. 297-300.
- 14 Lönnecker. „In Leipzig angekommen“ (wie Anm. 7). S. 26f.; ders. *Zwischen Völkerschlacht* (wie Anm. 7). S. 38f.; ders. „Profil und Bedeutung“ (wie Anm. 10). S. 131f.
- 15 Wolfgang Hardtwig. „Vom Elitebewußtein zur Massenbewegung. Frühformen des Nationalismus in Deutschland 1500-1840“. *Nationalismus und Bürgerkultur in Deutschland 1500-1914. Ausgewählte Aufsätze*. Hg. ders. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1994. S. 34-54, hier S. 47ff.

Burschenschafter¹⁶ und in der Revolution von 1848/49 spielte die Burschenschaft noch einmal eine wichtige Rolle.¹⁷ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entpolitisierten sich die Burschenschaften zumindest äußerlich und näherten sich bei aller gegenteiligen Rhetorik immer mehr dem traditionellen, vor allem von den Corps repräsentierten Korporationstypus mit eher gesellschaftlich-sozialem Schwerpunkt an, der nach 1850 und endgültig nach der Reichsgründung 1871 bestimmend wurde.¹⁸

Die Zugehörigkeit zu einer studentischen Korporation war für zahlreiche Akademiker und viele führende Persönlichkeiten des 19. und 20. Jahrhunderts ein konstitutives Element ihres späteren Lebens, das nicht überschätzt, keinesfalls aber auch unterschätzt werden sollte.¹⁹ Teilweise kannte man sich

16 Zahlreiche Beispiele in: Dvorak. *Lexikon* (wie Anm. 4); zwei Nachtragsbände sind in Vorbereitung; *Burschenschafter in der Paulskirche. Aus Anlaß der 150. Wiederkehr der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 im Auftrag der Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung (GfbG)*. Hg. Peter Kaupp. O. O. (Dieburg): Selbstverlag, 1999.

17 Ebd.; zusammenfassend zuletzt: Björn Thomann. „Die Rolle der Burschenschaften in Jena, Bonn und Breslau in der Revolution 1848/49“. *200 Jahre burschenschaftliche Geschichte. Von Friedrich Ludwig Jahn zum Linzer Burschenschafterturm*. Hg. Günter Cerwinka/Peter Kaupp/Harald Lönnecker/Klaus Oldenhege. Heidelberg: Winter, 2008. S. 312-401; ders. „Das politische Gewissen der deutschen Burschenschaft – Geschichte und Gesichter der Breslauer Raczeks in Vormärz und Revolution“. „... ein großes Ganzes ..., wenn auch verschieden in seinen Teilen“ – *Beiträge zur Geschichte der Burschenschaft*. Hg. Helma Brunck/Harald Lönnecker/Klaus Oldenhege. Heidelberg: Winter, 2012. S. 147-428.

18 Lönnecker. *BHK/GfbG* (wie Anm. 1). S. 4f.; grundlegend: Manfred Studier. *Der Corpsstudent als Idealbild der Wilhelminischen Ära. Untersuchungen zum Zeitgeist 1888 bis 1914*. Schernfeld: Süddeutscher Hochschulverlag, 1990; Silke Möller. *Zwischen Wissenschaft und „Burschenherrlichkeit“*. *Studentische Sozialisation im Deutschen Kaiserreich 1871-1914*. Stuttgart: Franz Steiner, 2001. S. 109f.

19 Vgl. Harald Lönnecker. „...die Zugehörigkeit ist von größter Bedeutung für die Hochschul-Laufbahn – Mitgliedschaft in studentischen Verbindungen und Vereinen als Qualifikationsmerkmal für die Berufung von Professoren“. *Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas*. Hg. Christian Hesse/Rainer Christoph Schwinges. Basel: Schwabe, 2012. S. 257-284.

schon „aus der Schulzeit am selben Gymnasium, teilweise im selben Jahrgang“. Viele waren

miteinander vertraut [...] Sie festigten dies Verhältnis durch Zugehörigkeit zur gleichen Burschenschaft oder pflegten, wenn sie an verschiedenen Orten studierten, untereinander brieflich zu verkehren und sich gegenseitig zu besuchen. Sie erweiterten den Kreis ihrer Freunde und Gleichgesinnten durch gemeinsame burschenschaftliche Aktivität und durch den Wechsel der Universitäten und die damit verbundene Mitwirkung im neuen burschenschaftlichen Umfeld. So bildete sich ein Netzwerk der Kommunikation und Nahverhältnisse, in das viele einbezogen waren.²⁰

Das Aufnahmebegehren – man musste kooptiert werden, d.h. konnte nicht einfach seinen Beitritt erklären, sondern musste aufgenommen werden – war zum einen ein politisch-weltanschauliches Bekenntnis zu einer Gesinnungsgemeinschaft. Ebenso wichtig war zum anderen der Anteil des „ursprü[n]gliche[n], meist durch emphatische Freundschaft bestimmte[n] Beziehungsgefüge[s] einer Studentenverbindung“, der allerdings kaum messbar ist. Prägend ist auf jeden Fall diese Doppelung, „bezogen auf die Verbindung als einer Gemeinschaft mit verbindlichen Idealen und Werten und auf deren Mitglieder, die meist untereinander als enge Freunde verbunden waren“.²¹

Deutlich wird das Beziehungsgeflecht einer bürgerlichen Elite, die durch gemeinsame edukative Sozialisation geprägt ist. Im Gegensatz zum ausgehenden 18. Jahrhundert und den zeitgleich sich etablierenden Corps und jüngeren Landsmannschaften erfolgte die gesellschaftliche Verflechtung in der Burschenschaft aber nicht nur sozial, durch gemeinsame Identität und Mentalität, sondern auch kulturell, zivilisatorisch und politisch, durch eine gemeinsame Zielvorgabe, einen ideologischen Gleichklang. Zur weiteren Verdichtung trugen gemeinsame Weltbilder, Interessen, Zukunftsentwürfe und identische Kommunikationsmuster bei sowie das Bewusstsein, das Moment der Geschichte auf seiner Seite zu haben. Man empfand sich gegenseitig als glaubwürdig und authentisch, woraus wiederum Zusammenarbeit,

20 Kurt Selle. „Oppositionelle Burschenschafter aus dem Lande Braunschweig in der Zeit von 1820 bis 1848“. *Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 80 (1999): S. 101-141, hier S. 139f.

21 Severin Roeseling, *Burschenehre und Bürgerrecht. Die Geschichte der Heidelberger Burschenschaft von 1824 bis 1834*. Heidelberg: Winter, 1999. S. 147.

Verständnis, Affinität, Vertrautheit und Freundschaft entstand bzw. entstehen konnte. Übereinandergelegt und quer über Dritte und Vierte verbunden, ergaben die vielen verschiedenen Linien ein Netz, das seine Belastbarkeit und Dauerhaftigkeit immer wieder bewies. Mentale Nähe nivellierte noch nach Jahren die geographische Distanz und wurde politik- oder sonst wirkungsmächtig.²²

II. Burschschafter und Griechenland

„Die Griechen sind uns nicht bloß ein nützlich historisch zu kennendes Volk, sondern ein Ideal. Sie sind für uns das, was ihre Götter für sie waren; Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein.“²³ Was Wilhelm von Humboldt hier beschrieb, fand sich so oder ähnlich auch bei Lessing und Goethe, Schiller und Hölderlin. Kulturelles und ästhetisches Ebenmaß ebenso wie politisches vereinten sich danach im klassischen Hellenentum und sollten Vorbild sein für die deutsche Gegenwart. Geist, das Durchdenken der Welt, Kunst, Kultur und Sprache wie die Grundlegung der individuellen Freiheit zeichneten ein Bild von der Antike, welches kaum positiver sein konnte. Die griechische Sprache, Homers Epen und griechische Dramen, boten den Stoff, aus dem sich das Ideal der klassischen Bildung formte.

Es bildete sich ein neuhumanistisches Bildungskonzept heraus, das vor allem Sprache, Philosophie und Geschichte zum Gegenstand hatte und im gymnasialen Unterricht kanonisierte. Griechenland wurde als Modell begriffen, das vermehrt um das klassische Rom geeignet erschien, den Menschen zu bilden und damit erst zum Menschen zu machen, zu seiner inneren und Persönlichkeitsbildung beizutragen. Dass das überhaupt möglich schien, basierte auf der angenommenen Ähnlichkeit von antiken Griechen und modernen Deutschen, die nicht wie Briten und Franzosen in starken, sich selbst genügenden Nationalstaaten lebten, sondern sich stattdessen als Dichter und Denker bewiesen, sehnsuchtsvoll auf der Suche nach ihrer ideellen wie nationalen Form. Deutsch zu sein imaginierte danach die Nähe zu

22 Lönnecker. „... nur den Eingeweihten bekannt“ (wie Anm. 9). S. 160f.; ders.: „Profil und Bedeutung“ (wie Anm. 10). S. 145.

23 Wilhelm von Humboldt. „Über den Charakter der Griechen, die idealistische und historische Aussicht derselben“. *Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Altertumskunde und Ästhetik*. Hg. Andreas Flitner/Klaus Giel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1961. S. 65-72, hier S. 65.

denen, die zuerst dichteten und dachten, und bot zugleich die Möglichkeit des Bewusstmachens des Eigenen. Die „Reinheit und Stärke des geistigen Lebens“ sei hier wie dort das einigende Band höchster Kultur.²⁴ Und die Deutschen seien erwählt, die Neubestimmung dieser höchsten Form der Menschenbildung vorzunehmen. Insofern handelt es sich auch um einen idealen Gegenentwurf zu den politischen Gegebenheiten der Restaurationszeit.²⁵

Das Griechenbild und -verständnis speisten sich nur aus der Vergangenheit. An den höheren Schulen und den Universitäten wurden um 1820 die Klassiker gelesen, griechische Vokabeln und Grammatik gelernt und griechische Aufsätze geschrieben, vom aktuellen Griechenland aber hatte man keinerlei Begriff, deutlich sichtbar auch daran, dass viele der späteren burschenschaftlichen Griechenländkämpfer die Landessprache auf der Schule gelernt zu haben meinten. Weitgehend unbekannt war ihnen das nachantike Griechenland, die fast tausendjährige byzantinische Geschichte, nichts wussten sie über Stellung und Einfluss der Orthodoxie, über Geographie und Kultur.²⁶ Griechenland, das war das „Arkadien des Schulbuchs u. d. Literatur“, das „Land eines Achilleus u. Ajax u. Hektor“.²⁷ Nur sehr wenige Gebildete reisten nach Griechenland, die griechischen Erfahrungen der Neuhumanisten stammten aus Italien. „Das Griechenbild der Klassik ist von Beginn an eine idealisierende Haltung gegenüber der Vergangenheit eines Landes, dessen Gegenwart kaum jemand kennt.“²⁸

Im März 1821 begann der griechische Aufstand gegen die Osmanen und löste eine neue Welle der Griechenbegeisterung in Deutschland aus, den Philhellenismus.²⁹ Er ging von den Hochschulen aus, Professoren waren es,

24 Ebd. S. 68.

25 Sven Haase. *Berliner Universität und Nationalgedanke 1800-1848. Genese einer politischen Idee*. Stuttgart: Franz Steiner, 2012. S. 220f.

26 Gerhard Grimm. „Griechenland in Forschung und Lehre an den deutschen Universitäten vor dem Ausbruch des griechischen Unabhängigkeitskrieges“. *Der Philhellenismus und die Modernisierung in Griechenland und Deutschland. Erstes Symposium*. Thessaloniki [Kongressdokument], 1986. S. 29-46.

27 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), B. I. Urburschenschaft und frühe Burschenschaft, 1815-1850, d. Urburschenschaft, Örtliche Burschenschaften: Erlangen; ebd. Halle; ebd. Heidelberg; ebd. Jena; ebd. Tübingen.

28 Haase. *Universität* (wie Anm. 25). S. 221.

29 Regine Quack-Eustathiades. *Der deutsche Philhellenismus während des griechischen Freiheitskampfes 1821-1827*. München: Oldenbourg, 1984; Melina Philippou. *Der Philhellenismus in Deutschland. Philhellenische Bekundungen der*

die zuerst Hilfsaufrufe erließen und Hilfsvereine gründeten, für die Aufstellung von Freiwilligenverbänden warben, die den Griechen in ihrem Befreiungskampf zu Hilfe kommen sollten. Die Aufrufe erinnern in Wortwahl und Absichten an das Lützowsche Freikorps, jene berühmte militärische Einheit von 1813, die als „Wiege der Burschenschaft“ (Georg Heer) gilt, wie keine andere dem neuen bürgerlichen Selbstbewusstsein Ausdruck verlieh und damit eine politische und gesellschaftliche Breitenwirkung erzielte, die in keinerlei Verhältnis zu ihrem militärischen Wert stand, der – vorsichtig ausgedrückt – unbedeutend war. Das 3. Bataillon der Lützower kommandierte Friedrich Ludwig Jahn, hier dienten Turner wie Friedrich Friesen, Joseph von Eichendorff war dabei, alle weit zurückstehend hinter dem Dichter Theodor Körner, der 1813 im Kampf gegen die französische Besatzung gefallen war und darum als „deutscher Märtyrer“ nun besonderes Ansehen genoss, zugleich aber als Patenkind Schillers und Bekannter Heinrich von Kleists, Alexander und Wilhelm von Humboldts, der Brüder Schlegel und Arnolds das Idealbild des vielfach mit der deutschen Klassik und Romantik in engste Berührung gekommenen Patrioten verkörperte.³⁰ Der in München lehrende Friedrich Thiersch (1784-1860) warb denn auch ganz in dieser Tradition für die Aufstellung einer „Deutschen Legion“, die den Griechen zu Hilfe eilen sollte.³¹ Bei ihm und anderen finden sich Wendungen Körners, die die

Deutschen am Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gründung des griechischen Staates. Magisterarbeit Freie Universität Berlin/Institut für Neogräzistik 2007 (gedruckt: München: Grin, 2008).

- 30 Peter Brandt. „Einstellungen, Motive und Ziele von Kriegsfreiwilligen 1813/14: Das Freikorps Lützow“. *Kriegsbereitschaft und Friedensordnung in Deutschland 1800-1814*. Hg. Jost Dülffer. Münster/Hamburg: Lit, 1995. S. 211-233; Frank Bauer. *Horrido Lützow! Geschichte und Tradition des Lützower Freikorps*. München: Schild, 2000; zu Körner, Mitglied der Landsmannschaften Montania Freiberg, Thuringia Leipzig und Guestphalia Berlin: Heinrich Weber. „Theodor Körner als Freiburger Montane, Leipziger Thüringer und Berliner Westphale“. *Einst und Jetzt. Jahrbuch des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung* 4 (1959): S. 5-41; Erhard Jöst. „Der Heldentod des Dichters Theodor Körner. Der Einfluß eines Mythos auf die Rezeption einer Lyrik und ihre literarische Kritik“. *Orbis litterarum* 22 (1977): S. 310-340.
- 31 Friedrich Thiersch. *Vorschlag zur Errichtung einer Deutschen Legion in Griechenland*. München: o.V., 1821; siehe auch den Beitrag von Jürgen Kilian. „Friedrich Thiersch und Jacob Philipp Fallmerayer – Zwei Gegenspieler im Streit um die ‚Entstehung der heutigen Griechen‘“ im vorliegenden Band.

Zeitgenossen sehr genau verstanden. Auch der von Thiersch vorgeschlagene Name erinnerte nicht zufällig an die „Deutsche Legion“, jene Einheit, die ab 1803 in Großbritannien aus deutschen Soldaten gebildet worden war, die gegen Napoleon kämpfen wollten.³²

Die Analogie war offensichtlich und intendierte den Sieg, denn, so die Vorstellung, das kleine Inselreich wehrte sich gegen den übermächtigen, den Kontinent beherrschenden Franzosenherrscher – und hatte gewonnen. Jetzt kämpfte das kleine (Halb-)Inselreich gegen das mächtige Osmanenreich – und würde gewinnen. Außerdem hielt Thiersch, dem „die Wiederbelebung der philologischen Studien in Bayern zu danken“ ist, „seine schützende Hand über die Burschenschaft“, ihre Mitglieder waren ihm eng verbunden.³³ Noch vierzig Jahre später erinnerte sich ein damals durchreisender Burschenschafter, Mitglied der Erlanger Concordia und der Breslauer Burschenschaft, mit welcher Begeisterung sich Thiersch einsetzte, wie er die Studenten zu fesseln und ihren Enthusiasmus zu entflammen und zu nähren wusste.³⁴

Ähnlich in Leipzig, wo sich die Professoren Wilhelm Traugott Krug (1770-1842) – er hatte im Befreiungskrieg ab 1813 als reitender Jäger mitgekämpft und stand der 1818 gegründeten Leipziger Burschenschaft im Gegensatz zu manchem Kollegen deswegen besonders nahe – und Heinrich

-
- 32 Adolf Pfannkuche. *Die königlich deutsche Legion 1803-1816. Eine Geschichte der vor allem aus Hannover stammenden Truppen, welche während der Napoleonischen Kriege in englischen Diensten standen*. Hannover: Helwing, 1926 (Nachdruck Berlin: Berliner Zinnfiguren, 2007); Friedhelm Peters. *Die Königlich Deutsche Legion. Eine hannoversche Heeresform im Umbruch einer Zeit*. Diss. iur. Göttingen 1942; siehe auch: Jasper Heinzen. „Transnational Affinities and Invented Traditions. The Napoleonic Wars in British and Hanoverian Memory 1815-1915“. *The English Historical Review* 127 (2012): S. 1404-1434.
- 33 Harald Lönnecker. „O Aula, herzlich sinnen mein!“ – Die Akademische Gesellschafts-Aula zu München 1829-1831“. *Musik in Bayern. Jahrbuch der Gesellschaft für Bayerische Musikgeschichte e. V.* 71 (2006/2008): S. 129-172, hier S. 137; ders. „Zwischen Corps und Burschenschaft. Zur Geschichte der ‚Akademischen Gesellschafts-Aula‘ in München um 1830“. *Sich stellen – und bestehen! Festschrift für Klaus Gerstein*. Hg. Sebastian Sigler. Essen: Akadpress, 2010. S. 171-214, hier S. 175.
- 34 Karl Wilhelm Junge (1797-1871), später Arzt in Friedeburg i. Schles., dann auch Badearzt in Flinsberg, Stadtverordneter, Dichter und Maler, Schreiben v. 10.11.1861, in: BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschafterlisten, Junge, Karl Wilhelm; Junge war im schlesischen Philhellenismus engagiert; ebd.

Gottlieb Tzschirner (1778-1828) engagierten, die „Die Sache der Griechen“ zu einer „Sache Europas“ machen wollten.³⁵ Parallel erfasste die Griechenbegeisterung die Leipziger Burschenschaft, „die Herren Professores mussten das Feuer nicht entfachen, es brannte in der L[eipziger]. Burschenschaft schon lichterloh und schlug manchen Funken“.³⁶ Die Studenten beteiligten sich an Griechenvereinen und gründeten noch im Sommersemester, im Mai 1821, einen eigenen, unter dessen Mitgliedern Johann Daniel Elster war – 1817 Wartburgfestteilnehmer, im folgenden Jahr Mitgründer der Burschenschaft in Leipzig –, der später selbst nach Griechenland ging und „als Stabsarzt und Doktor-Major“ am Befreiungskampf teilnahm.³⁷ Eine prosographische Aufstellung der beteiligten Burschenschafter in Leipzig und andernorts existiert bisher noch nicht, wäre auf Grund der Burschenschaftlerlisten aber möglich und würde sicherlich einige interessante Ergebnisse erbringen.

Meldungen und Berichte wie die aus München und Leipzig sind verhältnismäßig häufig, aus Berlin, Greifswald, Breslau, Königsberg, Göttingen, Halle, Jena, Erlangen, Tübingen und Heidelberg ist ähnliches bekannt. Motiviert war das burschenschaftliche Engagement einmal durch den Dank, den der junge gebildete Deutsche den „alten Griechen“ schulde und den er jetzt durch die Tat abtragen könne. Symbolisch hoch aufgeladene Orte sollten von „fremder Herrschaft gereinigt“ werden, Griechenland, die Wiege der europäischen Kultur, gelte es von den Osmanen zu befreien und besonders die Deutschen stünden als Hellas-Nachfolger in der Pflicht, das kulturelle Erbe zu retten und zu bewahren.³⁸ Hinzu tritt ein religiöses Motiv, der Kampf gegen die islamischen Türken mobilisierte die „jungen Kreuzfahrer“,

35 Heinrich Gottlieb Tzschirner. *Die Sache der Griechen, die Sache Europas*. Leipzig; Vogel, 1821. Die Schrift erschien anonym.

36 N. N. *Deutsche Griechen. Eine Erinnerung*. Um 1830 (Abschrift). O. S., in: BAK, DB 9 (wie Anm. 1), B. I. Urburschenschaft und frühe Burschenschaft, 1815-1850, d. Urburschenschaft, Örtliche Burschenschaften: Leipzig; zur Leipziger Burschenschaft: Lönnecker. „In Leipzig angekommen“ (wie Anm. 7). S. 23-27; ders. *Zwischen Völkerschlacht* (wie Anm. 7). S. 29-39.

37 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschaftlerlisten, Elster, Johann Daniel; Dvorak. *Lexikon* (wie Anm. 4) I/1. S. 252.

38 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), B. I. Urburschenschaft und frühe Burschenschaft, 1815-1850, d. Urburschenschaft, Örtliche Burschenschaften: Berlin; ebd. Breslau; ebd. Erlangen; ebd. Göttingen; ebd. Greifswald; ebd. Halle; ebd. Heidelberg; ebd. Jena; ebd. Königsberg; ebd. Tübingen.

es verbanden sich romantische Mittelalterbegeisterung und Philhellenismus, vor allem in der Tübinger Burschenschaft.³⁹

Ludwig Uhland (1787-1862), Freund und später Ehrenmitglied der Tübinger Burschenschaft Germania, deren Binnenethik, der „Comment“, maßgeblich von ihm beeinflusst und teilweise geschrieben wurde, und Wilhelm Hauff (1802-1827) wirkten hier, dessen griechischer Arzt Zaleukos aus „Die Geschichte von der abgehauenen Hand“ ein beliebter burschenschaftlicher Bier- oder Deckname wurde, zumal viele seiner Wendungen aus dem den Studenten vertrauten Bereich von Satisfaktion, Duell und Mensur stammten, der Hauff selbst gern gehuldigt hatte und der er sein Lied „Brüder auf, erhebt die Klingen!“ widmete.⁴⁰

39 Ebd.; Irmgard Scheitler. „Deutsche Philhellenenlyrik. Dichter, Veröffentlichungsformen, Motive“. *Ausdrucksformen des europäischen und internationalen Philhellenismus vom 17.-19. Jahrhundert*. Hg. Evangelos Konstantinou. Frankfurt a.M./Berlin/Bern u.a.: Lang, 2007. S. 69-82; vgl. Quack-Eustathiades. *Philhellenismus* (wie Anm. 29). S. 37-42; Haase. *Universität* (wie Anm. 25). S. 222; siehe auch den Beitrag von Heiko Ullrich. „Lyrische Kreuzzüge“ im vorliegenden Band. Zur Tübinger Burschenschaft: Wentzcke. *Burschenschaft 1* (wie Anm. 10). S. 175f.; Heer. *Burschenschaft 2* (wie Anm. 10). S. 64f.; J[ohann Friedrich]. W[ilhelm]. Camerer. *Geschichte der Burschenschaft Germania Tübingen 1816-1906*. Urach: Bühler, 1909; Georg Schmidgall. „Die alte Tübinger Burschenschaft 1816 bis 1828“. *Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung*. Hg. Paul Wentzcke. Bd. 17. Heidelberg: Winter, 1940. S. 1-186; ders. „Tübinger Burschenschaftlerlisten 1816-1936“. *Burschenschaftlerlisten. Geschichte und Mitgliederverzeichnisse der burschenschaftlichen Verbindungen im großdeutschen Raum 1815 bis 1936*. Hg. Paul Wentzcke. Bd. 1. Görlitz: Starke, 1940. S. 25-219, hier S. 34-56.

40 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschaftlerlisten, Uhland, Ludwig; ebd. Hauff, Wilhelm; Dvorak. *Lexikon* (wie Anm. 4) I/6. S. 77-80; Schmidgall. „Tübinger Burschenschaftlerlisten“ (wie Anm. 39). S. 69, Nr. 355. S. 95, Nr. 1272; *Burschenschaft Germania Tübingen. Gesamtverzeichnis der Mitglieder seit der Gründung 12. Dezember 1816*. Bearb. Karl Philipp. Stuttgart: Selbstverlag, 2008, Nr. 355; ebd. Nr. 1272. – Satisfaktion oder Genugtuung ist die Wiedergutmachung einer wörtlichen oder tätlichen Beleidigung durch einen Zweikampf (Duell) mit schweren Waffen, wozu der Beleidigte seinen Gegner herausfordert; für eine Mensur ist kein Ehregrund notwendig, ihr Zweck ist ein erzieherischer, da Mut, Kraft, Haltung, Selbstbeherrschung usw. gezeigt werden sollen; zu Begriffen, Hintergrund, Entwicklung und theoretischer Einordnung: Harald Lönnecker. „...bis an die Grenze der Selbsterstörung“. Die

Ähnlich trafen Religiöses und Gegenwärtiges bei Karl August Mebold (1798-1854) aufeinander, ein engagierter Tübinger Burschenschafter, der wegen seiner Mitgliedschaft eine zweieinhalbjährige Haftstrafe verbüßte.⁴¹ August Ludwig Reyscher (1802-1880), seit 1821 Mitglied der Burschenschaft Germania Tübingen, dann der Feuerreiter-Burschenschaft, ein „frischer Turner, kühner Reiter und tapferer Schläger“, der folglich mit der um 1800 im studentischen Milieu entstandenen Hiebwaaffe, dem Schläger, gut umzugehen verstand, war ein überaus aktiver Philhellene. Der spätere Tübinger Jura-Professor und Rektor bekämpfte die Karlsbader Beschlüsse, trat gegen die Vorrechte des Adels auf, solidarisierte sich 1837 mit den „Göttinger Sieben“, war 1848 Abgeordneter des deutschen Vorparlaments, dann der württembergischen verfassunggebenden Versammlung und bis 1855 – nochmals 1858 bis 1863 – des Landtags, 1859 Mitgründer des Deutschen Nationalvereins und ab 1871 Reichstagsmitglied.⁴² Sein Lebenslauf war idealtypisch für einen burschenschaftlichen Griechenfreund.

Die religiöse Motivation ist in Halle, Jena und Erlangen viel stärker als in Heidelberg oder Berlin ausgeprägt. Dies hängt mit der Meinungsführerschaft der evangelischen Theologiestudenten in der frühen Burschenschaft zusammen, die an Saale und Regnitz besonders stark war, während

Mensur bei den akademischen Sängerschaften zwischen kulturellem Markenzeichen, sozialem Kriterium und nationalem Symbol (1918-1926)“. *Einst und Jetzt. Jahrbuch des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung* 50 (2005): S. 281-340; ders. „Perspektiven burschenschaftlicher Geschichtsforschung. Erforderliches – Wünschbares – Machbares“. *200 Jahre burschenschaftliche Geschichtsforschung – 100 Jahre GfbG – Bilanz und Würdigung*. Hg. Klaus Oldenhege. Koblenz: Selbstverlag, 2009. S. 111-128, hier S. 119-127.

41 Beispiele seiner Dichtungen in: Lampros E. Mygdalis/Nikolaos A. Papadoupolos. *Der deutsche Philhellenismus durch die Poesie = O Germanikos philhellénismos mesa apo tén poiēsē*. Bd. 1. Thessalonikē: Kyromanos, 2001; zu Mebold: BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschafterlisten, Mebold, Karl August; Dvorak. *Lexikon* (wie Anm. 4) I/4. S. 68f.; Schmidgall. „Tübinger Burschenschafterlisten“ (wie Anm. 39). S. 62, Nr. 93; Philipp. *Germania Tübingen* (wie Anm. 40). Nr. 93.

42 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschafterlisten, Reyscher, August Ludwig; Dvorak. *Lexikon* (wie Anm. 4) I/5. S. 58-60; Schmidgall. „Tübinger Burschenschafterlisten“ (wie Anm. 39). S. 72, Nr. 473; Philipp. *Germania Tübingen* (wie Anm. 40). Nr. 473.

das religiöse Moment in Berlin eher in den Hintergrund trat.⁴³ Das Wartburgfest galt ausdrücklich der Feier Luthers, der Reformator wurde gefeiert und interpretiert als einer, der „Sieger über geistige Knechtschaft“ geworden war, der die „Grundpfeiler der jetzigen deutschen Sprache“ gelegt, das deutsche Kirchenlied geschaffen und damit gemäß dem Römerbrief des „Lichtes Waffen“ geschmiedet hatte: „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen. So lasset uns ablegen die Werke der Finsternis, und anlegen die Waffen des Lichts.“⁴⁴ Die burschenschaftliche Interpretation der Lichtmetaphorik verwob Nationalismus und Christentum zu einer neuen Nationalreligiosität, aus der die Notwendigkeit des Kampfes gegen den „bösen Feind“ gefolgert wurde. Dass Luther zudem wiederholt gegen die Türken gepredigt und geschrieben hatte, wurde als weitere Legitimation, ja als direkte Aufforderung zum Kampf begriffen.⁴⁵ Dabei spielte auch der Missionseifer der Hochschüler eine Rolle, allen voran der Theologen. Den „Juengern des maledeiten Muhamed“ gelte es die Gebiete zu entreißen, die sie sich seit dem Mittelalter untertan gemacht und islamisiert hatten. Endlich kam die „Stunde der Rache“ an denjenigen, „welche die Widernaturlichkeiten Asiens nach Europa geschleppt“ und seine „christliche Ruhe gestoeret“.⁴⁶

In Berlin, Göttingen und Heidelberg wird auch erstmals die aktuelle politische Brisanz der Ereignisse in Griechenland angesprochen und eine Analogie zur gegenwärtigen politischen Situation gezogen:

Wir sprachen wohl von Griechenland und seiner Freiheit, aber es lag doch unter der Hand klar vor aller Augen, wir meinten: Deutschland – Oft trugen uns die Gedanken gen Hellas und seine Freiheit, um die nun gerungen wurde, ach, wäre es doch nur in Deutschland schon so weit! – Was heute die tapfern Griechen, das morgen die tapfern Deutschen! Schüttelt die Ketten von euch, liebe Deutsche!

43 Lönnecker. „Demut und Stolz“ (wie Anm. 11). S. 485; zahlreiche Beispiele: BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschaftlerlisten; Dvorak. *Lexikon* (wie Anm. 4).

44 Brief des Paulus an die Römer 13, 12; vgl. Otto Böcher. „Christliche Endzeiterwartung und die Frömmigkeit des Vormärz“. *Religiöse Erneuerung, Romantik, Nation im Kontext von Befreiungskriegen und Wiener Kongress*. Hg. Michael Bunnens/Erhard Piesig. Wismar: Redaria, 2003. S. 59-79.

45 Siehe im vorliegenden Band den Beitrag von Silke vom Berg. „Bis zertreten die Türken – bis erschienen wir werth unseres Ursprungs‘. Identität und Alterität in der Lyrik der griechischen Befreiungskriege 1821 bis 1829“.

46 Siehe Anm. 38 u. 47.

– Was es nun gilt Eleusis und Elysion, das nur zu bald auch Baden und Bayern, Preussen und Oesterreich – eine Freiheit, ein Reich und ein Kaiser!⁴⁷

Die Regierungen reagierten und vermeinten alsbald einer Verschwörung zum politischen Umsturz auf der Spur zu sein, bis zum Herbst 1821 konnte in Sachsen und Preußen das pro-griechische Engagement zurückgedrängt werden.⁴⁸ Es ist allerdings erstaunlich, dass die Demagogen-Verfolger, die seit 1819/20 den Burschenschaften nachhaltig zusetzten, keine Verbindung zwischen diesen und den „Griechenfreunden“ entdeckten. Dies lag einmal daran, dass anderes im Vordergrund stand: seit Januar 1820 der Aufstand in Spanien, der sich im August nach Portugal ausbreitete. Anfang Juli 1820 brachen im Königreich Neapel, im März 1821 im Piemont Aufstände aus, bereits vorher, am 13. Februar 1821, war der Herzog von Berry, der französische Thronfolger, ermordet worden. In Frankreich und Polen kam es wiederholt zu Unruhen, die Restauration schien überall in die Defensive gedrängt. Das war ein Irrtum, bis 1823 waren alle Aufstände unterdrückt. Gegenüber ihnen schienen die Burschenschaften den deutschen Regierungen ein kleineres, wenn auch nicht zu vernachlässigendes Übel zu sein.⁴⁹ Sodann waren in zahlreichen philhellenischen Vereinen Burschenschafter führende Mitglieder, die zur ersten Generation der Burschenschaft ab etwa 1815 gehört, nun als Examinierete die Hochschule längst verlassen hatten und den Verfolgern damit eher aus dem Blick geraten waren.⁵⁰

Die burschenschaftliche Vergangenheit der jungen Akademiker wird dem gegenseitigen Verständnis und der Zusammenarbeit mit den burschenschaftlichen Hochschülern sicherlich nicht geschadet haben, aber die Studenten waren um vieles aktionistischer und aktivistischer als ihre zwischen

47 Heinrich Christian Karl Frohwein (1801-1863), Erlanger und Jenaer Burschenschaft, später Adjunkt und Pfarrer in Hardisleben b. Buttstädt, Schreiben v. 15.7.1821, 5.3.1822 u. 10.4.1824, in: BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschafterlisten, Frohwein, Heinrich Christian Karl.

48 Haase. *Universität* (wie Anm. 25). S. 222.

49 Heer. *Burschenschaft 2* (wie Anm. 10). S. 5.

50 Zahlreiche Nennungen in: BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschafterlisten; Dvorak. *Lexikon* (wie Anm. 4); siehe, wenn auch weitgehend ohne Nennung burschenschaftlicher Zugehörigkeiten: Christoph Hauser. *Anfänge bürgerlicher Organisation. Philhellenismus und Frühliberalismus in Südwestdeutschland*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1990; Philippou. *Philhellenismus* (wie Anm. 29). S. 43-52.

fünf und zehn Jahre älteren, bereits in Berufsleben und Familiengründung eingetretenen, entsprechende Sekuritätsbedürfnisse hegenden „Bundesbrüder“, von denen sie jetzt vielfach gebremst wurden, statt das diese die nationalen und revolutionären Ideen umzusetzen halfen. Das wiederum setzte die Griechenvereine in den Augen der Studenten der frühen 1820er Jahre herab und dem Verdacht der „Philiströsität“ und der „Schlafmützigkeit“ aus. Vor allem „philiströs“ ist ein der Studentensprache entstammendes, vielfältig gebrauchtes Schlag- und Schimpfwort, wenn es darum ging, warum junge Burschenschafter zwar Mitglied in philhellenischen Vereinen wurden und blieben, ihre Mitarbeit dort aber sehr zu wünschen übrig ließ.⁵¹

Die soziale und politische Wiedererkennung war nicht gegeben, statt gebildeter Akademiker fanden sich außerdem auch als sozial nicht adäquat betrachtete Nichtakademiker in den Vereinen, „Philister“, die dazu meist ökonomisch besser gestellt waren als die Studenten und zudem deren intellektuelle Führungsrolle nicht anerkennen wollten. Und ein „Kaufmann ist nicht unsereins“. Selbst wenn er das Gymnasium besucht und vielleicht sogar ein paar Semester „Kameralistik u. Rechenkunst“ studiert hatte, stand er doch stets im Ruch, das „Vaterland für ein paar Silberlinge“ zu verkaufen.⁵² Trotz aller Rhetorik von Volkstümlichkeit und geeinter Nation betrachteten die Burschenschafter ihre eigene politische und soziale Führungsrolle in einem künftigen Deutschland als selbstverständlich. Ändern sollte sich das erst während des Progresses ab Ende der 1830er Jahre.⁵³

Der innerburschenschaftliche Generationenkonflikt und das von den Studenten wahrgenommene, gesellschaftlichen Abstand erzeugende soziale Gefälle in den Philhellenenvereinen zog wiederum Reibungen nach sich, die zum weiteren Rückzug der Hochschüler – nicht jedoch der ehemaligen

51 Siehe Anm. 38 u. 47; zu „philiströs“ siehe Anm. 5.

52 Siehe Anm. 47, Schreiben v. 10.4.1824; zur Assoziation von Kaufmanns- und Geschäftsgeist mit nationaler und politischer Unzuverlässigkeit siehe auch: Wilhelm Traugott Krug, *Der teutsche Anti-Sturza oder die teutschen Burschenschaften und das teutsche Volk*. Arnstadt: Hildebrand, 1819. S. 35f.

53 Heer, *Burschenschaft* 3 (wie Anm. 10); Gabriele Kärger, „Der studentische Progreß und die oppositionelle Volksbewegung am Vorabend der bürgerlich-demokratischen Revolution 1844-1848“. *Studentische Burschenschaften und bürgerliche Umwälzung. Zum 175. Jahrestag des Wartburgfestes*. Hg. Helmut Asmus. Berlin: Akademie, 1992. S. 232-241; zusammenfassend: Thomann, „Burschenschaften“ (wie Anm. 17). S. 319 mit Anm. 30.

Burschenschafter, deren Aktivitäten nach wie vor überaus vielfältig blieben⁵⁴ – führten und zur Konzentration auf die „Kränzchen“ oder „Kränzchenvereine“ in den Burschenschaften. Der Diminutiv zeigt an, es handelte sich um personell kleinere Zusammenschlüsse innerhalb des „Kranzes“ der örtlichen Gesamtburschenschaft. Verdeutschte aus dem seit etwa 1785 gebräuchlichen „circulus“, des „Zirkels“ der Verbindungsmitglieder⁵⁵, wurden als „Kränzchen“ seit etwa 1815/16 geschlossene, nur Mitgliedern zugängliche Lese- und Debattierunden mit unterschiedlichen, meist politischen Schwerpunkten – darunter regelmäßig auch der griechische Befreiungskampf⁵⁶ – bezeichnet, zu denen sich in der Regel etwa ein Dutzend Mitglieder zusammenschlossen.

Oft bestanden zehn, fünfzehn und mehr Kränzchen in einer Burschenschaft nebeneinander, jeweils unter der Führung eines gewählten „Kränzchen-Führers“, bei dem es sich immer um einen älteren, höhersemestrigen Burschenschafter mit Tutorenfunktion handelte, der vielfach nur seinem Kränzchen bekannt war. Dazu hatte der andauernde Verfolgungsdruck seit 1819 eine Teilung der Burschenschaften in „engere Vereine“ und „weitere Verbindungen“ – die Bezeichnungen variieren – nach sich gezogen. Die engeren Vereine bestanden aus älteren und erfahrenen Studenten und waren die inneren Zirkel der jeweiligen Burschenschaften, in die man nach Bewährung kooptiert werden musste. Sie entfalteten ein gewisses Eigenleben und schirmten sich nach außen strikt ab, weshalb wir auch längst nicht alle Mitglieder oder Gesprächsgegenstände kennen. Die Masse der jungen Burschenschafter gehörte hingegen den „weiteren Verbindungen“ der einzelnen Burschenschaften an. Sie teilten deren Ziele, waren aber aus Sicherheitsgründen längst nicht über alle Einzelheiten informiert, wussten manchmal nicht einmal von der Existenz der engeren Vereine, obwohl diese Leitungsfunktion hatten: Hier wurde die Satzung verwahrt, hier wurden interne Streitigkeiten

54 Inwiefern die Zugehörigkeit zu einer Burschenschaft diese meist 25 bis 30 Jahre alten Akademiker hinsichtlich ihres Engagements in den Philhellenenvereinen beeinflusste, bedarf noch der näheren Untersuchung; in Südwestdeutschland spielte es sicherlich eine Rolle; siehe Anm. 38-40 u. 50.

55 Der Sprachpurismus ging auf Friedrich Ludwig Jahn zurück und war charakteristisch für die Burschenschaften; Harald Lönnecker, „So weit die deutsche Zunge klingt ...“ – Burschenschaft und deutsche Sprache 1815-1935“. *Burschenschaftliche Blätter* 120/1 (2005): S. 4-13. Überarb. u. erw. auch: Koblenz: Selbstverlag, 2005.

56 S. Anm. 38.

geschlichtet, die Besetzung von Vorstandsposten beschlossen und die politische Richtung vorgegeben.

Als sich nach dem Verrat des „Jünglingsbundes“, einer im November 1823 von den Behörden entdeckten radikalen Verschwörergruppe innerhalb der engeren Vereine – Karl August Mebold war dort Mitglied⁵⁷ –, der Verfolgungsdruck wiederum erheblich erhöhte, wurde das Verhalten der engeren Vereine noch konspirativer, manchmal kannten sich selbst nicht alle Mitglieder untereinander oder nur unter Decknamen, was die Erschließung heute ausgesprochen schwierig macht.⁵⁸

Sowohl in den Kränzchen der weiteren Verbindungen und Vereine als auch den Versammlungen oder Conventen der engeren war das „griechische Thema“ Gegenstand von Erörterungen, doch wissen wir kaum einmal Einzelheiten.⁵⁹ Nur hin und wieder werden Vortragsthemen genannt, so wurden in Jena Kränzchen über „Was Griechenland zum besten sei? Ratschlag zur Freiheit“ veranstaltet, deren Inhalt wir aber nicht kennen. Es liegt nicht einmal das genaue Semester oder Jahr fest. Andernorts war es ebenso.⁶⁰ Fest steht nur, der griechische Befreiungskampf war ein ständig präsent Thema in den Burschenschaften und eine verhältnismäßig große Zahl der Mitglieder interessierte sich dafür. Dass das Rückwirkungen haben musste auf diejenigen Burschenschafter, die Semester für Semester die Hochschule verließen und ins Berufsleben übertraten, war schon den Zeitgenossen klar: Wenn „man von der Universität kommt, geht man in einen Turn- oder Gesangverein, auch ein Griechen- oder Polenverein tut es“.⁶¹

Die Begeisterung für und die Sehnsucht nach Freiheit erst für Griechenland, dann auch für Polen erlaubte die Rückprojizierung auf Deutschland, wirkte aufrüttelnd und mobilisierend, erlaubte die Formulierung politischer Ansprüche und Bedürfnisse. Die Burschenschafter empfanden sich als Akademiker befähigt und berechtigt, hier führend tätig zu werden, sie sahen sich als zur Führung berufene Multiplikatoren der auf der Universität aufgenommenen Ideen. Dabei war das Engagement für Griechen wie für Polen wohl

57 S. Anm. 41.

58 Heer. *Burschenschaft* 2 (wie Anm. 10). S. 109-131; vgl. Hans Hübner. „Arnold Ruge – Jünglingsbund, Junghegelianismus, 48er Demokratie“. *Burschenschaften* (wie Anm. 53). S. 129-137.

59 S. Anm. 38.

60 S. Anm. 34.

61 N. N. *Deutsche Griechen* (wie Anm. 36). O. S.

oft eine „nationalkämpferische Ersatzleistung“, man positionierte sich so als Gegner des restaurativen Kurses der deutschen Regierungen, trieb Kompensation für fehlende eigene Aktionen.⁶² Grundsätzlich gilt: Wer als Burschenschafter ab 1821 in einem Griechenverein mittat, der findet sich vielfach ab 1830 auch in einem Polenverein.⁶³

Dem eher passiven, auch ästhetischen Philhellenismus stand ein politisch-aktiver eines verhältnismäßig kleinen burschenschaftlichen Kreises gegenüber, der weit über die Unterstützung und Mitarbeit in Griechenvereinen hinausging. Unter den rund 250 deutschen Freiwilligen, die 1821/22 nach Griechenland zogen, um dort zu kämpfen, befanden sich etliche Burschenschafter.⁶⁴ Einer von ihnen ist Franz Lieber, über den wir besser als über andere orientiert sind, da er Erinnerungen hinterlassen hat.⁶⁵ Er war 1798 in Berlin geboren worden, erstes prägendes Erlebnis war der Einmarsch der französischen Truppen 1806. Als Schüler ein eifriger Turner und eng vertraut mit „Turnvater“ Jahn auf der Berliner Hasenheide, meldete sich Lieber siebzehnjährig als freiwilliger Jäger, machte 1815 die Schlachten bei Ligny und Belle Alliance/Waterloo mit und wurde bei Namur schwer verwundet. Er kehrte nach Berlin zurück, wo er 1818 mit der Gründergeneration der Burschenschaft auf jeden Fall näher bekannt war, vielleicht auch Mitglied wurde. Zum Wartburgfest des Vorjahres reiste er jedenfalls nach Eisenach.

62 Haase. *Universität* (wie Anm. 25). S. 222f.

63 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschafterlisten; Dvorak. *Lexikon* (wie Anm. 4); siehe Anm. 38; zur Aktivität von Burschenschaf tern in Polenvereinen ab 1830 mit weiteren Nachweisen: Lönnecker. „Profil und Bedeutung“ (wie Anm. 10). S. 135; einige Bonner Burschenschafter, ohne diese als solche auszuweisen: Eberhard Illner. „Solidarität der Patrioten. Die Philhellenen- und Polenvereine im Rheinland“. *Petitionen und Barrikaden. Rheinische Revolutionen 1848/49*. Bearb. Ingeborg Schnellling-Reinicke. Hg. Otrfried Dascher. Münster: Aschendorff, 1998. S. 61-65; siehe auch: Andreas Tischler. *Die philhellenische Bewegung der 1820er Jahre in den preussischen Westprovinzen*. Diss. phil. Köln 1981.

64 Ein Heidelberger und andere fielen; Lönnecker. „Profil und Bedeutung“ (wie Anm. 10). S. 135; vgl. Philippou. *Philhellenismus* (wie Anm. 29). S. 61f.; Valerio Furneri. „Die deutschen Freiwilligen im griechischen Freiheitskampf“. *Graecomania. Der europäische Philhellenismus*. Hg. Gilbert Heß/Elena Agazzi/Élisabeth Décultot. Berlin/New York: de Gruyter, 2009. S. 119-131.

65 Franz Lieber. *Aus den Denkwürdigkeiten eines Deutsch-Amerikaners*. Hg. Franz von Holtzendorff. Berlin/Stuttgart: Spemann, 1885.

Lieber war Mitherausgeber des von der Burschenschaft gebrauchten Liederbuchs, der *Deutschen Lieder für Jung und Alt* (Berlin 1818).

Am 17. März 1819 organisierte er eine öffentliche Ehrung Jahns mit, bei einer darauf folgenden Hausdurchsuchung fand man sein Tagebuch mit politisch verfänglichen Notizen und „Goldsprüchlein aus Vater Jahns Munde“. Mitte Juli wurde Lieber verhaftet und viermonatigen Verhören unterzogen, im November freigelassen, aber polizeilich überwacht und vom Studium an allen preußischen Universitäten ausgeschlossen. Nach einigen vergeblichen Immatrikulationsversuchen in Heidelberg, Tübingen, Marburg und Gießen, wo er überall bei den örtlichen Burschenschaften verkehrte, schrieb er sich im April 1820 in Jena für Theologie ein, zugleich wurde er Mitglied der offiziell aufgelösten Burschenschaft. Wenig später, am 18. Juni, war Lieber Hauptredner der burschenschaftlichen Waterloo-Erinnerungsfeier auf dem Jenaer Eichplatz, am 10. Juli promovierte er zum Dr. phil. mit einer mathematischen Dissertation. Anschließend setzte er sein Studium – unter polizeilicher Aufsicht – in Halle fort, am 23. Oktober 1820 immatrikulierte er sich, noch an diesem Tag oder unmittelbar darauf wurde Lieber Mitglied der „Quellengesellschaft“, der Tarnorganisation der Halleschen Burschenschaft. Ende März 1821 reiste er für den Jünglingsbund, dem er vielleicht schon in Jena angehörte, ins Rheinland und nach Erfurt. Von Dresden brach er im folgenden Jahr über Nürnberg, die Schweiz und Marseille nach Griechenland auf, von wo er nach drei Monaten enttäuscht und mittellos nach Italien zurückkehrte. Lieber fand Aufnahme als Erzieher im Haus des preußischen Gesandten in Rom, des Historikers Barthold Georg Niebuhr (1776-1831), der ihn schätzte als einen von den „Jünglingen aus der schönen Zeit von 1813“ und ihm die Rückkehr nach Deutschland ermöglichte. Dort wurde Lieber sofort in die Untersuchung gegen den gerade entdeckten Jünglingsbund hineingezogen und inhaftiert. 1826 emigrierte er nach London, dann in die USA, wo er die erste Schwimmanstalt auf dem amerikanischen Kontinent gründete, war als Publizist und Zeitungskorrespondent tätig, ab 1835 Geschichts- und Jura-Professor in Harvard, Columbia in South Carolina und New York. Der Freund Abraham Lincolns gilt als Begründer der Politikwissenschaft als akademische Disziplin in den USA sowie als geistiger Vater der Haager Konventionen von 1899 und 1907. Der Bonner Burschenschafter und Historiker Heinrich von Treitschke (1834-1896) nannte Lieber „dem Vaterland gewaltsam entfremdet“, einen, der „mit dem ganzen Gedankenreichtum der deutschen historischen Rechtsschule das Ideal der

Bundesrepublik verherrlichte, der geistvollste unter allen Publizisten der modernen Demokratie“.⁶⁶

Über seine Reise gen Süden berichtete Lieber im *Tagebuch meines Aufenthaltes in Griechenland während der Monate Januar, Februar und März 1822* (Leipzig 1823), welches in den Burschenschaften viel gelesen und besprochen wurde und großen Einfluss auf das Griechenland-Bild der Burschenschaftler hatte, galt Lieber doch als einer der ihnen und genoss entsprechend großes Vertrauen.⁶⁷ Angesichts der griechischen Realitäten zerplatzten Liebers idealistische Träume, nicht die Wiege der Kultur fand er vor, sondern ein karges und vom Krieg entstelltes Land. Auf die nähere Bekanntschaft mit den Griechen folgten Ernüchterung und Enttäuschung, in Olympia, Delphi und an den Thermopylen traf Lieber Menschen, die aber auch gar nichts mit der großen Vergangenheit verband, die nicht einmal von ihr wussten. Niemand verstand ihn, keiner sprach die Sprache Homers, Sitten und Gebräuche waren nicht die aus seinen Epen bekannten, sondern völlig fremde, nicht neue Helden kämpften, sondern Hirten, die sich mit den Deutschen nicht zum verabredeten Zeitpunkt zum Aufbruch in den Kampf trafen, weil sie den Regen scheuten und keine Lust verspürten, nass zu werden.

„Feigheit und Faulheit“ seien Kennzeichen der neuen Griechen, sie seien „unfähig [...] ihr Land zu befreien, noch weniger zu verteidigen“, und besiegt seien die Griechen nur deswegen noch nicht, weil „des Feindes Elendigkeit größer sey, denn derer, die wir Sieger wünschten“. Lieber bilanzierte diese Zeit als Tage, die „keine freudebringenden waren“ und verstand sein Buch als Warnung, dass keiner ihm nachfolgen und dieselben Fehler wie er machen solle.⁶⁸ Der Bonner Burschenschaftler und Göttinger Corpsstudent Heinrich Heine (1797-1856) spottete: „Es muß den Griechen sehr viel geholfen

66 Ebd.; Dvorak. *Lexikon* (wie Anm. 4) I/3. S. 284-287; Harald Lönnecker. „Die Mitglieder der Halleschen Burschenschaft 1814-ca. 1850“. Cerwinka u.a. 200 Jahre (wie Anm. 17). S. 82-311, hier S. 194, Nr. 1109; vgl. Haase. *Universität* (wie Anm. 25). S. 223f.

67 Siehe Anm. 38; Johann Daniel Elster. *Das Bataillon der Philhellenen, dessen Einrichtung, Feldzug und Untergang. Aus dessen Tagebuche*. Baden i. d. Schweiz: Diebold, 1828, erschien später und fand kaum mehr Beachtung; ebd.

68 Franz Lieber. *Tagebuch meines Aufenthaltes in Griechenland während der Monate Januar, Februar und März 1822*. Leipzig: Brockhaus, 1823. S. 16, 80, 182, 185; vgl. Haase. *Universität* (wie Anm. 25). S. 224.

haben, daß sie von unsern Tyrteen auf eine so poetische Weise erinnert wurden an die Tage von Marathon, Salamis und Plataä.“⁶⁹

Lieber war auch nach Griechenland gegangen, weil er in Deutschland keine Zukunft erwartete. Der Aufbruch glich einer Flucht angesichts der behördlichen Nachstellungen und zeigt „das Dilemma, das der idealistischen Kompensation zugrunde liegt“. Er war mit völlig falschen Vorstellungen in ein Land gefahren, das er nicht kannte, aber genau zu kennen glaubte. Seine Erfahrungen dämpften seinen Enthusiasmus wie den seiner Leser erheblich.⁷⁰

69 Ebd. S. 227; zu Heine als Burschenschafter: Jost Hermand. „Eine Jugend in Deutschland. Heinrich Heine und die Burschenschaft“. *Revolutio germanica. Die Sehnsucht nach der „alten Freiheit“ der Germanen. 1750-1820*. Hg. ders./Michael Niedermeier. Frankfurt a. M./Berlin/Bern u.a.: Lang, 2002. S. 267-283, 341-343; Dieter Busch. *Das sind ja unsere alten Burschenschaftsfarben. Burschenschaftliches um Heinrich Heine*. Koblenz: Selbstverlag, 2010; siehe auch den Beitrag von Esther Kilchmann. „Kein Wasser löscht dieses griechische Feuer. Heinrich Heines kulturhistorische Reformulierung des klassischen Hellas-Bezugs in *Die Nordsee* und *Briefe aus Helgoland*“ im vorliegenden Band.

70 Haase. *Universität* (wie Anm. 25). S. 224f.; Philippou. *Philhellenismus* (wie Anm. 29). S. 67f.; Studenten, auch Burschenschafter, ohne Perspektive in Deutschland traten ab etwa 1820 auch als Soldaten und Offiziere in den Dienst der niederländischen Ostindien-Armee, die seit dem 18. Jahrhundert „als Sammelbecken für Halunken, gestrandete Existenzen, entflozene Lehrlinge und gescheiterte Studenten“ galt; Cord Eberspächer. „Abenteurer oder Gastarbeiter? Deutsche Bedienstete in den niederländischen Überseekompanien im 17. und 18. Jahrhundert“. „...in guete freuntlichen nachbarlichen verwantnus und hantierung ...“. *Wanderung von Personen, Verbreitung von Ideen, Austausch von Waren in den niederländischen und deutschen Küstenregionen vom 13.-18. Jahrhundert*. Hg. Dick E. H. de Boer/Gudrun Gleba/Rudolf Holbach. Oldenburg i. O.: Bibliotheks- und Informationssystem d. Univ. Oldenburg, 2001. S. 425-440, hier S. 434-436; Lieber dachte zeitweise auch an den Eintritt in den niederländischen Militärdienst in Übersee, ebenso Johann Daniel Elster, der zeitweilig der französischen Fremdenlegion angehörte; fremde Militärdienste, vor allem niederländische und dänisch-westindische, daneben auch britisch-indische, waren für Studenten ohne Examen immer eine Option, Wilhelm Hauff lässt etwa seinen Räuberhauptmann aus dem „Wirtshaus im Spessart“ in die neapolitanische Armee eintreten und dort zu einem „braven Soldaten“ werden; siehe auch: Petra Groen. „Colonial warfare and military ethics in the Netherlands East Indies 1816-1941“. *Journal of Genocide Research* 14/3-4 (2012): S. 277-296.

Im Zusammenhang mit den seit Ende 1823 laufenden Ermittlungen und nachfolgenden Prozessen geriet das griechische Thema weitgehend aus dem Blick der auf deutschen Hochschulen studierenden Burschenschafter. Seit 1824 kam es kaum mehr vor und verschwand ab etwa 1827 ganz, als die bis um 1830/31 anhaltende Spaltung der Burschenschaften im den Großteil ihrer Energie verschlingenden Arminen-Germanen-Kampf einsetzte.⁷¹ Präsent blieb Griechenland jedoch in der älteren burschenschaftlichen Generation, die sich nach wie vor in Philhellenenvereinen engagierte, die seit Frühjahr 1826, ausgehend von Berlin, einen neuen Auftrieb und in Bayern einen Höhepunkt erlebten, der im Herbst 1827, nach der Seeschlacht von Navarino, auch schon wieder vorüber war. Die zweite Welle hatte allerdings kaum mehr politische Akzente, sondern war vornehmlich karitativ ausgerichtet.⁷²

III. Dritte oder „bayerische“ Welle und späte Folgen

Die griechische Frage wurde nicht in Griechenland oder Deutschland, sondern von den Großmächten Großbritannien, Frankreich und Rußland entschieden. 1832 wurde der Wittelsbacher Otto (1815-1867) zum König von Griechenland gewählt, ein Sohn des bayerischen Königs Ludwig I. (1786-1868), der Sympathien für die Philhellenen hegte.⁷³ Ottos einflussreicher

71 S. Anm. 38; zum Arminen-Germanen-Kampf, der sich vorrangig darum drehte, ob die Burschenschaften nur die künftigen Kämpfer für Einheit und Freiheit ausbilden sollten – so die Arminen – oder, wie die Germanen meinten, als Organisationen den Befreiungs- und Einheitskampf führen sollten: Heer. *Burschenschaft* 2 (wie Anm. 10). S. 154-239, 249-323; ders. „Die allgemeine deutsche Burschenschaft und ihre Burschentage 1827-1833“. *Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung*. Hg. Herman Haupt. Bd. 4. Heidelberg: Winter, 1913. 2. Aufl. 1966. S. 246-353; Maren Ballerstedt. „Vom Bamberger zum Frankfurter Burschentag – Politische Aktivierung und Differenzierung der Burschenschaften zwischen 1826/27 und 1831“. Asmus. *Burschenschaften* (wie Anm. 53). S. 168-184; Lönnecker. „O Aula“ (wie Anm. 33). S. 135; ders. „Zwischen Corps“ (wie Anm. 33). S. 174.

72 Siehe Anm. 38; vgl. Haase. *Universität* (wie Anm. 25). S. 225-227.

73 Oliver Schulz. *Ein Sieg der zivilisierten Welt? Die Intervention der europäischen Großmächte im griechischen Unabhängigkeitskrieg (1826-1832)*. Berlin/

Erzieher, Friedrich Thiersch, setzte sich maßgeblich für die Wahl seines Zöglings ein. Für den bei Regierungsantritt noch minderjährigen Otto führte ein vierköpfiger Regentschaftsrat unter dem Vorsitz des Premier- und Finanzministers Joseph Ludwig Graf von Armanberg (1787-1853) die Regierung. Armanberg war ab 1826 nicht nur bayerischer Finanz-, Innen-, Außen- und Minister des Königlichen Hauses gewesen und sollte nach 1835 griechischer Staats- und Erzkanzler werden, dazu Ehrenbürger von Athen, sondern er war als Landshuter Student am 30. November 1806 auch der Gründer des Corps Bavaria, das mit der Hochschule 1826 nach München übersiedelte.⁷⁴

Ein weiteres Regentschaftsratsmitglied war der Verwaltungsfachmann Karl August von Abel (1788-1859), bisher Ministerialrat im bayerischen Innenministerium, ab 1837 Finanz- und Innen-, später auch Kultusminister. Während der Demagogenverfolgung ab 1819 hatte er sich als „Studentenschinder“ hervorgetan, gehörte selbst aber 1807 bzw. 1808 den Gießener Corps Franconia und Guestphalia an.⁷⁵ Zwar befand sich in der Entourage Ottos auch sein Leibarzt Heinrich Treiber (1796-1882), ein Philhellene der ersten Stunde, Jenaischer Burschenschafter und Freund des

Münster: Lit, 2011. Insbesondere S. 431ff.; siehe den Beitrag von Barbara Wagner. „Bayern in Hellas – Hellas in Bayern. Das Griechenlandbild unter König Ludwig I. von Bayern“ im vorliegenden Band.

74 „Unser Corps gestern und heute“. *Festschrift des Corps Bavaria zu seiner 175-Jahrfeier vom 17. bis 19. Juli 1981*. Hg. Corps Bavaria München. München: Selbstverlag, o. J. (1981). S. 1; *Freundschaft und Toleranz. 200 Jahre Corps Bavaria zu Landshut und München*. Hg. Sebastian Sigler. München: Akademie, 2006; *Köener Corps-Listen 1930. Eine Zusammenstellung der Mitglieder der bestehenden und der nach dem Jahre 1867 suspendierten Corps mit Angabe von Jahrgang, Chargen und Personalien*. Bearb. Otto Gerlach. Frankfurt a. M.: Deutsche Corpszeitung, 1930. S. 1036, Nr. 1.

75 Fritz Stahler. „Carl August (R[itte]r. v[on].) Abel (1788-1859) Franconiae [Gießen], Guestphaliae Gießen 1806/08, Bayer. Staatsminister 1837-1847“. *Einst und Jetzt. Jahrbuch des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung* 23 (1978): S. 112-126; Egbert Weiß. „Corpsstudenten im Vormärz – ‚Verfolgte‘ und ‚Verfolger‘“. *Einst und Jetzt. Jahrbuch des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung* 33 (1988): S. 47-63, hier S. 58; vgl. auch: Heinz Gollwitzer. *Ein Staatsmann des Vormärz. Karl von Abel 1788-1859. Beamtenaristokratie – monarchisches Prinzip – politischer Katholizismus*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1993.

Kotzebue-Attentäters Sand, später Generalarzt der griechischen Armee⁷⁶, es überwogen jedoch die Corpsstudenten.⁷⁷

Die Corps fußten auf den Landsmannschaften des späten 18. Jahrhunderts und standen nach 1815 zunächst im Schatten der Burschenschaften, waren vielfach in ihnen aufgegangen⁷⁸, erlebten aber parallel zur sich steigenden Verfolgung der Burschenschaften ab 1819/20 eine Renaissance.⁷⁹ Sie waren im Gegensatz zu den eher bildungsbürgerlichen Burschenschaften nicht nur eine eher groß- und besitzbürgerlich geprägte Korporationsform mit verhältnismäßig hohem Adelsanteil, sie verstanden sich auch als un- oder apolitisch, was faktisch vielfach staatstragend und die politischen Verhältnisse stabilisierend bedeutete und sie zu Gegnern der Burschenschaften werden ließ. Das wiederum erhöhte ihre Attraktivität in den Augen der deutschen Regierungen und der diese tragenden sozialen Schichten, für deren studierende Jugend die Mitgliedschaft viel eher als in einer Burschenschaft in Frage kam.

76 Peter Kaupp. *Stamm-Buch der Jenaischen Burschenschaft. Die Mitglieder der Urburschenschaft 1815-1819*. Köln: Süddeutscher Hochschulverlag, 2005. S. 88, Nr. 357; Klaus Ries. „Burschenturner, politische Professoren und die Entstehung einer neuen Öffentlichkeit“. Brunck u.a. „... ein großes Ganzes“ (wie Anm. 17). S. 1-123, hier S. 38.

77 Zahlreiche Nennungen: Gerlach. *Corps-Listen* (wie Anm. 74); *Kösener Corps-Listen von 1798 bis 1904. Eine Zusammenstellung aller Corpsangehörigen mit Angabe von Rezeptionsjahr, Chargen, Stand und Wohnort, beziehungsweise Todesjahr*. Bearb. u. Hg. Karl Rügemer. Starnberg: Verlag der Akademischen Monatshefte, 1905.

78 So gehörte Johann Daniel Elster etwa der Landsmannschaft Thuringia Leipzig an, bevor er die Leipziger Burschenschaft mitgründete; siehe Anm. 4.

79 Rainer Assmann. „Kränzchen – Landsmannschaften – Corps, zur Frühgeschichte der Corps“. *Einst und Jetzt. Jahrbuch des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung* 41 (1996): S. 155-178; nach wie vor grundlegend: Wilhelm Fabricius. *Die deutschen Corps. Eine historische Darstellung mit besonderer Berücksichtigung des Mensurwesens*. Berlin: Thilo, 1898. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Deutsche Corpszeitung, 1926; ders. *Geschichte und Chronik des Kösener S[enioren-]C[onvents]-Verbandes*. Marburg a. d. Lahn: Elwert, 1907. 2. Aufl. Marburg a. d. Lahn: Schweitzer & Mohr, 1910. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Deutsche Corpszeitung, 1921; apologetisch: „Wir wollen Männer, wir wollen Taten!“ *Deutsche Corpsstudenten 1848 bis heute. Festschrift zum 150-jährigen Bestehen des Kösener Senioren-Convents-Verbandes*. Hg. Rolf-Joachim Baum. Berlin: Siedler, 1998.

Den Corps an den bayerischen Hochschulen sprach Ludwig I. am 31. Juli 1827 die förmliche Anerkennung aus, was praktisch einer Bestandsgarantie entsprach.⁸⁰ Die bayerische wie andere Regierungen sahen in den Corps oft wirksame Gegengewichte gegen die Burschenschaften, die zudem das eigene Landesbewusstsein auf der Universität stützen und erhalten konnten und die Hochschüler gegen burschenschaftliches Gedankengut immunisierten.⁸¹ Besonders deutlich wird dies etwa an den Namen, die Corps benannten sich fast immer nach partikularen Ländern oder Landesteilen – Bavaria, Franconia, Guestphalia, Suevia usw. –, während die Burschenschaften mit „Germania“, „Arminia“, „Teutonia“ usw. stets das ganze Deutschland im Blick hatten⁸², oder am Freiheitsbegriff: Während die Burschenschaften einen politisch-egalitären vertraten, der sich an der Einigung Deutschlands mit entsprechenden liberalen Freiheitsrechten für die Deutschen orientierte, stand der corpsstudentische mehr in der Tradition der „akademischen Freiheit“, die wiederum auf dem privilegierten Rechtsstatus des „civis academicus“ beruhte, der in einer eigenen Welt lebte, dessen akademisches Bürgerrecht von den Studien über die Wohnung und das Schuldenmachen bis hin zur eigenen Gerichtsbarkeit kaum einen Lebensbereich unberührt ließ und dessen Vereinigungen entsprechend immer etwas Ständisch-Korporatives, Antietatistisches und Selbstreguliertes an sich hatten.⁸³

Niederschlag gefunden hatte diese Orientierung auch im corpsstudentischen Philhellenismus, der kaum einmal eine politische Wendung mit der Parallelisierung griechischer und deutscher Verhältnisse wie bei den Burschenschaften genommen hatte, sondern fast immer im Ästhetisch-Intellektuellen

80 Lönnecker. „O Aula“ (wie Anm. 33). S. 135; ders. „Zwischen Corps“ (wie Anm. 33). S. 174; insbesondere zu München: Josef Jakob. *Die Studentenverbindungen und ihr Verhältnis zu Staat und Gesellschaft an der Ludwigs-Maximilians-Universität Landshut/München von 1800 bis 1833*. Diss. phil. Fernuniversität Hagen, 2002. S. 138-142.

81 Harald Lönnecker. „‘Erfinder‘ des regionalen Selbstbewußtseins? Studentenverbindungen als Vorreiter“. *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 83 (2011): S. 263-278, hier S. 267.

82 Harald Lönnecker. „Schall und Rauch? – Namen der Hochschulvereinigungen der Juristen und Sänger im deutschsprachigen Raum im 19. und frühen 20. Jahrhundert“. *Einst und Jetzt. Jahrbuch des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung* 58 (2013): S. 95-139, hier S. 99f.

83 Lönnecker. „O Aula“ (wie Anm. 33). S. 157f.; ders. „Zwischen Corps“ (wie Anm. 33). S. 191.

verhaftet blieb. Zur Gründer- bzw. frühen Generation allein der bereits erwähnten Bavaria Landshut/München – es gab zahlreiche weitere Corps – gehörten etwa Klemens von Weichs (1793-1838), Major, königlich bayerischer Kämmerer und königlich griechischer Obersthofmeister, oder Friedrich von Wulffen (1790-1858), Präsident des bayerischen obersten Landesgerichts und 1848 konservatives Mitglied der deutschen Nationalversammlung, das gegen die Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser stimmte. Max von Lerchenfeld (1785-1854), königlicher Kämmerer und Geheimsekretär im Kriegsministerium, war Bavare, ebenso Karl Lorber († 1845), Bürgermeister von Landshut und bedeutender Förderer der heimatlichen Archäologie, oder der Münchner Universitäts-Professor Nathanael von Schlichtegroll (1794-1859), zugleich bayerischer Reichsarchivrat, „Gründervater“ des bayerischen Archivwesens und bedeutender Diplomatiker. Dazu kamen Richter, Offiziere und Ärzte, allesamt mehr oder weniger in philhellenischen Vereinen engagiert, dabei aber niemals als Regierungsgegner auftretend.⁸⁴ Sie verbanden wenig mit nationaler Einheit und Freiheit, zumal republikanischer, und fühlten sich wie Karl August von Abel eher dem Dreiklang „Beamtenaristokratie – monarchisches Prinzip – politischer Katholizismus“ verpflichtet.⁸⁵

Die Wittelsbacher-Herrschaft in Griechenland wie die zunehmend erfolgreiche Ausstrahlung des deutschen Universitäts- und Wissenschaftsmodells zog ab etwa 1830 bzw. 1832 zahlreiche wohlhabende junge Griechen zum Studium nach Deutschland. Einige wenige finden sich in den Burschenschaftlerlisten⁸⁶, viel mehr jedoch als Mitglieder der Corps⁸⁷, obwohl die Zahl insgesamt gering blieb. Nicht nur der burschenschaftliche Natio-

84 Gerlach. *Corps-Listen* (wie Anm. 74). S. 1036f., Nr. 2-40; vgl. etwa: Wilhelm Barth/Max Kehrig-Korn. *Die Philhellenenzeit. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Ermordung Kapodistrias' am 9. Oktober 1831. Mit einem ausführlichen Namenverzeichnis der europäischen und amerikanischen Philhellenen*. München: Hueber, 1960; Ludwig Spaenle. *Der Philhellenismus in Bayern 1821-1832*. München: Hieronymus, 1990; Quack-Eustathiades. *Philhellenismus* (wie Anm. 29).

85 Gollwitzer. *Karl von Abel* (wie Anm. 75).

86 BAK, DB 9 (wie Anm. 1), M. Burschenschaftlerlisten; wie Anm. 3.

87 Gerlach. *Corps-Listen* (wie Anm. 74); Rügemer. *Korps-Listen* (wie Anm. 77); vgl. Hugo Fritsche. „Ausländische Studenten in deutschen Corps“. *Einst und Jetzt. Jahrbuch des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung* 31 (1986): S. 235-240.

nalismus war oft ein Hinderungsgrund für die Aufnahme, bei den Corps war die gesellschaftlich-soziale Pass- und Anschlussfähigkeit auch wesentlich größer.⁸⁸ Einige Corps, vor allem die in Heidelberg, hatten regelmäßig griechische Mitglieder, hier zog ein Corpsbruder den anderen nach, was über Jahrzehnte anhielt. So heißt es etwa beim 1849 gegründeten Corps Rhenania Heidelberg über das Sommersemester 1862: „Christomannos, der in diesem Semester in Heidelberg sein Examen ablegte, ließ sich als Doktor in einer Woche noch dreimal vor seiner Abreise in die ferne Heimat bestimmen“, d. h., er schlug drei Mensuren.

Er war ein ansehnlicher Fechter und schlug sehr rasch und kunstvoll. Zu Beginn des Semesters hatte er mit dem Zweiten der Schwaben [= Fechtwart des Corps Suevia Heidelberg, H. L.] gefochten, diesem eine Terz, eine Quart und eine Tiefquart beigebracht und ihn schließlich durch die Lippe abgestochen. Unsr griechischen Corpsbrüder haben eine verhältnismäßig große Anhänglichkeit dem Corps bewahrt. Krassas bringt später einmal aus Athen, nachdem er sich gegen eine nach Ansicht des C[orps]-C[onvent]. noch bestehende Korpsschuld verteidigt, seine innigste Freude über das ständige „Aufwachsen und Wohlfahren meiner vielgeliebten Rhenania“ zum Ausdruck und schließt wehmütig: Ein Glas Bier in Heidelberg wäre mir viel lieber als die ganze Advokatur in dieser Lumpenstadt des Altertums. Christomannos schreibt im Jahre 1867, daß er mit solcher Liebe an dem Corps hing und mit so angenehmen Erinnerungen aus ihm schied, daß wahrlich die kurze Zeit von fünf Jahren nicht hingereicht hat, das liebe Corps zu vergessen. Er macht dann den Vorschlag regelmäßiger Berichte, nämlich: „jährlich Korpsslisten mit den Adressen der aktiven und inaktiven Leute an alle ausgeschiedenen Mitglieder der Rhenania zu senden, um dieselben geistig dem geliebten Corps näher zu stellen.“⁸⁹

Christomannos wie Krassas bewahrten Rhenania ihre Anhänglichkeit bis zum Tod: Anastasios Christomannos (1841-1906), bereits 1860 Mitglied des Corps Saxonia Karlsruhe, war später Chemie-Professor an der Universität Athen und ab 1896 deren Rektor, zudem verantwortlich für den Bau des imposanten chemischen Universitätsinstituts, nicht nur des ersten in

88 S. Anm. 18.

89 [Berthold Kuhnert]. *Geschichte der Rhenania zu Heidelberg*. Bd. III: *Von der Wiedererrichtung 1862 bis zur Feier des zwanzigjährigen Stiftungsfestes 1869*. O.O.: Selbstverlag, o. J. (um 1900). S. 24f.; N. N. *100 Jahre Rhenania Heidelberg 1849-1949*. O. O. (Ludwigshafen): Selbstverlag, 1949. S. 15.

Griechenland, sondern überhaupt im östlichen Mittelmeerraum. 1900 reiste er nach Heidelberg und besuchte Rhenania. Alkibiades Krassas (1840-1912) praktizierte als Anwalt, lehrte an der Universität Athen die Rechte und ist der Schöpfer der modernen griechischen Rechtsterminologie.⁹⁰ Eine Generation später schlossen sich in Deutschland studierende Angehörige der griechischen Oberschichten oft einem Corps an, endgültig sanktioniert und legitimiert dadurch, dass der Herzog von Sparta, nachmals König Konstantin I. von Griechenland (1868-1923), während seines Studiums 1888 vom Corps Saxo-Borussia Heidelberg aufgenommen worden war.⁹¹ Damit stand er in einer gewissen Tradition: Saxo-Borussias Gründergeneration gehörten 1821/22 auch der spätere Generallerblandpostmeister von Schlesien,

90 Ebd.; N. N. *Corps Rhenania zu Heidelberg. Mitglieder-Verzeichnis der Jahre 1849 bis 1879*. Leipzig: Selbstverlag, o. J. (1879). S. 11, Nr. 106; ebd. S. 12, Nr. 111; Gerlach. *Corps-Listen* (wie Anm. 74). S. 651, Nr. 111, 115. – Auf Christomannos berief sich noch die am 2.11.1924 gegründete und am 17.11.1928 aufgelöste „Vereinigung der Chemie studierenden Griechen“ an der Universität Leipzig; sie zählte 29 Mitglieder und hatte gemäß Art. 2 ihrer Satzung den Zweck der fachgebundenen „Veranstaltung von Vorträgen und freien Besprechungen“, parteipolitische und politische Themen waren ausdrücklich ausgeschlossen; Universitätsarchiv Leipzig (künftig zit.: UAL), Kap. XVI, Sectio III, Litt. G, Nr. 7: Vereinigung der Chemie studierenden Griechen, 1924-1928; bei der Leipziger Studentischen Verbindung Hellas war ein Griechenland-Bezug nicht erkennbar, sie wurde am 12.6.1914 als abstinentere Verbindung „Freiland“ gegründet und benannte sich am 10.7. – vom Universitätsrichter am 23.7. genehmigt – in „Hellas“ um, da der zuerst gewählte Name in Leipzig bereits vertreten war; UAL, Kap. XVI, Sectio III, Litt. H: Nr. 3, Studentische Verbindung Hellas, 1914; Hartmut H. Jess. *Specimen Corporationum Cognitarum 2000. Das Lexikon der Verbindungen* (Compact-Disk). 3. Folge Köln: Selbstverlag, 2010. Nr. 9/401933; Verbindungen mit dem Namen „Hellas“ gab bzw. gibt es auch in Würzburg (1836), Wien (gegr. 23.4.1880), Graz (gegr. 11.7.1899), Mittweida (gegr. 16.5.1897), Chemnitz (1925) und sogar zweimal in Berlin (17.12.1872-1934 u. SS 1886-3.6.1890?); ebd. Nr. 1/12120, Nr. 4/31001, Nr. 8/19008, Nr. 9/517001, Nr. 11/55044, Nr. 17/65767.

91 Gerlach. *Corps-Listen* (wie Anm. 74). S. 683, Nr. 959; Saxo-Borussia sollen auch Konstantins Brüder Andreas (1882-1944) und Christoph (1888-1940) angehört haben; Andreas ist der Vater des britischen Prinzgemahls Philip Mountbatten, Herzog von Edinburgh, Prinz von Griechenland und Dänemark, dessen Geburt 1921 als „neues und schönes Zeichen“ aus Anlaß der 100-Jahr-Feier des griechischen Befreiungskampfs gedeutet wurde; wie Anm. 2.

Heinrich Graf von Reichenbach (1801-1869), an sowie Maria Josef Anton Graf Brassier de Saint-Simon-Ballade (1798-1872), nachmals preußischer bzw. deutscher Gesandter in Stockholm, Turin, Florenz und Rom, der als junger Legationssekretär 1829 am Abschluss des die faktische Unabhängigkeit Griechenlands besiegelnden Friedens von Adrianopel beteiligt war, und der spätere preußische Finanzminister Rudolf von Rabe (1805-1883). Alle hatten zu den Berliner Philhellenen von 1826/27 gehört.⁹²

IV. Schluss

Studenten sind auf Grund der spezifischen Voraussetzungen ihrer Existenz ein gesellschaftlich-soziales Unruhepotenzial. Die politische Wirkung ihrer Vereinigungen, vor allem der sich selbst als Verfechter von deutscher Einheit und Freiheit begreifenden Burschenschaften, war trotz zahlenmäßiger Marginalität im deutschsprachigen Raum beträchtlich. Den Wissen und Leistung kumulierenden künftigen Akademikern war bewusst, sie würden Führungsrollen besetzen, und sie traten entsprechend selbstbewusst auf. Innerhalb ihrer politischen Vorstellungen spielten Griechenland und griechischer Befreiungskampf seit 1821/22 keine unbedeutende Rolle, vielfach wurde er mit dem Befreiungskrieg von 1813 gleichgesetzt. Es bestand Interesse und mehr oder weniger permanente Beschäftigung in einem weiten Spektrum, das von der Zeitungslektüre über Diskussionsrunden im engeren Kreis bis hin zum Engagement in Griechenvereinen oder sogar der Teilnahme am Kampf reichte. Letzteres allerdings nur bei einer Minderheit, deren schriftlich niedergelegte Erfahrungen die Daheimgebliebenen jedoch stark beeinflussten. Die meisten Burschenschafter machten sich auf Grund neuhumanistischer Bildung und Idealismus ein antikisierendes Bild von Griechenland, welches die griechische Geschichte der vergangenen anderthalb Jahrtausende weitgehend ausblendete. Sie projizierten zudem eigene politische Erwartungen in die Ferne. Das wirkte zurück auf die deutsche Gegenwart, war aufrüttelnd und mobilisierend, erlaubte die Formulierung politischer Ansprüche und Bedürfnisse, positionierte als Gegner der eigenen

92 Gerlach. *Corps-Listen* (wie Anm. 74). S. 663, Nr. 4, 12, 24; vgl. BAK, DB 9 (wie Anm. 1), B. I. Urburschenschaft und frühe Burschenschaft, 1815-1850, d. Urburschenschaft, Örtliche Burschenschaften: Berlin; Haase. *Universität* (wie Anm. 25). S. 225f.

Regierungen und kompensierte eigene, fehlende Aktionen. Aber es gab auch andere Griechenfreunde in den Corps, nicht nur sozial exklusiver, sondern auch politisch konservativer, deren Enthusiasmus vornehmlich ästhetisch-intellektueller Natur war und die in Griechenland ab 1832 hervortraten – mit Fernwirkungen, die weit ins 19. und frühe 20. Jahrhundert reichten.

Heiko Ullrich (Bruchsal)

Lyrische Kreuzzüge

Raum und Zeit, Affekterregung und Argumentation
in deutschsprachigen Griechengedichten

Das lange 19. Jahrhundert ist auch das Jahrhundert der Begeisterung für den Kampf tatsächlich oder vermeintlich geknechteter Völker gegen ihre Unterdrücker: In Deutschland macht die antibritische Presse Christiaan de Wet, Louis Botha und Koos de la Rey zu gefeierten Helden des Zweiten Burenkrieges (1899-1902)¹; den polnischen Novemberaufstand von 1830 gegen das Zarenreich besingt das liberale deutsche Bürgertum in den zahlreichen „Polenliedern“.² Aufgrund der Tradition der mit Winckelmann³ beginnenden und inzwischen längst historisch gewordenen deutschen Griechenbegeisterung⁴ gelten den Philhellenen während des griechischen Befrei-

-
- 1 Vgl. Steffen Bender. *Der Burenkrieg und die deutschsprachige Presse. Wahrnehmung und Deutung zwischen Bureneuphorie und Anglophobie 1899-1902*. Paderborn u.a.: Schöningh, 2009. S. 24-48 u. S. 69-86.
 - 2 *Polenlieder. Eine Anthologie*. Hg. Gerard Koziellek. Stuttgart: Reclam, 1982. S. 7-42; Wienczyzlaw A. Niemirowski: „Polenlieder deutscher Dichter nach 1830 oder Dichtung und Wahrheit einer philologischen Überlieferung“. *Lügen und ihre Widersacher. Literarischer Ästhetik der Lüge seit dem 18. Jahrhundert*. Hg. Hartmut Eggert/Janusz Golec. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2004. S. 262-272.
 - 3 Vgl. Elisabeth Décultot. „Winckelmanns Konstruktion der griechischen Nation“ *Graecomania. Der europäische Philhellenismus*. Hg. Gilbert Heß u.a. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2009. S. 39-59; Erika Simon. „Der Philhellenismus des Johann Joachim Winckelmann“. *Ausdrucksformen des europäischen und internationalen Philhellenismus vom 17.-19. Jahrhundert*. Hg. Evangelos Konstantinou. Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang, 2007. S. 51-59.
 - 4 Vgl. Wolf Seidl. „Das Land der Griechen mit der Seele suchend ... Über das Griechenlandbild der deutschen Klassik“. *Europäischer Philhellenismus. Ursachen und Wirkungen*. Hg. Evangelos Konstantinou/Ursula Wiedemann. Neuried: Peter Lang, 1989. S. 15-36; Alfred Noe. „Der Philhellenismus im deutschsprachigen Österreich“. *Der Philhellenismus in der westeuropäischen Literatur 1780-1830*. Hg. ders. Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 1994. S. 189-224, hier S. 189-193; Friedrich Heyer. „Das philhellenische Argument: ‚Europa verdankt

ungskampfes (1821-1829)⁵ die griechischen Aufständischen um Ypsilantis, Kolokotronis und Markos Botsaris als geistige Ahnen.

Nicht nur in der umfangreichen lyrischen Produktion der deutschen Philhellenen wird jedoch auch immer wieder die religiöse Dimension des griechisch-türkischen Konflikts aufgegriffen.⁶ Während die nicht-belletristische Publizistik dabei häufig den Vergleich mit dem Großen Türkenkrieg des 17. Jahrhunderts zieht⁷, findet sich diese Bezugnahme in den Griechen-

den Griechen seine Kultur, also ist jetzt Solidarität mit den Griechen Dankeschuld“. *Die Rezeption der Antike und der europäische Philhellenismus* (wie Anm. 4). S. 79-91, hier S. 84.

- 5 Vgl. zur Definition des Begriffs „Philhellenismus“ Constanze Güthenke. „Nature in Arms. Greek Locality, Freedom, and German Philhellenism“. *German Literature, History and the Nation*. Hg. Christian Emden/David Midgley. Oxford u.a.: Peter Lang, 2004. S. 93-116, hier S. 101; Arnaldo di Benedetto. „Literarischer Philhellenismus von Frauen. Angelica Palli und Massimina Fantastici Rosellini“ *Graecomania* (wie Anm. 3). S. 171-183, hier S. 171, Fußn. 2; Lampros Mygdalis. „Ersatzweg Hellas“. *Aufbruch und Entsagung. Vormärz 1815-1848 in Baden und Württemberg*. Hg. Otto Borst. Stuttgart: Theiss, 1992. S. 106-127, hier S. 107-109.
- 6 Vgl. Andreas Tischler. *Die philhellenische Bewegung der 1820er Jahre in den preußischen Westprovinzen*. Diss. Köln 1981. S. 120-126; Hans-Georg Werner. *Geschichte des politischen Gedichts in Deutschland 1815-1840 bei Ausschluß der politischen Lyrik Österreichs*. Habil. Halle-Wittenberg 1966. S. 270; Regine Quack-Eustathiades. *Der deutsche Philhellenismus während des griechischen Freiheitskampfes 1821-1827*. München: Oldenbourg, 1984. S. 243-249; Gunnar Hering. „Der griechische Unabhängigkeitskrieg und der Philhellenismus“. *Der Philhellenismus in der westeuropäischen Literatur* (wie Anm. 4). S. 17-72. S. 58; Christoph Hauser. *Anfänge bürgerlicher Organisation. Philhellenismus und Frühliberalismus in Südwestdeutschland*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1990. S. 139-192; Konstadinos Maras. *Philhellenismus. Eine Frühform Europäischer Integration*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2012. S. 130-253; Johannes Irmscher. „Das Antikebild des deutschen Philhellenismus.“ *Die Rezeption der Antike und der europäische Philhellenismus* (wie Anm. 4). S. 121-138, hier S. 125f.; Walter Puchner. „Die griechische Revolution von 1821 auf dem europäischen Theater. Ein Kapitel bürgerlicher Trivialdramatik und romantisch-exotischer Melodramatik im europäischen Vormärz“. *Südost-Forschungen* 55 (1996): S. 85-127, hier S. 93f.
- 7 Vgl. Ludwig Spaenle. „Philhellenismus und Öffentlichkeit in Bayern. Die bayrische Griechenbewegung im Spiegel der Presse.“ *Europäischer Philhellenismus*.

gedichten eher selten: Im von Michael Busse gesammelten Corpus⁸ fordert beispielsweise C. F. Schumanns „An Deutschland“ (1821): „Tilg'e, freies Volk! die Schmach in fremden Banden, / Daß einst vor Wien ein Türkenheer gestanden!“ (V. 79f.; Busse II, S. 215).⁹ Tendenziell wendet sich die philhellenische Lyrik¹⁰ – wie in der Folge zu zeigen sein wird – eher den Kreuzzügen des Hochmittelalters zu und es ist vielleicht kein Zufall, dass in dieser Pionierzeit der Altgermanistik ausgerechnet der Vorsitzende des Stuttgarter Griechenvereines, Ludwig Uhland¹¹, die Gattung des Kreuzliedes in die Literaturgeschichtsschreibung einführt. Da sich jedoch keine besondere Konzentration des Kreuzzugsmotiv im Umfeld Uhlands bzw. in der Zeit nach dem Erscheinen der Studie *Walther von der Vogelweide, ein*

Die europäische philhellenische Presse bis zur 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hg. Evangelos Konstantinou. Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang, 1994: S. 171-221, hier S. 195; Regine Quack-Manoussakis: „Türkenkrieg und Wiederaufleben des Kreuzzugsgedankens in der philhellenischen Propaganda von 1821“. *Philia* 2005,1: S. 40-45.

- 8 Nach dieser Ausgabe wird im Weiteren zitiert: *Corpus philhellenischer Gedichte des deutschsprachigen Raumes zum griechischen Freiheitskampf von 1821. 2 Bände.* Hg. Michael Busse. Marathon/Oldenburger: Isensee, 2005 (= Busse I bzw. Busse II); zur dreibändigen Ausgabe: *Der deutschsprachige Philhellenismus durch die Poesie.* Hg. Lampros Mygdalis/Nikos Papadopoulos. Thessaloniki: Ekdoeseis grammata, 2000-2004; vgl. auch Irmgard Scheitler. „Deutsche Philhellenenlyrik. Dichter, Veröffentlichungsformen, Motive“. *Ausdrucksformen des europäischen und internationalen Philhellenismus vom 17.-19. Jahrhundert* (wie Anm. 3). S. 69-82, hier S. 69f. mit Fußn. 3.
- 9 Vgl. Irmgard Scheitler. „Griechenlyrik (1821-1828). Literatur zwischen Ideal und Realität“. *Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft* 6/7 (1995/95): S. 188-234, hier S. 207f.
- 10 Zur Verteilung der philhellenischen Literatur auf die einzelnen Gattungen vgl. Robert F. Arnold. „Der deutsche Philhellenismus. Kultur- und literarhistorische Untersuchungen.“ *Euphorion. Ergänzungsheft* 2 (1896): S. 71-181, hier S. 165-172; Werner. *Geschichte* (wie Anm. 6). S. 260f.
- 11 Vgl. zum Stuttgarter Verein Hauser. *Anfänge* (wie Anm. 6). S. 55-57; Quack-Eustathiades. *Philhellenismus* (wie Anm. 6). S. 51f.; Hering. „Unabhängigkeitskrieg“ (wie Anm. 6). S. 42-44; Mygdalis. „Ersatzweg“ (wie Anm. 5). S. 111-122; zu Uhland auch Alfred Stern. „Uhland als Philhellene“. *Euphorion* 11 (1904): S. 484-487.

altdeutscher Dichter im Jahre 1822¹² feststellen lässt, wird der folgenden Analyse des Kreuzzugsmotivs in der philhellenischen Lyrik die Produktion des gesamten deutschen Sprachgebiets seit dem Beginn des griechischen Unabhängigkeitskrieges zugrunde gelegt.

Der Schwerpunkt dieser motivgeschichtlich ausgerichteten Studie soll dabei auf der Untersuchung zweier gerade für die philhellenische Lyrik besonders interessanter Parameter liegen: Raum und Zeit strukturieren nicht nur die meisten deutschen Griechengedichte, sondern unterhalten auch aufschlussreiche Verbindungen zu anderen Motiven derselben: Die Charakterisierung des griechisch-türkischen Konflikts als Religionskrieg bleibt meist der Gegenwart verhaftet und zielt auf die ebenfalls dieser Zeitstufe zuzuordnenden Affekte des Mitleids und des Entsetzens – letztlich also die bekannten Kategorien des Aristoteles bzw. Lessings – ab, sofern diese nicht angesichts positiver Nachrichten vom Kriegsschauplatz einer Feier des Sieges bzw. unverhohlener Schadenfreude Platz machen. In der Hinwendung zur Vergangenheit des Hochmittelalters rücken dagegen die Sehnsucht nach diesem vermeintlich Goldenen Zeitalter des Glaubenskampfes und die Trauer über dessen endgültiges Verschwinden in den Vordergrund. Die Aufforderung an die Monarchen und Politiker nach einem (zukünftigen) Eingreifen zugunsten der griechischen Aufständischen formuliert Hoffnungen und Befürchtungen der Philhellenen. Während die Reise auf der Zeitschiene durch die Konstante des Raumes, den Griechenland als neues „Heiliges Land“ besetzt, verankert wird, sichern die Gedichte ihre Ausrichtung auf die Affekterregung durch die rationale Argumentation mithilfe einer Dankeschuld ab, deren Einlösung eine Pflicht darstellt, während ihre Missachtung einem Verbrechen gleichkommt.

12 Ludwig Uhland. *Werke. Bd. 4: Wissenschaftliche und poetologische Schriften*. Hg. Hartmut Fröschle. München 1984. S. 31-108; vgl. dazu Christian Krepold. „Das Walther-Bild der Romantiker zwischen „Universalpoesie“ und Konfessionalismus – zu Tieck, Uhland und Eichendorffs *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“. *Der mittelalterliche und der neuzeitliche Walther. Beiträge zu Motivik, Poetik, Überlieferungsgeschichte und Rezeption*. Hg. Thomas Bein. Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang, 2007. S. 45-67, besonders S. 47f. u. 55f.

I. Gegenwart zwischen Mitleid und Entsetzen: Der Glaubenskrieg

Die Auffassung, es handle sich bei dem 1821 ausgebrochenen griechischen Aufstand um einen Freiheitskampf bedrängter Christen gegen ihre heidnischen Unterdrücker, findet sich allenthalben in der Lyrik der deutschen Philhellenen; so auch bei einem Dr. Br.¹³, der den Krieg 1827 in den *Griechen-Blättern* des Basler „Vereines zur sittlich-religiösen Einwirkung auf die Griechen“¹⁴ folgendermaßen beschreibt:

In Trümmern liegen Tempel und Altäre,
Dem Gott der Christen herrlich einst erbaut,
Wild mordend ziehn durch's Land der Heiden Heere,
Der Christen Glauben lästernd frech und laut, [...]. (V. 43-46; Busse I, S. 59)

Die Verortung der Beschreibung in der Gegenwart wird durch die präsentischen Prädikate („liegen“; „zieh“¹⁵) und Partizipien („mordend“; „lästernd“) hervorgehoben, während der Vergleich mit der Vergangenheit in erster Linie dazu dient, das Mitleid mit dem nun in „Trümmern“ liegenden, „einst“ aber „herrlich“ anzusehenden Land der „Tempel und Altäre“¹⁵, der frommen und kunstverständigen „Christen“ zu verstärken. Dem steht das blanke Entsetzen des lyrischen Ichs vor den „mordend“ und „lästernd“ durch die Lande ziehenden Türken gegenüber, deren Taten durch die Adverbien „wild“, „frech“ und „laut“ charakterisiert werden. Der „Heide“ wird dabei allein schon durch diese Bezeichnung als „Nicht-Christ“ (anstelle derjenigen als Moslem,

13 Zu den Autoren der Griechengedichte vgl. Peter Stein. „Operative Lyrik“. *Zwischen Restauration und Revolution 1815-1848*. Hg. Gert Sautermeister/Ulrich Schmid. München/Wien: Hanser, 1998. S. 485-504, hier S. 499; Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 193.

14 Vgl. Friedrich Heyer. „Die beiden miteinander rivalisierenden Philhellenengruppen in Basel“. *Europäischer Philhellenismus. Ursachen und Wirkungen* (wie Anm. 4). S. 139-150; zur Schweizer Produktion philhellenischer Lyrik Robert Dünki. *Aspekte des Philhellenismus in der Schweiz 1821-1830*, Bern u.a.: Peter Lang, 1984. S. 147-177.

15 Vgl. zum Motiv der antiken Ruinen Griechenlands im Philhellenismus Friedgar Löbker. *Antike Topoi und Reminiszenzen in der deutschen Philhellenenliteratur zur Zeit des griechischen Unabhängigkeitskrieges (1821-1829). Untersuchungen zur Antikerezeption*. Diss. Münster 1998. S. 234-237.

d.h. als Angehöriger einer anderen Religionsgemeinschaft) in einem wesentlichen Aspekt seiner menschlichen Existenz negiert.

Theodor Kinds¹⁶ Rollenlied¹⁷ „Der Gesang des Kolokotroni“, 1827 im *Morgenblatt für gebildete Stände*¹⁸ veröffentlicht, geht noch weiter:

Uns ruft Gott und die Natur zum Kampfe,
 Von uns fordert's unser heil'ger Glaube,
 Gegen die Barbaren auszuziehn. (V. 10-14; Busse I, S. 398)

Den „Barbaren“¹⁹ fehlt – anders als den Griechen – nicht nur ein „heil'ger Glaube“, sondern auch ein „Gott“ und eine „Natur“. In Adelbert von Chamisso's „Der Dichter“, dem Eingangsgedicht des Zyklus „Chios“²⁰, dagegen wird aus dem „Heiden“ und „Barbaren“ der „Moslem“²¹:

Allah! ruft der Moslem, hauet
 Greise nieder, Kinder, Frauen;
 Christus, ruft der Rajah, schauet
 Himmelwärts mit Hochvertrauen;
 Er begehrt die heil'ge Palme; –
 Menschen mähet der wie Halme,
 Jauchzet auf ob Allahs Sieg. –
 Das ist zu des Himmels Rache,

-
- 16 Vgl. zu Kind Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 219; Sandrine Maufroy. „Die ‚Stimme des griechischen Volkes‘: Sammlungen neugriechischer Volkslieder in Deutschland und Frankreich“. *Graecomania* (wie Anm. 3). S. 329-353.
- 17 Vgl. Werner. *Geschichte* (wie Anm. 6). S. 296f.; Günter Hartung. „Wilhelm Müllers Griechengedichte“. *Kunst kann die Zeit nicht formen*. Hg. Ute Bredemeyer/Christiane Lange. Berlin: Internationale Wilhelm-Müller-Gesellschaft, 1996. S. 86-99, hier S. 90f.; Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 224.
- 18 Zu diesem „wichtigen Publikationsorgan für die Griechenpoesie“ vgl. Hering. „Unabhängigkeitskrieg“ (wie Anm. 6). S. 66; Arnold. „Philhellenismus“ (wie Anm. 10). S. 102f.; Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 195-197.
- 19 Vgl. zu diesem Motiv auch Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 205.
- 20 Gilbert Heß. „Adelbert von Chamisso's Griechendichtung“. *Graecomania* (wie Anm. 3). S. 235-259 betont in seiner Analyse des Zyklus (S. 249-255) die „extensive und in der gesamten Philhellenenlyrik unerreichte Drastik und Bildhaftigkeit“ und stellt fest: „Das Gesamtarrangement [...] trägt bildserielle Züge: Die je fünfstrophigen Teilstücke [...] perspektivieren im Stil einer Schauerballade die Geschehnisse [...]“ (S. 249f.).
- 21 Vgl. Heß. „Chamisso“ (wie Anm. 3). S. 255f.

Das ist für die heil'ge Sache
Völker- und Vernichtungskrieg! (V. 21-30; Busse I, S. 157)

Dabei steht dem „Allah!“ nun zwar das parallele „Christus“ gleichberechtigt gegenüber; gerade die strikte Antithetik des Gedichts dient jedoch dazu, Mitleid und Entsetzen eindeutig auf die Konfliktparteien zu verteilen: Der Vergleich mit dem Abmähen der „Halme“ vertieft das Entsetzen durch die Anspielung auf den Sensenmann, das Symbol der hochragenden „Palme“ verweist dagegen auf das ewige Leben im „Himmel“ und schürt zugleich das Mitleid mit den Griechen, deren Streben in die Höhe auch eine Flucht aus dem unerträglich gewordenen irdischen Leben darstellt. Wie „Halme“ und „Palme“ stehen sich dabei auch das aggressive „hauet“ und das kontemplative „schauet“ in Reim und parallel geführter Syntax gegenüber. Neben dieser Antithetik kennzeichnet den ‚islamischen‘ Teil des Gedichts die Betonung der Unmenschlichkeit durch die asyndetische Reihung der Opfer („Greise [...], Kinder, Frauen“)²² sowie das lautmalerische „Jauchzen“, während der „christliche“ Gegenpart durch Wiederholungen („Himmel“, „heil'ge“), Anaphern und Parallelismen („Das ist“) Ruhe und Ebenmaß ausstrahlt. Alliterationen prägen beide Teile des Gedichts; dem „Menschen mähet“ steht auf christlicher Seite das „Himmelwärts mit Hochvertrauen“ gegenüber; auch der als *conclusio* zu verstehende Strophenabschluss „Völker- und Vernichtungskrieg“, der das Entsetzen vor dem unmenschlichen Feind zusammenfasst und auf einen neuen Höhepunkt führt, weist dieses Stilmittel auf.²³ Die imaginierte Bestrafung der Türken durch himmlische Mächte sorgt für eine religiöse Legitimierung und Überhöhung des Entsetzens vor deren Gräueltaten wie im anonymen „Abschied von Parga“²⁴:

Möge der Jammer des Volks und meine bitteren Klagen,
Steigen empor zu des Himmels Haupt,
Ihn treffend, wecken aus dem Schläfe seiner bösen Thaten,
Deine Blitze, o Gott, die er erloschen geglaubt. (V. 17-20; Busse I, S. 1)

- 22 Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9) betont für den Zyklus „Chios“ „Chamisso bemerkenswerte Tendenz zur Brutalisierung“ (S. 221).
- 23 Heß. Chamisso (wie Anm. 3) sieht in diesem Versen den Beleg für Chamisso „allgegenwärtige Deutung des Geschehens als Glaubenskrieg und eine Alterisierung von West und Ost, von Christen und Antichristen, die das Geschehen zu einem apokalyptischen Krieg am Ende der Zeiten gerinnen läßt.“ (S. 254).
- 24 Zur Verarbeitung dieses Ereignisses im Vorfeld des griechischen Aufstandes in der Literatur vgl. auch Hering. „Unabhängigkeitskrieg“ (wie Anm. 6). S. 64f.

Die Vorstellung kriegerischer (Schutz-)„Götter“ einzelner Völker wird dabei auf den christlichen Gott übertragen wie in Friedrich Rückerts „Griechenlied“²⁵:

Denket, daß ihr einst gesiegt,
 Als ihr ehrtet ird'sche Götter,
 Und daß der nun für euch krieget,
 Der vom Himmel sieht die Spötter. (V. 41-44; Busse II, S. 180)²⁶

Ein weiteres Beispiel ist Reinholds „Schlacht bey Navarino“²⁷, der dabei vom alttestamentarischen Herrn der Heerscharen ausgeht:

Es wacht ein höchstes Aug' in höchster Noth:
 Und wie einst Pharaos Aegypterheere,
 So schlangen abermals Aegyptens Brut die Meere. (V. 6-9; Busse II, S. 135)

Der impliziten Gleichsetzung der Griechen mit dem erwähnten Volk²⁸, dem bei Reinhold „in höchster Noth“ das durch das Polypoton angeschlossene „höchste Aug“, im „Abschied“ das alliterierende „des Himmels Haupt“ und bei Rückert – in einer inhaltlich verwandten Umschreibung – „der [...], / Der vom Himmel sieht“, zu Hilfe kommt, steht der im „Schlufe“ des „Abschieds“ überraschte, ahnungslose „Spötter“ Rückerts gegenüber, den urplötzlich Reinholds „Meere“ verschlingen.

Die Verklärung des Aufstandes durch das Motiv des göttlichen Eingreifens zugunsten der Griechen wird in der Attribuierung des Konflikts fortgesetzt: Kinds „Gesang des Kolokotroni“ spricht von „dem heil'gen, dem geweihten Kampf“ (V. 53; Busse I, S. 399), der „Marsch“ aus der Sammlung

25 Vgl. zu Rückerts Philhellenismus neben Arnold. „Philhellenismus“ (wie Anm. 10). S. 163f.; Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 193f.

26 Vgl. zu diesem Motiv auch Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 210.

27 Zur Anbindung der philhellenischen Lyrik an das Tagesgeschehen vgl. Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 200; zur Vorstellung einer Unterstützung der aufständischen Griechen durch die Natur(-gewalten) Güthenke. „Nature“ (wie Anm. 5). S. 103-105.

28 Dasselbe Motiv findet sich auch in dem Gedicht „Griechenlands Nacht und Auferstehung“ des Hamburgers Friedrich August Jansen, das Thodoris Vlachodimitris in seiner Sammlung „Philhellenische Stimmen aus Hamburg während des griechischen Befreiungskampfes von 1821“. *Die Rezeption der Antike und der europäische Philhellenismus* (wie Anm. 4). S. 365-391, hier S. 387 wiedergibt.

„Lyra und Schwerdt“ (1821) vom „heil’gen Krieg“ (V. 2; Busse I, S. 466) und das anonyme Gedicht „Für die Griechen“ (1826) behauptet gar: „Gab es heil’ge Kriege / Gab’s keinen heil’gern!“ (V. 25f.; Busse I, S. 17).²⁹ Eine wichtige Rolle bei dieser religiösen Verklärung des Konflikts spielt auch das Symbol des Kreuzes, das wie in Emil Reinigers „Den Griechen“ dem türkischen Halbmond gegenübergestellt: „Vor des Kreuzes heil’gem Zeichen, / Sehst *Mahoms* Mond erbleichen, / [...]“ (V. 40f.; Busse II, S. 137)³⁰ und in Heinrich Stieglitz³¹ „Die Flagge des Kreuzes“ (1823) einer allegorischen Deutung unterzogen wird:

Die Flagge ist schwarz wie die düstere Nacht,
Die über Ipsara das Unheil gebracht,
Die Flagge ist schwarz, wie der nächtige Tod,
Der unsere Fluren gefärbt so roth.

Doch drinnen da glänzt zu des Ewigen Preis
Ein Kreuz, wie die Lilie des Feldes so weiß,
So weiß, wie auf Bergen der fallende Schnee,
Das gleißt in die Augen des Feindes so weh. (V. 5-12; Busse II, S. 340)

In konventioneller Farbsymbolik erscheint der schwarze Hintergrund der Fahne als „die düstere Nacht“ und „der nächtige Tod“ und verbreitet dadurch Entsetzen vor dem „Unheil“, während das weiße Kreuz durch den Vergleich mit der „Lilie des Feldes“ dem Bereich des Lebens zugeordnet wird. Ernst

29 Vgl. Scheitler, „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 208: „Rein sprachlich weist die ausgedehnte Verwendung des Epithetons ‚heilig‘ auf die religiöse Verbrämung des Kampfes hin.“

30 Bei Busse halb fett wiedergegebene Hervorhebungen erscheinen in der vorliegenden Studie durchgängig im Kursivdruck. Fast identisch mit Reiniger formuliert Max Rios „Die gerechte Sache“ (1828): „Der Halbmond muß erbleichen / Vor des Kreuzes glühendem Zeichen, [...]“ (V. 16f.; Busse II, S. 169), vgl. dazu auch Scheitler, „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 208: „Daß gerade das Kreuzzugsmotiv in so vielen Griechenliedern auftaucht, mag auch durch die lyrische Plausibilität von Kreuz und Halbmond bedingt sein.“

31 Zu Stieglitz vgl. *Aus Briefen und Tagebüchern zum deutschen Philhellenismus (1821-1828)*. Hg. Karl Dieterich. Hamburg: Friederichsen, de Gruyter & Co., 1928. S. 9f.; Werner. *Geschichte* (wie Anm. 6). S. 265f.; Arnold. „Philhellenismus“ (wie Anm. 10), der betont: „Religiöse Motive spielen, hart an der Grenze des jungen Deutschland, noch eine große Rolle.“ (S. 174).

Weydens „NAVARIN! Griechenlands Hoffnung und Zukunft“ aus seiner Sammlung von „Griechen-Liedern“ (1828)³² kehrt dieses Verhältnis nun um:

Und in den Lüften entfaltet sich stolz
 Ein Banner, das zeigt des Kreuzes heil'ges Zeichen
 Auflichtem Felde drohend schwarz – sieggewohnt!
 Mit Gott! der Himmel spendet seinen Segen,
 Und Gottes Hand, sie lenkt den heil'gen Kreuzzug! (V. 222-226; Busse II, S. 465)

Stieglitz' Erregung von Mitleid für die Griechen, die nur das Licht des Kreuzes, das zwar „gleißt“, aber selbst mit der schutzbedürftigen „Lilie des Feldes“ verglichen wird, vor den „Augen des Feindes“ retten kann, weicht mit Weydens als „drohend schwarz“ beschriebenen Kreuz einer aggressiven Siegesgewissheit. Dieser vordergründigen Wendung in die Zukunft entspricht jedoch zunächst eine Orientierung an einer Vergangenheit, in der das „Banner“ „stolz“ und „sieggewohnt“ erscheint, und in der es, wie Jakob Schmitz' „Schlachtgesang der deutschen Philhellenen“ beinahe identisch formuliert, „Der Deutschen längstgewohntes Siegeszeichen“ (V. 42; Busse II, S. 207) darstellt.

II. Vergangenheit zwischen Sehnsucht und Trauer: Mittelalterromantik

Daran, den „heil'gen Kreuzzug“³³ wiederaufzunehmen, denkt auch Adelheid von Stolterfoth³⁴ 1821 in ihrem „Den Kriegern, die nach Hellas ziehn“ gewidmeten Gedicht (1821). Auch ihr lyrisches Ich beschwört „des Kreuzes heilig Zeichen“ (V. 14) und wendet sich an die als „mein Volk“ (V. 14) apostrophierten Deutschen³⁵:

-
- 32 Zum Veröffentlichungskontext philhellenischer Lyrik vgl. auch Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 194f.
- 33 Zur Haltung der katholischen Kirche vgl. *Das Papsttum und der griechische Freiheitskampf (1821-1829). Quellenausgabe mit einer Einführung*. Hg. Georg Hofmann S. I. Rom: Pont. Institutum Orientalium Studiorum, 1952. S. 20f.
- 34 Zur Beteiligung von Frauen an der Produktion philhellenischer Gedichte vgl. Hering. „Unabhängigkeitskrieg“ (wie Anm. 6). S. 41, zu Stolterfoth auch Arnold. „Philhellenismus“ (wie Anm. 10). S. 165 mit Fußn. 8.
- 35 Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9) betont v.a. die Vergleiche, die von Stolterfoth in diesem Gedicht zur Situation der deutschen Befreiungskriege zieht (S. 211f., vgl. auch S. 217 Fußn. 120).

[...] aus der Vorwelt Tagen,
 Aus einer dunkeln längst vergangenen Zeit,
 Seh ich ein Bild hinauf zum Himmel ragen,
 In strahlender Unvergänglichkeit:
 Es ist dein Bild, wie du des Kreuzes Fahnen
 Hochprangend trugest an des Bosphors Fluth. (V. 37-42; Busse II, S. 376f.)

Der hier zum Ausdruck gebrachten Sehnsucht nach der „Vorwelt“, einer „dunkeln [...] Zeit“, die sich dennoch in einem „Bild“ von „strahlender Unvergänglichkeit“ manifestiert³⁶, hält F. R. L. Sicklers „Galerie der verdienstesten Kämpfer für Europa's Wohl in den Kriegen mit den Osmanen“ (1821) in irrealen Perioden die Trauer darum, dass aus dem „Alten“ nicht einfach „Neu“ werden kann, entgegen:

Könnte nicht des Todes Reichen
 Euer Heldenarm entsteigen,
 Wieder kehrt' er zur Osmanenschlacht.
 Neu würd' er vor späten Söhnen
 Alten Rittermuth verschönen; [...]. (V. 19-23; Busse II, S. 272)

Das Mittelalter gilt aber nicht nur als Goldenes Zeitalter einer weltlichen Kultur voller „Rittermuth“³⁷, sondern auch als Epoche einer gelebten Religiosität, wie sie Karl Baldamus in „Europas Volksstimme“ (1822) darstellt:

Des Heilands Bild erfüllet ihm das Herz; –
 Und wie er sich zum heiligen Kampfe dränget,
 Kein irdisch Singen seinen Geist beengt. (V. 6-8)

36 Diesen Gegensatz von (mittelalterlichem) Hell und Dunkel kennt auch Louise Brachmanns „Griechenland“: „In jener frühen Zeit, da Wahn und Dunkel / Noch oft umzog der Wahrheit hellen Schein, / Drang dort in kräft'ge Brust das Lichtgefunkel, / Der Lieb' und der Begeist' rung tief hinein.“ (V. 5-8; Busse I; S. 95). Zu Brachmann vgl. Arnold. *Philhellenismus* (wie Anm. 10). S. 116 und Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 231; zur Lichtmetaphorik in philhellenischen Zeitungsartikeln Tischler. *Bewegung* (wie Anm. 6). S. 106 und 113.

37 Auch im „Treuen Tod“ aus der Sammlung „Lyra und Schwert“ ist vom „Ritter“ die Rede (V. 1; Busse I, S. 477), in Louise Brachmanns „Liedeskühnheit“ von „Europens Rittern“ (V. 52; Busse I, S. 95), in Eduard Münchs „Der Teutsche den Hellenen“ (1822) vom „ruhmbedeckten Ritter“ (V. 145; Busse II, S. 119).

Dass es sich auch bei Baldamus' Gedicht nicht um „irdisch Singen“ handelt, zeigt sich bei seiner Beschreibung der mittelalterlichen Kreuzfahrer: Bei nahe jeder Vers weist ein Beispiel für das omnipräsente religiöse Vokabular auf („geweihte“, „Priester“, „Segensworte“, „Glaube“, „Himmel“, „Märt'rer“, „weihen“, V. 10-16) und führt das lyrische Ich nun anders als bei Sickler zur Behauptung, das Mittelalter sei in der philhellenischen Bewegung wiedergekehrt:

Was in der hehren Ritterzeit geschehen,
Was Kleinmuth oft für leeres Dichten hielt,
Das sieht man jetzt in frischer Kraft er stehen:
Der Knabe schon mit rüst'ger Waffe spielt.
Der Troubadouren fromme Lieder wehen; [...]. (V. 17-21; Busse I, S. 51)

Hier wird die philhellenische Lyrik Gegenstand der (Auto-)Reflexion und setzt sich gegen den „Kleinmuth“ der Kritiker sowie deren Vorwurf, es handle sich bei den Griechengedichten um „leeres Dichten“, zur Wehr.³⁸

Die philhellenischen Freiwilligen³⁹ werden in der „Schlacht bey Navarino“ explizit als „Kreuzesritter“ bezeichnet (V. 22; Busse II, S. 135). In Gottfried Wilhelm Buerens⁴⁰ Romanze „Die Kreuzes-Ritter“ verwandeln sich im Eingangsvers genannte „junge Ritter“ später in die titelgebenden „Kreuzesritter“ (V. 50) bzw. in der schon bei Stolterfoth zu beobachtenden nationalen Wendung in „Deutsche Ritter, Christenritter“ (V. 99; Busse I, S. 143-146).⁴¹ Dabei fehlen der Lyrik der deutschen Philhellenen wie Stieglitz' „An Normann“ auch die konkreten historischen Beispiele und Vorbilder nicht:

38 Gerade Baldamus' Versuch, den „Troubadouren“ „fromme Lieder“ – und eben „kein irdisch Singen“ – zuzuschreiben, könnte dabei durch (v.a.) Walthers Kreuzlieder bzw. deren wissenschaftliche Beschreibung durch Uhland inspiriert sein.

39 Vgl. zu diesen Wilhelm Barth/Max Kehrig-Korth. *Die Philhellenenzeit. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Ermordung Kapodistrias' am 9. Oktober 1831. Mit einem ausführlichen Namensverzeichnis der europäischen und amerikanischen Philhellenen*. München: Hueber, 1960; Valerio Furneri. „Die deutschen Freiwilligen im griechischen Freiheitskampf“. *Graecomania* (wie Anm. 3). S. 119-131.

40 Vgl. zu Bueren Arnold. „Philhellenismus“ (wie Anm. 10). S. 166 mit Fußn. 5.

41 Schon Arnold. „Philhellenismus“ (wie Anm. 10) spricht von „christlich-teutonischer Kreuzfahrerstimmung“ unter den Philhellenen (S. 104).

Blick' auf Palästina's heiligen Boden,
 Wo licht das Panier des Kreuzes erglänzte,
 Wo Barbarossa's kühnes Leben sank. (V. 38-40; Busse II, S. 324)⁴²

Neben der bereits im Mittelalter auf „Palästina's heil'gen Boden“ gerichteten Sehnsucht wird hier auch die bereits zeitgenössische Trauer über den Tod Barbarossas in die Gegenwart hinein verlängert. Unterstützt wird diese Kombination durch ein raffiniertes System von Alliterationen, das neben einer Kombination der beiden labialen Verschlusslaute („Blick“, „Palästina's“, „Boden“, „Panier“, „Barbarossa's“) eine chiastische Wiederaufnahme der Anlaute von „licht“ und „Kreuzes“ im folgenden Vers aufweist („kühnes Leben“), dabei überstrahlt („erglänzte“) das Zeichen des ewigen Lebens den Tod des im Volksglauben ohnehin nur im Kyffhäuser schlafenden Kaisers. Genau diese Sehnsucht bedient auch Wilhelm Freyherr von Schillings⁴³ „Der Johanniter“ (1822), der die Titelfigur und deren Mitstreiter „aus ihren Gräften“ (V. 37) auferstehen lässt. Der Grund für die Wiederkehr der „Ritter vom Hospital“ (V. 36) ist die verkehrte Welt der Gegenwart:

Und sieh'! ein giftiges Wurmgezücht
 Schäumt her auf feur'gen Wogen;
 Und macht sich Bahn,
 Will das *Kreuz umfahn*,
 Und seinen Stamm *zerbrechen!*
 Und die der dreymal einige Gott
 Zu *Wächtern* thät bestellen,
 Verkaufen sich an die freche Rott',
 Den Lebensbaum zu *fällen* [...]. (V. 66-73)

Anders als in den bisherigen Gedichten erscheint das Kreuz hier nicht als kraftpendendes Zeichen, sondern ist im Gegenteil selbst des Schutzes von „Wächtern“ gegen die „feur'gen Wogen“ und die Gefahr zu „zerbrechen“

42 Aber auch „ausländischer“ Heroen der mittelalterlichen Kreuzzüge wird gedacht, wie in Ehrenfried Stöbers „Griechenlands Erwachen“ (1822): „Richard Löwenherz, wo ist dein Degen?“ (V. 41; Busse II, S. 375).

43 Zur sozialen Struktur der philhellenischen Autoren vgl. auch Hering, „Unabhängigkeitskrieg“ (wie Anm. 6). S. 65f., v.a. S. 66: „Bemerkenswert ist, daß ein Viertel der Autoren aus dem Adel stammte [...]. Der Adel war unter den Autoren somit weit stärker vertreten als unter den Freiwilligen und Spendern.“ (S. 66).

bedürftig. Mit der Hervorhebung der (fragilen) Materialität des Kreuzes („Stamm“) und der Dämonisierung⁴⁴ des Feindes als „giftiges Wurmgezucht“ werden in bekannter Manier Mitleid und Entsetzen hervorgerufen. Dem von den „Wächtern“ verübten Verrat steht eine intakte Welt des Mittelalters gegenüber: Die mittelalterlichen Johanniter haben „gestritten ohne Rast, / Geblutet für das Kreuz“ (V. 85f.), das „heilige Symbol, mit Christi Blut getauft“ (V. 89), verteidigt, doch wird diese glorreiche Vergangenheit dadurch entwertet, dass sie vor dem Hintergrund der enttäuschenden Gegenwart als „Vergebens“ (V. 85) bezeichnet wird; Trauer überwiegt die Sehnsucht und schlägt am Ende in Hoffnungslosigkeit um:

Der Meister und seine Ritterschaar
Sind wieder schlafen gegangen:
Der Erdkreis hat das *erstandene* Jahr
Mit *Christenmord* empfangen:
Zur *selben* Zeit
Hat die *Christenheit*
Dem *Türken* sich verbrüdet. (V. 120-126; Busse II, S. 190-192)

In scharfer Antithese zur Vergangenheit, die nun endgültig „schlafen gegangen“ ist, bietet das „erstandene Jahr“ erneut das Bild einer verkehrten Welt: Die „Christenheit“ frönt dem „Christenmord“ und „verbrüdet“ sich mit den „Türken“, wobei gerade die Assonanz den Gegensatz zur als richtig bewerteten Haltung der Johanniter, die natürlich in den Griechen „ein christlich Brüdervolk“ sehen (V. 92), unterstreicht.⁴⁵

Auch Christian Freiherr von Zedlitz' „Das Kreuz in Hellas“⁴⁶ hält den Mächtigen der Gegenwart ihre mittelalterlichen Ahnen als leuchtendes Beispiel vor, belässt diese jedoch anders als Schilling und wie bereits Sickler „in ihren Gräften“:

44 Vgl. zu dieser Praxis in der philhellenischen Lyrik auch Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 207.

45 Auch K.s „Am Christtag 1822“ sieht in den „schwerbedrückten Brüdern“ natürlich die Griechen (V. 57; Busse I, S. 392), F. R. L. Sickler lässt die griechischen Freiheitskämpfer in seinen „Miscellen“ die „Brüder im Westen“ anrufen (V. 9) und sie daran erinnern, dass sie „Kinder Europa's, wie wir“ seien (V. 10): „Glaube vereinet uns Euch und der Väter Stammesverwandtschaft.“ (V. 11; Busse II, S. 270).

46 Vgl. zu Zedlitz und dessen „Kreuz“ neben Arnold. „Philhellenismus“ (wie Anm. 10). S. 148f. ausführlich Noe. „Österreich“ (wie Anm. 5). S. 216-219.

Ihr, die ihr mit ererbtem Glanz euch brüestet
 Von tapfern und ritterlichen Ahnen,
 Wie fern von ihren Bahnen
 Seyd ihr gewichen! – Könnten sie sich regen
 In ihren Grüften, ja, sie würden kommen,
 Die Ehrevollen, Muthigen und Frommen,
 Um ihren Fluch auf Euer Haupt zu legen:
 Im Kampf *für's* Kreuz erblüthen *ihre* Thaten,
 Sie hätten's an den Erbfeind nicht verrathen! –
 [...]
 Sie wären nicht im Fürstenrath gesessen
 Und hätten, daß sie Ritter sind, vergessen! (V. 148-168; Busse II, S. 524f.)

Im wiederholten, irrealen „Sie hätten ...“ und „Sie wären ...“ überwindet Zedlitz jedoch Sehnsucht und Trauer, wie sie bei Sickler und Schilling zum Ausdruck kommen, in Richtung eines – wenn auch impliziten – kategorischen Imperativs, der eine strikte Nachfolge der „tapfern und ritterlichen Ahnen“, einfordert. Die typographische Hervorhebung der Präposition zwischen den alliterierenden Substantiven („Kampf *für's* Kreuz“) wirft den Nachkommen der „Ehrevollen, Muthigen und Frommen“ dabei vor, einen Kampf gegen das Kreuz zu führen, und spricht ihnen letztlich den Rittertitel ab, den zahlreiche philhellenische Gedichte den Freiwilligen des griechischen Befreiungskrieges zuerkennen.⁴⁷

III. Zukunft zwischen Hoffnung und Furcht: Der Kreuzzugsaufruf an die „Politick“

Zedlitz' Kritik am „Fürstenrath“ findet sich auch in dem 1828 von einem gewissen N. Gerber veröffentlichten Gedicht „Griechenland“, das feststellt: „Dieß Geschlecht wird einst wie ein Verbrecher / Tiefbeschämt vor seinen Vätern steh'n.“ (V. 31f.; Busse I, S. 233) und den großen Unterschied

47 Nach Noe. „Österreich“ (wie Anm. 4) betont Zedlitz hier nicht nur den großen Abstand der „– vor allem österreichischen – Politik von den kreuzfahrenden Ahnen“, sondern wendet sich mit seiner das Mittelalter verklärenden Argumentationslinie gegen die eigenen politischen Überzeugungen: „Zedlitz ruft im Sinne dieser Tradition trotz seiner liberalen Gesinnung zur Unterstützung der christlichen Glaubensbrüder auf.“ (S. 218).

zwischen der Gegenwart und den mittelalterlichen Kreuzzügen hervorhebt: „[...] / Und die Fürsten eilten Kühn voran.“ (V. 38), wobei die regelwidrige Orthographie (sofern es sich nicht schlicht um einen Druckfehler handeln sollte) den Vorwurf der Feigheit an die zeitgenössischen „Fürsten“ noch unterstreicht. Eine andere Taktik verfolgen die anonymen „Gedanken über den Aufstand der Griechen gegen die Türken“:

Allein Ihr seydt, ihr Großen dieser Erde,
 Werkzeuge seiner Weisheit, Kraft und Macht,
 Drum stäubt die Türken von der Christen Heerde, [...].
 Nur dieser Kampf bringt Euch den Ruhm, die Ehre,
 Worüber selbst sich freu'n der Engel Chöre! (V. 9-16; Busse I, S. 17f.)

Die Bezeichnung der „Großen dieser Erde“ als „Werkzeuge seiner [sc. Gottes] Weisheit, Kraft und Macht“ stellt in ihrer kunstvollen Kombination von Alliteration, Trikolon und Assonanz („Kraft“, „Macht“) ein Meisterstück der Rhetorik dar; in ihrer aus der Anerkennung des Gottesgnadentums abgeleiteten Forderung nach einer christlich orientierten, d.h. prohellenischen Politik ist sie ein typisches Beispiel kritischer Panegyrik in Form eines impliziten Fürstenspiegels. Amalie von Helwigs⁴⁸ „Den Zaudernden“ dagegen versucht wiederum, die Fürsten nicht durch die Hoffnung auf (himmlischen) Lohn, sondern durch die Furcht vor (irdischem) Machtverlust zu lenken⁴⁹:

Drum hütet Euch, der Völker frommen Glauben:
 Zu Richtern hab' Euch Gottes Hand bestellt,
 Durch falscher Waage Schwanken selbst zu rauben,
 Wo *Aller* Wunsch in *eine* Schaale fällt. (V. 56-59; Busse I, S. 335)

Die effektvolle Assonanz in „falscher Waage Schwanken“ wird durch das „Aller“ und die „Schaale“ im folgenden Vers wiederaufgenommen und mit einer dreifachen Alliteration unterstrichen („falscher“ – „fällt“, „Waage“ – „Wunsch“, „Schwanken“ – „Schaale“). Mit der Macht der Herrschenden

48 Zu Helwig vgl. Arnold. „Philhellenismus“ (wie Anm. 10). S. 115 und Dieterich. *Briefen* (wie Anm. 31). S. 43.

49 Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9) sieht das primäre Ziel der Griechengedichte darin, „daß durch die Beeinflussung der öffentlichen Meinung die Regierungen zum Eingreifen bewegt werden sollten.“ (S. 204).

sieht Helwig dabei auch „der Völker frommen Glauben“ allgemein bedroht; in Ludwigs I.⁵⁰ „Der Griechen Klage“ wird das Fehlen dieses „frommen Glaubens“ in den Kreisen der Mächtigen⁵¹ Anlass zur Darstellung der Gegenwart als einer verkehrten Welt⁵² in trochäischen Viertaktern, deren Hebungen auf den antithetisch angeordneten Personalpronomen der ersten und zweiten Person die Wucht der Anklage noch unterstreichen:

Religion zu jeder Stunde
 Traget ihr in eurem Munde,
 Die aus eurem Rath verbannt,
 Handelt sich's von unserm Rechte,
 Vom hellenischen Geschlechte,
 Vom verstoß'nen Griechenland. (V. 19-24; Busse I, S. 436)

Der hier behauptete Gegensatz von „Religion“ und „Rath“ findet sich auch in anderen Gedichten: Johann Jakob Hegners „Klagen bey Missolunghis Fall“⁵³ gipfeln in der rhetorischen Frage „*Muß die Staatskunst denn*

-
- 50 Vgl. Wolfgang Frühwald. „Der König als Dichter. Zu Absicht und Wirkung der *Gedichte Ludwigs des Ersten, Königs von Bayern*“. *DVJS* 50 (1976): S. 127-157; Wolf Seidl. „Der Teutschland half, wird Hellas retten! Ludwig I. von Bayern als philhellenischer Dichter“. *Europäischer Philhellenismus* (wie Anm. 4). S. 111-119, hier S. 113-116; Irmscher. „Antikebild“ (wie Anm. 6). S. 127-129; Marie-Ange Mailet. „Auf Hellenen! Zu den Waffen alle'. Bemerkungen zur Rezeption der philhellenischen Gedichte Ludwigs I.". *Graecomania* (wie Anm. 3). S. 275-296, hier S. 275.
- 51 Mailet. „Rezeption“ (wie Anm. 50) betont: „In kaum einem Hellas-Gedicht aus den zwanziger Jahren fehlt eine Anspielung auf die Religion oder ein Bekenntnis zum Christentum.“ (S. 287); vgl. auch Ludwig Spaenle. *Der Philhellenismus in Bayern 1821-1832*. München: Hieronymus, 1990. S. 171-175; Werner. *Geschichte* (wie Anm. 6). S. 243.
- 52 Nach Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9) wird im Philhellenismus „Literatur als Mittel zur Mobilisierung einer politischen Opposition entdeckt“ (S. 192). Zur in „Der Griechen Klage“ geäußerten Kritik Ludwigs an seinen Standesgenossen vgl. Mailet. „Rezeption“ (wie Anm. 50). S. 278.
- 53 Zum Wiederhall der Eroberung Missolunghis in der Lyrik der Philhellenen vgl. Gilbert Heß: „Missolonghi. Genèse, transformations multimédiales et fonctions d'un lieu identitaire du philhellénisme“. *Philhellénismes et transferts culturels dans l'Europe du XIXe siècle*. Hg. Michel Espagne/Gilles Pécout. *Revue Germanique Internationale* 1-2/2005: S. 77-107.

unchristlich seyn?“ (V.80; Busse I, S. 317)⁵⁴; der bereits genannte N. Gerber bezeichnet die „Politick“ in seinem Gedicht „Griechenland“ gar als „Ausguburt der Hölle“ (V. 54; Busse I, S. 233).⁵⁵

Neben die allgemein formulierten Anklagen und Befürchtungen tritt jedoch häufig auch die mit konkreten Hoffnungen verbundene Hinwendung zu einzelnen Herrschern wie in den „Miscellen“ F. R. L. Sicklers, deren lyrisches Ich Apostrophe, rhetorische Frage und direkte Aufforderung verbindet: „Fürst auf Albion's Thron! – nennst du dich des Glaubens Beschützer? – / Gegen den glühenden Mond sichre das bleichende Kreuz!“ (V. 17f.; Busse II, S. 270). Stärker noch als England sehen die deutschen Philhellenen Russland in der Pflicht und begründen diese Ansicht erneut mit dem religiösen Argument⁵⁶ wie in der 1822 im *Literarischen Merkur* abgedruckten Auswahl aus „J. P. G. Viennets Sendbrief an den Kaiser Nikolaus zu Gunsten der Griechen“:

Im Namen Gottes fleh' ich heute
 Zu Dir, bey dem allein noch Hoffnung ist;
 Wo blühte Hoffnung sonst dem armen Volk?
 Und deine Pflicht ist heil'ger, als die unsre;
 Du theilst mit ihnen Glauben und Altar,
 Und ihre Priester sind die Deinigen;
 Christ hat im Himmel euer Band geknüpft,
 Gemeiner Vortheil, der die Erd entzweyt,
 Er darf, was Gott verbunden hat, nicht lösen! (ohne Verszählung; Busse I, S. 38)

Die extrem pathetische Sprache arbeitet mit Wiederholungs- und Variationsfiguren zentraler Begriffe („Hoffnung“, „Band“ – „verbunden“), rhetorischen Fragen („Wo blühte [...]?“) und dem Einsatz von Personalpronomen.

54 Zu den Schweizer Pastoren um Hegner vgl. Puchner. „Revolution“ (wie Anm. 6). S. 87 Fußn. 8.

55 Ähnliche Töne finden sich auch in Zeitungsartikeln bzw. anderen philhellenischen Gedichten, vgl. Tischler. *Bewegung* (wie Anm. 6). S. 122 bzw. 353f.

56 Zu den Konflikten zwischen den westlichen und den orthodoxen Christen vgl. neben Irmscher. „Antikebild“ (wie Anm. 6). S. 123-125 auch Nassia Yakovaki „Ancient and Modern Greeks' in the Late 18th Century: A Comparative Approach from a European Perspective“. *Ausdrucksformen des europäischen und internationalen Philhellenismus vom 17.-19. Jahrhundert* (wie Anm. 3). S. 199-209; zur Haltung der europäischen Philhellenen Russland gegenüber auch Quack-Eustathiades. *Philhellenismus* (wie Anm. 6). S. 236-238.

Diese werden antithetisch („deine“ – „unsre“) und komplementär in chiasmischer Anordnung („Du“ – „ihnen“ – „ihre“ – „Deinigen“) präsentiert und schließen in einer Synthese („euer“). Das Ende des Gedichts mit seinen zahlreichen Antithesen („Himmel“ – „Erd“, „geknüpft“ – „entzweyt“) gipfelt in der nur sprachlichen Variation des Bibelzitats, das als Formel bei der kirchlichen Trauung die „Hoffnung“ auf die Zukunft durch eine Gewissheit für die Ewigkeit zu ersetzen sucht („Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.“ Mt 19, 6).

Neben dem Vorwurf unterlassener Hilfeleistung prangern die Philhellenen in erster Linie jegliche politische und militärische Unterstützung für das Osmanische Reich an: Wilhelm Müllers⁵⁷ Gedicht „Die Neuen Kreuzfahrer“⁵⁸ schreitet dabei von der allgemein gehaltenen Klage über „alle Christen, die [...] Christen helfen morden“ (V. 2) mit ihrem einfachen Polytoton zur raffinierteren *figura etymologica*⁵⁹ im Vorwurf an die Herrschenden, die „ihre Heere christlich klug mit Christen lehren streiten“ (V. 14; Busse II, S. 109f.), voran.⁶⁰ Diesen Herrschern prophezeit Christian August

57 Zu Müllers führender Rolle unter den deutschen philhellenischen Lyrikern vgl. Arnold. „Philhellenismus“ (wie Anm. 10). S. 117-139; Johannes Irmischer. *Der Philhellenismus in Preußen als Forschungsanliegen*. Berlin: Akademie, 1966. S. 30-34; Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 226; zu Müllers Verständnis von der Aufgabe (philhellenischer) Literatur auch Helmut Pfothenhauer: „Freiheit 1821: ästhetisch und historisch (E. T. A. Hoffmann, Jean Paul)“. *Graecomania* (wie Anm. 3). S. 185-197, hier S. 194f.

58 Zur Metrik der „Neuen Kreuzfahrer“ mit ihrer Anlehnung an die Nibelungenstrophe vgl. Hartung. „Griechengedichte“ (wie Anm. 17). S. 93, Fußn. 22; zum ursprünglichen Titel „Die neuen Kreuzritter“ und der Veröffentlichungsgeschichte des Gedichts neben Hartung (S. 88f.) auch Noe. „Österreich“ (wie Anm. 4). S. 213.

59 Vgl. dazu neben Hartung „Griechengedichte“ (wie Anm. 17). S. 90 auch Werner. *Geschichte* (wie Anm. 6): „Müller benutzte zum Aufbau seiner Griechenlieder viele rhetorische Elemente: Parallelismen, Wiederholungen, Anaphern. Er strebte nicht nach Verinnerlichung des Gegenstandes, sondern nach möglichst extensiver Wirkung.“ (S. 305).

60 Vgl. zur christlichen Dimension von Müllers Philhellenismus neben dessen Brief an Fouqué vom 15.12.1821 bei Dieterich. *Briefen* (wie Anm. 31). S. 30 auch Arnold. „Philhellenismus“ (wie Anm. 10). S. 125-127; Tischler. *Bewegung* (wie Anm. 6). S. 364; Werner. *Geschichte* (wie Anm. 6). S. 294 und 302.

Tiedge⁶¹ in seinem Gedicht „Die Griechen im Kampfe mit den Barbaren“ (1826) die gerechte Strafe:

Sie tragen selbst die Mordgeräthe
 Den Mördern zu, sie morden mit –
 Und wagen Christen sich zu nennen –
 So spotten sie der Christenpflicht!
 Nein! Jesus Christus, Dich erkennen
 Die christlichen Barbaren nicht!
 Gefallen ist die heil'ge Sache!
 Die Todeserndt' ist abgemäht!
 Einst erndtet Ihr, was Ihr gesät, –
 O zittert! zittert! Gottes Rache,
 Sie trifft die Schuld früh oder spät! (V. 7-17; Busse II, S. 416f.)

Auch hier bestimmen Wiederholungsfiguren die Sprache; den „christlichen Barbaren“, einer paradoxen Zusammenführung der im Titel des Gedichts benannten Antithese, droht „früh oder spät“ „Gottes Rache“.⁶² Anders als in diesen vagen Andeutungen wird das Motiv des Jüngsten Gericht in Ignaz Heinrich von Wessenbergs „Griechenland an die Christenheit“ (1826) explizit benannt:

Laßt hilflos nur das Volk von Brüdern!
 Gott sitzt einst zu Gericht;
 Dann wird er eurem Fleh'n erwidern:
 „Ihr lügt! Ich kenn euch nicht!“ (V. 29-32; Busse II, S. 456)

Heinrich Stieglitz' „Das gefallene Missolonghi an das christliche Europa“ konzentriert sich dabei nicht auf die Bestrafung der Säumigen, sondern auf die himmlische Belohnung, die den prominenten, auch bereits auf der Erde (in der philhellenischen Presse) gefeierten Freiwilligen des griechischen Freiheitskampfes am Ende der Zeiten zuteil werden wird⁶³:

61 Vgl. zu Tiedge neben Arnold. „Philhellenismus“ (wie Anm. 10). S. 116 und auch Werner. *Geschichte* (wie Anm. 6). S. 264 und 268f.

62 Vgl. Löbker. *Topoi* (wie Anm. 15). S. 239; Scheiter. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 209.

63 Zu Byron vgl. Heß. „Chamisso“ (wie Anm. 20). S. 239-242; Heß. „Missolonghi“ (wie Anm. 53). S. 85-91; Diego Saglia. „'Tis Greece!': Byron's (Un)Making of Romantic Hellenism and its European Reinventions“. *Graeco-*

Byron, edler Lord der Britten,
 Normann, wackrer Hermannssohn,
 Alle, die mit euch gestritten
 Nahen dann dem freudgen Lohn. (V. 16-20; Busse II, S. 350)

IV. Dankesschuld gegenüber dem „Heiligen Land“: Die Wiege des christlichen Europa

Die Hoffnung auf irdischen Nachruhm oder ewiges Leben und die Furcht vor ewiger Verdammnis durch Gott oder die Nachwelt, die Sehnsucht nach der Ritterzeit und die Trauer über ihren Untergang, das Mitleid mit den aus der Tagespresse bekannten Opfern und das Entsetzen vor den Tätern ermangeln eines direkten Bezuges zur konkreten Situation der Griechen – auf diese Mischung von romantisch verklärtem, tagespolitisch aufgepeitschtem und religiös-moralisch begründetem Mitgefühl hätte auch jedes andere unterdrückte (christliche) Volk Anspruch erheben können. Die Philhellenen wie der anonyme Verfasser der „Gedanken über den Aufstand der Griechen gegen die Türken“ (1823) jedoch sehen sich in Griechenland im neuen „heil’gen Land“ (V. 2; Busse I, S. 17) oder, wie in Ehrenfried Stöbers „Griechenlands Erwachen“, dem „Land des Heils“:

Land, wo Sokrates und Plato lehrte;
 Wo die Kunst, die Grazien geweiht;
 [...]
 Land des Heils! wo früh der Christenglaube
 In Gebet und frommen Liedern klang,
 Wo die Menschheit aus des Wahnnes Staube
 Sich empor zum sel’gen Lichte rang! (V. 25-36; Busse II, S. 374f.)⁶⁴

mania (wie Anm. 3). S. 199-218, zu Normann neben Barth/Kehrig-Koch. *Philhellenenzeit* (wie Anm. 39). S. 118-191 auch Irmscher. „Antikebild“ (wie Anm. 6). S. 134.

64 Vgl. auch Amalie von Helwigs „Den Zaudernden“, wo das lyrische Ich betont, dass in Griechenland „vom Kreuzesstamme / Des Glaubens frühster Strahl gedrungen war“ (V. 62f.; Busse I, S. 335); Johann Jakob Hegners „Klagen bey Missolunghis Fall“: „Soll das Christenthum da untergehn, / Wo sein Licht half Finsterniß besiegen, / Wo so schön es blüthe bey dem Entstehn?“ (V. 66-68; Busse I, S. 317).

Die Betonung des Raumes durch die Wiederholung der Apostrophe „Land [...]!“ und v.a. des lokalen Interrogativpronomens „wo“ findet sich fast identisch auch in Dr. Br.s „Gesang der Griechenfreunde“; und auch hier ist Griechenland nicht nur der Ort,

wo, ehe noch war aufgegangen
Der Wahrheit Sonne einer dunklen Welt,
Viel edle Geister treu nach Wahrheit rangen, (V. 31-33),

sondern auch das

Land, wohin einst, aus des Glaubens Wiege,
Des Kreuzes heil'ge Fahne Paulos trug,
Wo dem *Erlöser*, bey der Wahrheit Siege,
Des Volkes Herz so warm entgegenschlug,
Wo Wahrheit, sich vermählend mit dem Schönen,
Auszog zum Sieg vom Lande der Hellenen! (V. 37-42; Busse I, S. 59)

Über die Betonung der „Wahrheit“ wird hier eine Brücke zwischen „Plato“ und „Paulos“ geschlagen.⁶⁵ Einen argumentativen Zusammenhang zwischen griechischer Philosophie und dem Frühchristentum stellt Friederike Brun⁶⁶ in ihrem Gedicht „Hellas an Europa“ her, das behauptet, es habe „Socrates und Platons Ahnung sanft, / Auf Christus Offenbarung hingeführt“ (V. 30f.).⁶⁷ So wird Griechenland zur wahren Geburtsstätte des Christentums:

Hier gilt es mehr noch als das Grab des Herrn!
Gilt seines hochgelobten Leibes Glied:
Gilt die Gemeinden, denen Paulus einst,
Und Sankt Johannes einst *das Wort* gebracht! (V. 34-37; Busse I, S. 109)

65 Tilemann Müllers „Hellas“ (1823) betont zudem: „Frohe Kunde des Heils gab deiner Sprache Laut / Uns vom Retter der Welt; [...].“ (V. 13f.; Busse II, S. 12); vgl. dazu Paul Speck. „Schlecht geordnete Gedanken zum Philhellenismus“. *Der Philhellenismus in der westeuropäischen Literatur 1780-1830* (wie Anm. 4). S. 1-16, hier S. 8f.

66 Zu den christlichen Elementen in Bruns Lyrik vgl. auch Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 216; Arnold. „Philhellenismus“ (wie Anm. 10). S. 116.

67 Vgl. zur Vorgeschichte dieses Arguments auch Walther Rehm. *Griechentum und Goethezeit. Geschichte eines Glaubens*. Leipzig: Dieterich, 1936. S. 285-334.

Die meisten Philhellenen scheren sich jedoch nicht um die „Gemeinden“, um „Paulus“ und „Sankt Johannes“: Das 1823 von einem gewissen Fr. Wilhelm Ernst G...w veröffentlichte Gedicht „Die Osmanen und Hellenen“ betont zwar, dass „man im Land der *Helden* und der *Weisen*, / *Gott*, nach der *Lehre Jesu!* weiß zu preisen.“ (V. 39f.); in erster Linie jedoch ist Hellas das Land:

Wo *Solon* und *Likurg* Gesetze gaben,
 Ein *Demosthen'* den Rednerstuhl betrat;
 Wo *Plato*, *Sokrates* gelehret haben,
Thucidides, *Euklid'* und *Hippokrat*:
 Wo Leben *Phidias* in Stein gegraben,
Apell' sein Meisterlied gezaubert hat;
 Wo *Pindar* und *Anakreon* gesungen, [...]. (V. 49-55; Busse I, S. 214)⁶⁸

Eine konkrete Einforderung der Dankesschuld⁶⁹ findet sich dann – mit einem reichlich unmotiviert erscheinenden Bezug auf das gemeinsame Christentum kombiniert – in Jakob Peter Gameters „Aufruf an die christliche Menschheit“ (1823):

Woher die schönen Formen all', womit wir prahlen?
 Wer hat das erste Licht der Wahrheit uns verschafft?
 Die Griechen nur. O laßt den Dank uns heut bezahlen,
 Erbarmet euch der Schwerbedrängten Höllenqualen:
 Dann rühmet erst euch eurer Kunst und Wissenschaft!
 So lang die Enkel eurer Lehrer grausam bluten,
 Und ihr des Türken Wuth zu steuern nicht begehrt;
 So lang verdient ihr selbst des Despotismus Ruthen,
 So lange seydt ihr nicht des Christennamens werth. (V. 28-36; Busse I,
 S. 223)

68 Vgl. Scheitler „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9): „Heilig' ist der griechische Boden – war es der Boden Palästinas durch die Schritte des Erlösers, so ist es der hellenische, weil auf ihm einst Themistokles, Sokrates oder Euripides schritten [...]“ (S. 208, vgl. dazu auch Güthenke. „Nature“ (wie Anm. 3). S. 106-108.

69 Vgl. zur Rolle dieses Motivs in den philhellenischen Flugschriften neben Quack-Eustathiades. *Philhellenismus* (wie Anm. 6). S. 37-41, bes. S. 39: „Das so vielfach geäußerte [...] Gefühl einer Dankesschuld den Griechen gegenüber muß als ein Hauptargument des Philhellenismus angesprochen werden. Das trifft für Deutschland im besonderen, weitgehend aber auch für die philhellenischen Bewegungen in anderen Ländern zu.“ Vgl. auch Güthenke. „Nature“ (wie Anm. 3). S. 102; Hering. „Unabhängigkeitskrieg“ (wie Anm. 6). S. 59.

Der durch die pathetische Interjektion eingeforderte „Dank“ gilt hier nicht den Verbreitern des christlichen Glaubens, sondern den Erfindern von „Kunst und Wissenschaft“, mit denen Europa „prahlt“⁷⁰ und derer es sich erst mit Recht „rühmet“, wenn es ihm gelungen ist, seine Dankesschuld zu „bezahlen“.⁷¹ Die durch die variierte Anapher „So lang“ zusammengefassten Verse allerdings weisen einen Argumentationsbruch auf: Anstelle der „schönen Formen“⁷² und als Ersatz für „das erste Licht der Wahrheit“ erscheint hier das berechtigte Verlangen der Griechen nach Freiheit („Despotismus“)⁷³ als Begründung für die angemahnte Unterstützung derselben. Zugleich wird das Ausbleiben dieser Hilfe durch die als „verdient“ bezeichnete Bestrafung mittels der „Ruthen“ als Verbrechen dargestellt, das nun auf diese Weise gesühnt werden muss. Der Versuch einer Begründung für die Sonderrolle Griechenlands, die – neben der Betonung der drei Zeitebenen („hat verschafft“ – „heut bezahlen“ – „dann rühmet“) – erneut mit einem lokalen Interrogativadverb („woher“) an die räumliche Vorstellung rückgebunden wird, bürgt also nicht in jedem Falle für eine stringente Argumentation; eine Vermischung der Ebenen von Raum und Zeit, von Affekterregung und rationaler Begründungsversuche ist typisch auch für die Kreuzlieder innerhalb der philhellenischen Lyrik.

-
- 70 Vgl. dazu Löbker. *Topoi* (wie Anm. 15): „Griechenland erscheint [...] als Quelle und Inbegriff europäischer Identität. Aus der Sicht des Philhellenen bedeutet seine Preisgabe nichts weniger als Selbstaufgabe.“ (S. 241).
- 71 Auch Karl Baldamus’ „Europas Volksstimme“ fordert dazu auf, „die heil’ge Schuld zu zahlen“ (V. 27; Busse I, S. 52). Scheitler. *Griechenlyrik* (wie Anm. 9) interpretiert die „antiken Reminiszenzen“ als „eine unabweisbare Aufforderung zur Solidarität“: „[...] so ist nun, wenn auch implizit – der eigentliche Rezipientenkreis angesprochen: die deutsche Nation in ihrer althergebrachten Verbundenheit mit der klassischen Antike, die sich ihrer Dankesschuld gegenüber der Lehrmeisternation erinnern soll.“ (S. 211).
- 72 Dieses Argument findet sich auch in Ludwigs I. von Bayern „Der Griechen Klage“ (Busse I, S. 436); vgl. dazu auch Mailet. „Rezeption“ (wie Anm. 50). S. 281).
- 73 Vgl. zum Motiv der Freiheit in der philhellenischen Lyrik auch Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 9). S. 212; Werner. *Geschichte* (wie Anm. 6). S. 262; im Philhellenismus allgemein Hauser. *Anfänge* (wie Anm. 6). S. 224-237; Evangelos Konstantinou: „Trägerschichten des Philhellenismus und Frühliberalismus in Europa“. *Europäischer Philhellenismus. Ursachen und Wirkungen* (wie Anm. 4). S. 53-84; Hering. „Unabhängigkeitskrieg“ (wie Anm. 6). S. 29-31, 54f.

V. Kreuzzug und klassische Antike

Obgleich die deutschen Griechengedichte Hellas insgesamt eher als Heimat des Sokrates denn als Wirkungsstätte des Paulus darstellen, handelt es sich bei dem Kreuzzugsmotiv keineswegs um ein Randphänomen der philhellenischen Lyrik. Unter den Gemeinsamkeiten des mittelalterlichen Kreuzliedes und seines Nachfolgers im 19. Jahrhundert finden sich wesentliche Charakteristika dieser in besonderem Maße der Realität verhafteten und zu propagandistischen Zwecken eingesetzten Literatur: die Berufung auf ein gemeinsames Interesse der Christenheit, der bewusste Einsatz religiöser Attribute („heilig“) und Symbole (des Kreuzes), die Forderung nach der Erfüllung der christlichen Pflicht durch die von Gott eingesetzten Fürsten, die Verheißung des himmlischen Lohns für die Kreuzfahrer bzw. die Androhung der ewigen Verdammnis für die Säumigen, schließlich die Verklärung des „heiligen“ Landes.

Eindringlich werden diese Argumente den Lesern in Wiederholungs- und Variationsfiguren eingehämmert, durch lautliche Mittel wie Alliteration und Assonanz wird eine kunstvoll und pathetisch wirkende Sprache erzeugt, in scharfen Antithesen stehen sich Gut und Böse, Schwarz und Weiß gegenüber. Die philhellenische Lyrik erhebt dort, wo sie sich des Kreuzzugsmotives bedient, in erster Linie den Anspruch zu überzeugen; dieser Anspruch schlägt sich in einer Vorliebe für rhetorische Fragen und Apostrophen nieder. So dient auch das Mittelalterbild der Gedichte v.a. dazu, der kritisierten Gegenwart den Spiegel einer noch vom wahren Christentum beseelten Zeit vorzuhalten. Letztlich jedoch stößt die Strahlkraft des Kreuzzugsmotivs dort an ihre Grenzen, wo die „Kreuzfahrerfraktion“ der Philhellenen versucht, das Urchristentum oder das Mittelalter als gleichwertig neben der klassischen Antike zu positionieren, Homer und Pindar, Sokrates und Platon, Solon und Lykurg, Demosthenes und Lysias, Apelles und Phidias mit dem Apostel Paulus, Kaiser Barbarossa oder Richard Löwenherz aufzuwiegen.

Florian Kerschbaumer (Klagenfurt) / Korinna Schönhärl (Duisburg-Essen)

Der Wiener Kongress als „Kinderstube“ des Philhellenismus: Das Beispiel des Bankiers Jean-Gabriel Eynard

Nach 22 Jahren immer wieder aufflammender Kämpfe gingen 1814 die Napoleonischen Kriege zu Ende. Auf dem Wiener Kongress trafen sich Gesandte aus ganz Europa, um über eine Neuordnung des Kontinents zu diskutieren. In der älteren Literatur wird dieser Kongress oftmals als Beginn der Zeit der Restauration bewertet und mit Schlagwörtern wie „Reaktion“ oder „Repression“ assoziiert.¹ Neuere Forschungen haben hingegen den Facettenreichtum des Wiener Kongresses in den Blick gerückt, so dass sich ein zunehmend positiv konnotiertes Bild dieses Ereignisses durchsetzt, welches seine Leistungen – beispielsweise die Etablierung einer europäischen Friedensordnung – unterstreicht.²

Die historische Situation in Wien war auch im Hinblick auf restaurative und liberale Tendenzen sehr viel offener als bisher angenommen. Auch wenn die Furcht vor einer Revolution wie der in Frankreich sich bei den meisten Diplomaten fest eingebrannt hatte, so vertraten doch einige von ihnen durchaus im moderaten Rahmen liberale Ideale und Überzeugungen.³

-
- 1 Für eine pointierte Einführung zur Forschungsgeschichte vgl. Paul W. Schroeder. *The Transformation of European Politics 1763-1848*. Oxford: Clarendon Press, 2003.
 - 2 Vgl. z.B. Matthias Schulz. *Normen und Praxis. Das Europäische Konzert der Großmächte als Sicherheitsrat 1815-1860*. München: Oldenbourg, 2009. Es gibt aber auch neue Perspektiven auf die Gesellschaftsgeschichte: Vgl. Florian Kerschbaumer. „Zwischen Vergnügens- und Friedensdiskurs. Der Wiener Kongress 1814/15 und seine Unterhaltungskultur.“ *Die vergnügte Gesellschaft. Ernst-hafte Perspektiven auf modernes Amusement*. Hg. Michael Heinlein/Katharina Seßler. Bielefeld: Transcript, 2012. S. 19-34.
 - 3 Ein besonders anschauliches Beispiel ist die Ächtung des transatlantischen Sklavenhandels durch den Wiener Kongress. Zwar spielten hierbei ökonomische bzw. politische Überlegungen eine wesentliche Rolle, dennoch lässt sich gerade bei diesem Punkt die liberale Grundhaltung mancher Kongressteilnehmer deutlich ablesen. Zum Thema vgl. Helmut Berding. „Die Ächtung des Sklavenhandels auf dem Wiener Kongress 1814/15“. *Historische Zeitschrift* 219 (1974): S. 265-289.

Manche unterstützten später, nach Ausbruch des griechischen Unabhängigkeitskrieges im Jahr 1821, die griechische Sache oder traten sogar als überzeugte Griechenfreunde hervor. Trat diese philhellenische Bewegung, die sechs Jahre später eine enorme gesellschaftliche Dynamik in ganz Europa entfalten sollte, auf dem Treffen der führenden europäischen Politiker in Wien bereits in Erscheinung? Wurde in Wien die Frage nach dem weiteren politischen Schicksal Griechenlands diskutiert? Wer setzte sich für die Belange der Griechen ein? Inwiefern vernetzten sich diese Persönlichkeiten während des Kongresses? Zur Klärung dieser Fragen soll im Folgenden paradigmatisch eine Persönlichkeit aus der Finanzelite Genfs untersucht werden: Der Bankier Jean Gabriel Eynard, der als Sekretär der Genfer Gesandtschaft in Wien dabei war und dort seine politische Sozialisation erfuhr. Die These des Aufsatzes lautet, dass der Grundstein von Eynards überzeugtem Philhellenismus auf dem Wiener Kongress gelegt wurde.

I. Jean Gabriel Eynard: Bankier und Philhellene

Eynard war nach 1825 begeisterter Philhellene – aber was hieß das in seinem Fall? Wie in vielen anderen Ländern Europas⁴ war ab 1821 der Philhellenismus auch in der Schweiz ein verbreitetes Phänomen⁵, unter anderem in Genf, wo sich am 4. September 1825 ein Griechenverein neu gründete.⁶ Der

-
- 4 Christoph Hauser. *Anfänge bürgerlicher Organisation. Philhellenismus und Frühliberalismus in Südwestdeutschland*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1990; Evangelos Konstantinou (Hg.). *Europäischer Philhellenismus: Die europäische philhellenische Presse bis zur 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. [u.a.]: Hieronymus, 1994; Natalie Klein. *L'humanité, le christianisme, et la liberté. Die internationale philhellenische Vereinsbewegung der 1820er Jahre*. Mainz: von Zabern, 2009. Siehe auch die anderen Beiträge in diesem Band.
 - 5 Vgl. z.B. Johann Heinrich Müller. *Einige Gründe, warum der Schweizer mehr als kein anderer Weltbürger den Griechen das Glück der Erlangung einer edeln Freyheit wünschen und gönnen soll. Eine kleine Volksschrift von Pfarrer Müller in Embrach*, Zürich: s.n., 1822.
 - 6 Ein bereits 1821 gegründete erster Griechenverein stellte seine Arbeit bald wieder ein, vgl. Konstantinos Vakalopoulos. „Der Beitrag der Schweizer Zeitung ‚Journal de Genève‘ zu den philhellenischen Aktivitäten im griechischen Freiheitskampf“. *Europäischer Philhellenismus* (wie Anm. 4). S. 241-248, hier S. 242.

Bankier Eynard war nicht nur im Gründungskomitee vertreten, sondern er wurde bald zur treibenden und organisierenden Kraft der gesamten philhellenischen Bewegung der Schweiz, ja ganz Europas.⁷

Wie sah nun seine konkrete Hilfe für die griechische Sache aus? Einerseits spendete der Bankier aus seinem Privatvermögen großzügig für Hellas, z.B. für die Griechenkomitees in Genf (6.000 Francs)⁸ und Paris (25.000 Francs).⁹ Gleichzeitig organisierte er die Akquise von Spenden in bemerkenswert phantasievoller Weise: Gemeinsam mit den anderen Genfer Vereinsmitgliedern veranstaltete er Sammlungen in privaten Zirkeln, in Ateliers, Akademien und beim Militär, verkaufte Kunstwerke griechenlandbegeisterter Künstler, veranstaltete Theateraufführungen und Lotterien.¹⁰ Auch in der Arbeiterschaft wurden Spenden gesammelt.¹¹ Bis zum September 1825 konnten in Genf so 55.000–60.000 Francs für die griechische Sache eingenommen werden.¹² Man verwendete das Geld insbesondere zum Ankauf von Waffen für die griechischen Freiheitskämpfer, zum Bau von Kriegsschiffen und zur Unterstützung von griechischen Flüchtlingen in der Schweiz.¹³

Weitere Aktivitäten entwickelte Eynard angesichts der Belagerung der Stadt Mesolongi durch eine osmanisch-ägyptische Flotte in den Jahren 1825/26. Nachdem die Osmanen 1822/23 die Stadt schon einmal erfolglos bestürmt hatten, erlangte die erneute Belagerung große symbolische

7 Emil Rothpletz. *Der Genfer Jean Gabriel Eynard als Philhellene 1821-1829*. Zürich: Schulthess, 1899. S. 18.

8 Ebd. S. 18.

9 Nachlass Eynard in der Bibliothèque de Genève (BGE), Mss. suppl. 1871.

10 *Compte des recettes et dépenses du comité établi à Genève en faveur des Grecs, depuis le 4 de Septembre 1825, jusqu'au 31. Decembre 1826*, BGE Mss. suppl. 1891.

11 *Le Comité établi à Genève en faveur des Grecs. Souscription ouverte a Genève en faveur des Grecs, a trois sols par semaine, jusqu' à fin de Mai 1827*. Genève: s.u., 1826 (BGE).

12 Historical Archives National Bank of Greece (Hg.). *Jean-Gabriel Eynard. Visionary and Architect of the Establishment of the National Bank of Greece*. Athen: s.n., 1999. S. 18.

13 *Compte des recettes* (wie Anm. 10). 1823 befanden sich 163 griechische Flüchtlinge in der Stadt, vgl. Édouard Chapuisat. *Jean-Gabriel Eynard et son temps. 1775-1863*. Genève: Jullien, 1952. S. 106.

Bedeutung für den griechischen Freiheitskampf.¹⁴ Eynard spendete 12.000, vielleicht sogar 15.000 Francs, um die Versorgung der Eingeschlossenen zu gewährleisten.¹⁵ Als die Stadt trotz aller Bemühungen schließlich am 23. April 1826 an die Osmanen fiel, gab er weitere 5.000 Francs für den Freikauf der versklavten Bewohner.¹⁶ Nachdem die dritte griechische Nationalversammlung in Troizen ihn im April 1827 zum Ehrenbürger ernannt hatte, griff der Bankier noch tiefer für die Hellenen in die Tasche: Er gewährte einen Vorschuss von £ 10.000¹⁷ und im gleichen Jahr bot er noch einmal einen in Höhe von 100.000 Francs an, um die niedrig stehenden griechischen Staatsanleihen aus den Jahren 1824/25 zurück zu kaufen. Im November des Jahres bezifferte Eynard seine Kredite (nicht eingerechnet die Spenden) für Griechenland auf die stolze Summe von 71.550 Francs.¹⁸

Die Hilfe der Philhellenen für den griechischen Freiheitskampf war nicht vergeblich: Eine britisch-französische Flotte unterstützte im Oktober 1827 die Griechen bei Navarino bei der Niederschlagung der osmanisch-ägyptischen Seemacht.¹⁹ Nach langen Verhandlungen und einem weiteren russisch-osmanischen Krieg musste die Hohe Pforte im Frieden von Adrianopel im September 1829 die Unabhängigkeit Griechenlands schließlich anerkennen. Die Großmächte kamen überein, dem künftigen Herrscher Griechenlands, dem zweitgeborenen bayerischen Königssohn Otto, eine Anleihe von 60 Millionen Francs zum Amtsantritt zu garantieren. Eynard sprang wieder ein und gewährte einen Vorschuss von 1,5 Millionen Francs auf diese Anleihe, deren Abwicklung über das Bankhaus Rothschild einige Zeit in

14 Die Griechen wurden im Kampf durch einige europäische Philhellenen wie Lord Byron unterstützt, vgl. Klein: *L'humanité* (wie Anm. 4), S. 64-66.

15 Rothpletz. *Der Genfer* (wie Anm. 7), 28. Der höhere Betrag nach Angabe in: Historical Archives National Bank of Greece (Hg.). *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 12), S. 18.

16 Rothpletz. *Der Genfer* (wie Anm. 7), S. 40.

17 Eynard an Kapodistrias am 17.8.1827, in: Σπυρίδης Θεοτόκης [Spiridos Theodokis]: *Αλληλογραφία Ι. Α. Καποδίστρια – Ι. Γ. Εϋνάρδου, 1826-1831* [Correspondence I. A. Kapodistrias – J.G. Eynard, 1826-1831]. Αθήνα 1929. S. 23.

18 Eynard an Kapodistrias am 1.11.1827, in: ebd. S. 48.

19 Édouard Driault/Michel Lhéritier. *Histoire diplomatique de la Grèce de 1821 à nos jours. Tome I: L'insurrection et l'indépendance (1821-1830)*. Paris: Presses Univ. de France, 1925.

Anspruch nahm.²⁰ Aber er stellte nicht nur eigenes Kapital zur Verfügung, sondern organisierte auch fremdes: So hatte er bereits 1825 das Anliegen der provisorischen griechischen Regierung unterstützt, eine Anleihe an den europäischen Börsen aufzulegen. Eynard hatte sich an die Spitze eines Pariser Bankkonsortiums gesetzt, das den Griechen eine Anleihe in Höhe von 15 bzw. 30 Millionen Francs anbot. Auch wenn diese Anleihe schließlich nicht zu Stande gekommen war – die Griechen hatten sich für ein konkurrierendes Angebot aus London entschieden – hatte diese Offerte doch das Vertrauen der französischen Finanzwelt in den griechischen Freiheitskampf gezeigt und war deshalb von großem symbolischem Wert für die Hellenen gewesen.²¹

Eynards unermüdliches Eintreten für Griechenland erschöpfte sich aber nicht in finanziellen Spenden und Transaktionen. Weitaus wichtiger war sein soziales und politisches Netzwerk. Eynard schrieb seit 1824 tausende von Briefen an die Organisatoren anderer europäischer Philhellenenkomitees, an die Monarchen des Kontinents, an Diplomaten, Botschafter und Politiker, um sie für die griechische Sache zu aktivieren.²² Auch seine Bankierskollegen versuchte er immer wieder zu Spenden und Investitionen zu ermutigen.²³ Zudem reiste er häufig nach Paris und London, um in direkten Gesprächen mit den Mächtigen und Einflussreichen für Hellas zu wirken.²⁴

Als Griechenland schließlich ein eigenständiger Staat wurde, stellten die Philhellenenkomitees überall in Europa ihre Aktivitäten ein. Eynard dagegen führte sein Engagement fort und setzte weiterhin alles daran, Griechenland beim Start in eine gute wirtschaftliche und politische Zukunft zu

20 Rothpletz. *Der Genfer* (wie Anm. 7). S. 91; Historical Archives National Bank of Greece. *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 12). S. 20. Auch James de Rothschild hatte schon 1825 6.000 Francs zur Unterstützung des Freiheitskampfes gespendet, vgl. Chapisat: *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 13). S. 118.

21 Im Februar 1824 hatte es eine erste, allerdings wenig erfolgreiche Londoner Anleihe über £ 800.000 gegeben, vgl. Korinna Schönhärl. „Investieren in die Revolution: eine Anleihe für den griechischen Freiheitskampf im Jahr 1825“. *Geld und Kapital*, vorauss. 2013.

22 Eine kleine Auswahl in Édouard Chapisat. *La Restauration hellénique d'après la correspondance de Jean-Gabriel Eynard*. Genève: Boissonnas, 1924.

23 Z.B. Kapodistrias an Eynard am 5.3.1826, in: Theodokis. *Correspondence* (wie Anm. 17). S. 7f.; Eynard an Kapodistrias am 1.10.1827, in: ebd. S. 37.

24 Rothpletz. *Der Genfer* (wie Anm. 7). S. 75ff.

helfen. „Être utile à la Grèce“²⁵ – dieses Motto wurde zum Leitspruch seiner nächsten Lebensjahre.

Einerseits verwirklichte der Bankier dieses Ziel durch ganz konkrete finanzielle Unterstützung, oftmals in Form von Spenden oder aber von Darlehen und Vorschüssen.²⁶ Daneben machte er sich aber auch als Finanzberater für den jungen König nützlich. Er bewirkte die Entsendung eines Finanzspezialisten als Berater für die griechische Regierung auf französische Kosten, nämlich Arthemond Regnys, seines alten Freundes aus den Tagen der Napoleonischen Kriege, der Griechenland schon 1821 das erste Mal besucht hatte.²⁷ Auch die Ausbildung junger Griechen in Europa lag ihm am Herzen. Zudem sympathisierte er mit der Idee einer schweizerischen Kolonie, die Knowhow und tüchtige Bürger aus der Schweiz nach Hellas locken sollte.²⁸ Typisch aufklärerisch mutet gar sein Versuch an, Saatkartoffeln nach Griechenland einzuführen.²⁹ Mit bemerkenswertem Gespür für Öffentlichkeit und Medienwirksamkeit publizierte der Philhellene außerdem zahlreiche Briefe aus seiner Arbeit für Griechenland.³⁰

Auch nachdem der griechische Präsident Joannis Kapodistrias am 9. Oktober 1831 von politischen Gegnern aus dem Mavromichalis-Clan ermordet

-
- 25 Z.B. in: Eynard an Stavros am 17.6.1843, in: Εθνική Τράπεζα της Ελλάδος [Nationalbank von Griechenland]: *Επιστολαί Ι. Γ. Εϋνάργου πρὸς Γεώργ. Σταυρον 1841-1843 (1775-1863)* [Briefe von I. G. Eynard an Georgios Stavros 1841-1843]. Αθήνα 1923. S. 6.
- 26 Z.B. Historical Archives National Bank of Greece. *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 12). S. 22.
- 27 Vgl. Ασανάκη Ευφροσύνη Ν. [Asanaki Effrosini N.]. *Arthemond Regny: Ο Γάλλος οικονομολόγος και η προσφορά του στην Ελλάδα 1831-1841* [Arthemond Regny: *The French economist and his act in Greece 1831-1841*]. Αθήνα 1989.
- 28 Eynard an Kapodistrias am 18.8.1828, in: Theodokis. *Correspondence* (wie Anm. 17). S. 130.
- 29 Briefe von Eynard an Kapodistrias am 16.12.1827, ebd. S. 63f.; 2.1.1828, S. 69f.; 29.3.1828, S. 75f.
- 30 Comité de Genève en faveur des Grecs (Hg.). *Documents officiels sur les secours envoyés en Grèce par Monsieur Eynard, et sur l'état de la Grèce a la fin de juillet 1826*. Geneve 1826; Comité de Genève en faveur des Grecs (Hg.). *Documents officiels sur les secours envoyés en Grèce par Monsieur Eynard, etc. etc. N.o II*. Genève 1826; Plusieurs membres de l'ancien comite grec de Paris (Hg.): *Lettres et Documents officiels relatifs au derniers événements de la Grèce, qui ont précédé et suivi la mort du comte Capodistrias, jusqu'au 31 octobre 1831*. Paris 1831.

worden war, setzte Eynard sein Engagement für Griechenland fort.³¹ Kein leichtes Unterfangen, denn obgleich er die Ernennung Ottos zum griechischen König begrüßt hatte, erwies sich Eynards Verhältnis zu dem bayerischen Beamtenstab, den Otto nach Athen mitbrachte, als äußerst schwierig. In Eynards Augen war die Athener „Bavarokratie“³² gänzlich ungeeignet, um die wirtschaftlichen und politischen Probleme des Landes zu lösen. Auch von König Otto war Eynard enttäuscht, dem er zwar guten Willen zugestand, den er aber für entscheidungsschwach hielt. Als er 1834 die Rückzahlungen einiger Vorschüsse verlangte, kam es mit der bayerischen Regentschaft zu ernsthaften Auseinandersetzungen. Eynard reagierte sehr gekränkt, dass man seine Bitten um Rückerstattung seiner Anleihen nicht einmal beantwortete. Wie könne man ihm so wenig Achtung wiederfahren lassen nach allem, was er für Griechenland getan habe? „Elle a été[la Grèce] pour moi pendant si long-temps ma seule pensée, que je me trouve un peu comme un amant abandonné par sa maitre chérie.“³³

Sein angespanntes Verhältnis zur Regierung in Athen konnte Eynard jedoch nicht davon abhalten, sich weiter intensiv für den Aufbau der griechischen Wirtschaft einzusetzen: Er suchte neue privatwirtschaftliche Wege der Unterstützung, z.B. die Gründung der griechischen Nationalbank.³⁴ Der Schweizer war die treibende Kraft bei diesem Projekt, das wegen des anhaltenden Kapitalmangels in Griechenland von großer Dringlichkeit war. Er ließ sich von insgesamt dreizehn gescheiterten Versuchen zur Gründung eines solchen Instituts nicht entmutigen, sondern verfolgte das Projekt weiter, bis die Gründung als Privatbank im Jahr 1841 schließlich ge-

31 Helen Koukkou. „The Swiss Philhellenic Press and the Greek Revolution“. *Europäischer Philhellenismus* (wie Anm. 4). S. 109-114. S. 110.

32 Zur Diskussion der „Bavarokratie“ s. Ιωάννης Πετρόπουλος [John Petropoulos]. *Πολιτική και συγκρότηση κράτους στο Ελληνικό Βασίλειο 1833-1843 [Politics and statecraft in the kingdom of Greece 1833-1843]*. Αθήνα 1985/86; Konstantin Soter Kotsowilis. „König Otto I. von Griechenland im Lichte neuer archivalischer Quellen. Zur Kritik der „Bavarokratie“ in Griechenland in den Jahren 1832-1862“. *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte* 67 (2004): S. 641-677; Wolf Seidl. *Bayern in Griechenland. Die Geburt des griechischen Nationalstaats unter der Regierung König Ottos*. München: Prestel, 1981.

33 Eynard an Armansperg am 18.8.1833, in Kopie, Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BHSA) III, NL Armansperg, 36.

34 Historical Archives National Bank of Greece (Hg.). *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 12).

lang.³⁵ Dieses Projekt zeigt, dass Eynards Engagement für Griechenland keineswegs durchgängig ein Verlustgeschäft war: Die Bank erwies sich als Erfolgsgeschichte und konnte ihren Aktionären in den nächsten Jahren hohe Dividenden ausschütten.

Nicht nur als Aktionär der Nationalbank, sondern auch bei der Spekulation mit den griechischen Staatsanleihen machte Eynard durchaus Gewinne. Es ist unmöglich, eine Schlussbilanz im Hinblick auf seine Griechenlandaktivitäten zu ziehen: Steckte er wirklich mehr Geld an Spenden und verlorenen Investitionen hinein, als er an anderer Stelle mit Griechenlandgeschäften verdiente? In Existenznöte brachten ihn seine griechischen Investitionen jedenfalls nie. Es ist sogar vorstellbar, dass der überaus erfolgreiche Bankier ‚unter dem Strich‘ auf dem neuen Markt Griechenland wenig oder gar kein Geld verschenkte oder verlor, vielleicht sogar welches verdiente. Dies würde erklären, warum die Zeit und Energie, die er in Sachen Hellas aufwendete, in seiner persönlichen Wahrnehmung schwerer wog als das investierte oder verlorene Geld. Die ständigen Rückschläge gingen nicht spurlos an ihm vorüber: 1839 klagte er, er sei wirklich entmutigt, aber nach so vielen Jahren könne er doch nun nicht einfach aufgeben. „Après avoir remué ciel et terre, je suis souvent comme une fourmi qui croit avoir opéré un miracle en faisant bouger un morceau de bois vingt fois plus gros qu'elle.“³⁶ Dennoch machte er weiter. Im Jahr 1843, als Griechenland als Sparmaßnahme seine sämtlichen Auslandsvertretungen aufhob, bot er Otto sogar an, die Vertretung des Landes an den europäischen Höfen kostenlos zu übernehmen. Ein formelles Amt sei nötig, weil die alten Philhellenen allmählich ausstürben und er deshalb auf seine informellen Netzwerke kaum mehr zurückgreifen könne.³⁷ Obgleich die griechische Revolution von 1843 diese Pläne dann gegenstandslos machte, führte er seine Sorge für sein „zweites Vaterland“³⁸ bis zu seinem Lebensende fort, auch nachdem er sich ab 1848, schon über 70-jährig, mehr und mehr aus der öffentlichen Sphäre zurückgezogen hatte.³⁹ So setzte er sich z.B. nach dem Krimkrieg im Jahr 1856 international noch einmal für eine milde

35 Δημήτριος Ζωγράφος [Dimitrios Zoographos]. *Ιστορία της ιδρύσεως της Εθνικής Τραπέζης (1833-1843)* [History of the Foundation of the Greek National Bank (1833-1843)]. Αθήνα 1925.

36 Chapuisat. *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 13). S. 162.

37 Eynard an Otto am 23.9.1843, in: ebd. S. 204-208.

38 Tagebuch Voyage à Aix la Chapelle 1818, BGE Mss. Suppl. 1863.

39 Chapuisat. *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 13). S. 199.

Behandlung Griechenlands ein.⁴⁰ Seine Beliebtheit in Hellas blieb weiterhin so groß, dass er nach der Revolution und der Vertreibung König Ottos im Jahr 1863 bei der Wahl zum neuen Regierungschef zahlreiche Stimmen erhielt⁴¹ und ihm 1866 auch ein Denkmal in Athen errichtet wurde.⁴² Eynard verstarb am 5. Februar 1863 im Alter von 87 Jahren.

II. Werdegang eines Bankiers in den Napoleonischen Wirren

Wie aber kam Eynard zu seinem Engagement für Griechenland? Er gehörte sicher nicht zu jenen Philhellenen, die ihren Homer mit der Muttermilch aufgesogen hatten. Die hugenottische Bankiersfamilie stammte ursprünglich aus dem Dauphine, von wo sie nach der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahr 1685 hatte auswandern müssen. Man hatte sich nach Genf gewandt.⁴³ Erst Eynards Vater Gabriel-Antoine war dann nach Frankreich zurückgekehrt, und zwar nach Lyon. In seiner zweiten Ehe mit der Schweizerin Marie-Madeleine Meuricoffre wurde Jean-Gabriel am 29. Dezember 1775 als zweites von drei Kindern geboren. Er wuchs in calvinistischem Umfeld auf und lernte vom Vater die Grundlagen von Buchhaltung und Handel, besuchte aber keine höhere Schule. Griechisch lernte er wohl erst später.⁴⁴

Die Französische Revolution erlebte Eynard in Lyon, das als Hochburg der Girondisten und Royalisten galt. 1793, im Alter von 17 Jahren, wirkte er bei der Verteidigung der Stadt gegen die Truppen des französischen Nationalkonvents mit. Nach der Eroberung Lyons durch die Revolutionäre konnte er nach Genf fliehen⁴⁵, wo er sich nieder ließ. 1795 gründete er gemeinsam mit seinem Bruder Jacques und einem alten Angestellten des Vaters in Genua das

40 Historical Archives National Bank of Greece (Hg.). *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 12). S. 22.

41 Ebd.

42 Emanuel Turczynski. *Sozial- und Kulturgeschichte Griechenlands im 19. Jahrhundert. Von der Hinwendung zu Europa bis zu den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit*. Mannheim [u.a.]: Bibliopolis, 2003. S. 435.

43 Rothpletz. *Der Genfer*, (wie Anm. 7). S. 9.

44 Eynard beherrschte kein Latein, vgl. Chapuisat: *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 13). S. 135, 180.

45 Historical Archives National Bank of Greece (Hg.). *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 12). S. 13; Rothpletz. *Der Genfer*, (wie Anm. 7). S. 10.

Handelshaus Eynard Frères et Schmidt. Man handelte sehr erfolgreich mit Olivenöl, Farbstoffen und Stoffen und betrieb als typische *merchant bank* auch Finanzgeschäfte.⁴⁶

Einen ruhigen Gang der Geschäfte ließen die Napoleonischen Kriege jedoch nicht zu. 1800 wirkte Eynard bei der Versorgung der eingeschlossenen Stadt Genua gegen die Engländer auf Seiten Napoleons mit.⁴⁷ Von dort zog er weiter nach Mailand und Livorno und verdiente bei diversen Finanztransaktionen viel Geld.⁴⁸ 1803 begab er sich nach Florenz und trat im aufgeklärten Musterstaat Toskana in politische Dienste.⁴⁹ Als 1807 Élixa Bonaparte, die Schwester Napoleons, Großherzogin in der Toskana wurde, baute er seine Position als Finanzberater noch aus.⁵⁰ Napoleon bewunderte er, wie so viele Zeitgenossen, als Bezwiner der Revolution, war von seinem späteren Machtmissbrauch jedoch tief enttäuscht. Vielleicht auch deshalb blieb er nicht dauerhaft am Hof von Bonapartes Schwester, mit der er wohl zeitweise ein sehr enges Verhältnis hatte.⁵¹ 1808 dann heiratete Eynard Anne Charlotte-Adelaïde Lullin de Châteauvieux aus einer alteingesessenen, aber verarmten Genfer Familie und ließ sich in der traditionsreichen calvinistischen Stadt in der aufklärerischen Tradition Voltaires und Rousseaus nieder.

Bis zu diesem Zeitpunkt war Eynard, mittlerweile 33 Jahre alt, offensichtlich in keiner Weise mit Griechen oder philhellenistischem Gedankengut in Berührung gekommen. Die Wandlung zum Philhellenen muss später erfolgt sein. Unsere These lautet, dass eine der ersten Begegnungen mit Hellas auf dem Wiener Kongress erfolgte, den Eynard als Sekretär seines angeheirateten Onkels Pictet de Rochemont besuchte. Dieser bemühte sich als Vertreter der Stadt Genf, die 1814 der Eidgenossenschaft beigetreten war, eine Landbrücke zu den übrigen schweizerischen Kantonen durchzusetzen.⁵² Eynard sammelte bei seinem Aufenthalt in Wien grundlegende politische

46 Historical Archives National Bank of Greece (Hg.). *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 12). S. 13.

47 Rothpletz. *Der Genfer*, (wie Anm. 7). S. 10.

48 Ebd.; Historical Archives National Bank of Greece (Hg.). *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 12). S. 14.

49 Franz Pesendorfer. *Die Habsburger in der Toskana*. Wien: Österr. Bundesverlag, 1988. S. 119.

50 Ebd., 154.

51 Vgl. Chapuisat. *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 13). S. 201f., FN 3.

52 Vgl. Thomas Maissen. *Geschichte der Schweiz*. 3., korr. u. mit Reg. vers. Aufl. Baden: hier + jetzt, 2011. S. 179.

Erfahrungen. Aber ging es in Wien bei der Vielzahl der Themen, die zu verhandeln war, überhaupt um Griechenland? Inwiefern spielte dieses Land an der europäischen Peripherie, seit Jahrhunderten Teil des Osmanischen Reiches, eine Rolle auf dem Kongress, der das weitere Schicksal Europas bestimmen sollte?

III. Das Thema Griechenland in Wien und auf dem Kongress: Die neugriechische Aufklärung in Wien

„Nach dem Mittagessen sind wir durch die Stadt gegangen, die uns sehr klein vorkommt; sie hat schöne Paläste, aber die Straßen sind sehr eng und selten gerade. Die Kaufläden können sich in nichts mit denen in Paris vergleichen“⁵³, so lautet eine der ersten Eintragungen Eynards über die österreichische Haupt- und Residenzstadt in sein Kongresstagebuch. Seine spitzfindigen Beobachtungen über die Stadt dürfen jedoch nicht über den Umstand hinwegtäuschen, dass Wien am Beginn des 19. Jahrhunderts – trotz der ökonomischen und sozialen Probleme, u.a. verursacht durch die Last der Napoleonischen Kriege und die österreichische Finanzkrise von 1811⁵⁴ – über ein hohes Maß an Strahl- und Anziehungskraft als europäische Metropole verfügte. Wien war als Einwanderungsstadt nicht nur für die Bewohner der Habsburger Monarchie attraktiv, sondern über ihre Grenzen hinweg.⁵⁵

Eine Gruppe von Immigranten, die bereits seit Jahrhunderten wirtschaftliche und politische Beziehungen zu Wien pflegten und verstärkt ab dem 17. Jahrhundert in der Stadt Fuß fassten, waren die Griechen.⁵⁶ Zunächst

53 Jean Gabriel Eynard. *Der tanzende Kongress. Tagebuch Jean Gabriel Eynards, Übersetzung von Karl Soll*. Berlin: Hafen-Verlag 1923. S. 26.

54 Vgl. Josef Karl Mayr. *Wien im Zeitalter Napoleons. Staatsfinanzen, Lebensverhältnisse, Beamte und Militär*. Wien: Gottlieb Gistel & Cie., 1940.

55 Vgl. Bertrand Michael Buchmann/Dagmar Buchmann. „Die Epoche vom Ende des 18. Jahrhunderts bis um 1860“. *Wien. Geschichte einer Stadt. Band 3: Von 1790 bis zur Gegenwart*. Hg. Peter Csendes/Ferdinand Opll. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2006. S. 15-174. S. 22f.

56 Vgl. Peter Schmidtbauer. „Zur Familienstruktur der Griechen in Wien“. *Wiener Geschichtsblätter* 35 (1980): S. 150-160. Der hier verwendete und in den Quellen aufscheinende Terminus „Griechen“ bezieht sich nicht nur auf Hellenen, sondern auch auf andere Volksgruppen, deren verbindendes Merkmal „im gemeinsamen griechischen Bekenntnis“ liegt. Ebd. S. 150.

waren es vor allem wirtschaftliche Motive, die griechische Kaufleute – meist nur für einen begrenzten Zeitraum – in die österreichische Metropole führten. Aufgrund politischer und gesetzlicher Veränderungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde Wien jedoch für immer mehr Griechen zum Lebensmittelpunkt und zu einer neuen Heimat.⁵⁷ Einige dieser Einwanderer machten beeindruckende Karrieren. Insbesondere im Bank- und Handelsbereich konnten griechische Familien bedeutende Stellungen erreichen, wie das Beispiel des Bankhauses Sina zeigt.⁵⁸

Mit der Zeit bildete sich so eine relativ stabile griechische Gemeinde in Wien heraus, die ihre Spuren auch im alltäglichen Bild der Stadt hinterließ, beispielsweise durch die orthodoxen Kirchgemeinden zum Hl. Georg und zur Hl. Dreifaltigkeit, die sich durch ihre Schulgründungen auch der Vermittlung der griechischen Sprache widmeten.⁵⁹ Darüberhinaus entwickelte sich in der griechischen Gemeinschaft ein lebhaftes kulturelles Leben und Schaffen, welches oftmals die Sphären des Politischen tangierte und die österreichischen Behörden auf den Plan rief: Die staatliche Zensur beugte kritisch die Vielzahl griechischer Bücher und diverser Publikationen, die übersetzt und gedruckt wurden⁶⁰, sowie mehrere griechischsprachige Zeitungen, die in Wien regelmäßig erschienen.⁶¹

57 Vgl. Vasiliki Seirinidou. „Griechen in Wien im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Soziale Identitäten im Alltag“. *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 12 (1997): S. 7-28.

58 Vgl. Amelie Lanier. *Die Geschichte des Bank- und Handelshauses Sina*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang, 1998.

59 Vgl. Willibald M. Plöchl. *Die Wiener orthodoxen Griechen. Eine Studie zur Rechts- und Kulturgeschichte der Kirchengemeinden zum Hl. Georg und zur Hl. Dreifaltigkeit und zur Errichtung der Metropolis von Austria*. Wien: Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, 1983. S. 54-57.

60 Vgl. Charalampos G. Chotzakoglou. *Rhigas Pheraios. Wien und die griechische Aufklärung. Griechische Bücher aus dem 15. – 19. Jahrhundert aus den Beständen der Österreichischen Nationalbibliothek. Katalog einer Ausstellung in der Österreichischen Nationalbibliothek. 28. Mai – 28. Juli 1998*. Athen: Spanos, 1998. S. 30-35.

61 Vgl. Karin Apostolidis-Kusserow. „Die griechische Nationalbewegung“. *Nationalbewegungen auf dem Balkan*. Hg. Norbert Reiter. Wiesbaden: Harrassowitz, 1983. S. 61-175. S. 82f.

Wie anziehend dieses geistige Klima für die junge griechische Nationalbewegung war, veranschaulicht wohl am deutlichsten die Person Rigas Velesinlis.⁶² Der Schriftsteller und Freiheitskämpfer schuf bzw. publizierte in Wien einige seiner bedeutendsten Werke, die zum Aufstand gegen den Sultan aufriefen und die Gründung einer Balkanrepublik zum Inhalt hatten, bevor er 1797 von den österreichischen Behörden an das Osmanische Reich ausgeliefert und hingerichtet wurde.⁶³ Velesinlis Aktivitäten sind nur eines von zahlreichen Beispielen, die das Erstarken der griechischen Nationalbewegung und ihren Wunsch nach Unabhängigkeit vom Osmanischen Reich seit dem 18. Jahrhundert verdeutlichen.⁶⁴ Zusammenfassend kann man daher durchaus den Worten Georg Veloudis zustimmen, nach dem Wien – neben Paris – „als Hauptstadt der neugriechischen Aufklärung angesehen werden darf.“⁶⁵

Als der Wiener Kongress 1814 begann, umfasste die griechische Gemeinschaft etwa 4.000 Personen.⁶⁶ Die große Anzahl von Personen, die im Zuge der Friedensverhandlungen nach Wien kamen, stellte einen kulturellen Impuls auch für die neugriechische Aufklärung dar, einfach weil sich Akteure begegneten, die sich für die griechische Sache interessierten. So traf sich in diesen Tagen, um nur ein Beispiel zu nennen, der westfälische Beamte und Philologe Werner von Haxthausen mit Jakob Grimm und der späteren Galionsfigur des Austroslawismus Bartholomäus Kopitar, um über die Veröffentlichung einer Sammlung griechischer Volkslieder zu sprechen.⁶⁷

62 Auch bekannt unter dem Namen Rigas Pheraios bzw. Rigas Feraios.

63 Vgl. Vasso Penna. „Vienna and Enlightenment. The case of Rigas Velesinlis“. *Austrian-Greek Encounters over the Centuries. History, Diplomacy, Politics, Arts, Economics*. Hg. Herbert Kröll. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, 2007. S. 139-146.

64 Vgl. Apostolidis-Kusserow. „Die griechische Nationalbewegung“ (wie Anm. 61). S. 62ff.

65 Georg Veloudis. *Germanograecia. Deutsche Einflüsse auf die neugriechische Literatur. 1750-1944*. Bd. 1. Amsterdam: Adolf M. Hakkert, 1983. S. 29.

66 Vgl. Schmidtbauer. „Zur Familienstruktur der Griechen in Wien“ (wie Anm. 56). S. 150. Wien hatte um 1800, inklusive der Vorstädte und -orte, ca. 280.000 bis 300.000 Einwohner. Buchmann/Buchmann. „Die Epoche vom Ende des 18. Jahrhunderts bis um 1860“ (wie Anm. 55). S. 18.

67 Michales G. Meraklis. „Griechen im Wien des 19. Jahrhunderts“. *Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitz zum siebzigsten Geburtstag*.

IV. Wien als Stadt der „Griechenfreunde“

Dass neben dem Kulturellen auch das Politische in der Causa Griechenland unter der Oberfläche brodelte, war evident und blieb auch den österreichischen Behörden nicht verborgen.⁶⁸ So ist den Papieren der österreichischen Geheimpolizei Ende September 1814 folgende alarmierende Nachricht zu entnehmen:

Les Russes parlent partout d'un ton si insolent qu'ils ne pourraient pas parler autrement, s'ils étaient autant de Napoléons en bonheur et déjà maîtres de l'Univers. Ils enflamment de nouveau les Grecs en leur faisant espérer leur résurrection, comme ils ont fait aux Polonais.⁶⁹

Nur wenige Monate später, am 19. Februar 1815, schrieb ein merklich aufgeregter Fürst Metternich an den Polizeipräsidenten von Hager:

Die unter dem Namen Griechischer Musenfreunde sich bilden wollende Gesellschaft durfte [sic!] allerdings [...] unter dem Deckmantel der Verbreitung der Wissenschaften in Griechenland, geheime politische Zwecke beabsichtigen, die weder unserem eigenen unmittelbaren Interesse zusagen, noch unseren Verhältnissen gegen die Ottomanische Pforte angemessen seyn könnten.⁷⁰

Was für eine Gesellschaft von Griechen war es, die den „Kutscher Europas“ derart beunruhigte? Die Initiative dazu ging in gewisser Weise tatsächlich von der russischen Gesandtschaft aus. Der auf Korfu geborene, im Dienste des russischen Zaren stehende Gesandte Joannis Kapodistrias gründete während seines Aufenthaltes am Wiener Kongress gemeinsam mit dem Metropoliten

Hg. Franz Grieshofer, Margot Schindler. Wien: Verein für Volkskunde, 1999. S. 143-151, S. 148.

68 Vgl. Polychronis K. Enepekides. *Beiträge zur kulturellen und politischen Geheimtätigkeit der Griechen in Wien vor dem griechischen Aufstand*. Berlin: Akademie, 1960.

69 August Fournier. *Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongress. Eine Auswahl aus ihren Papieren*. Wien: G. Freytag, 1913. S. 142.

70 Γεώργιος Λάιος [Georgios Laios]: *Η Φιλόμουσος Εταιρεία της Βιέννης (1814-1820): Νέα έγγραφα* [Die Philomusengesellschaft in Wien (1814-1820): Neue Unterlagen], Αθήνα 1965. S. 178.

Ignatios von Arta, der ebenfalls dem russischen Zarenhof nahe stand⁷¹, und einigen in Wien ansässigen griechischen Kaufleuten die „Gesellschaft der Musenfreunde zur Wiederherstellung und Beförderung der Wissenschaften in Griechenland.“⁷² Die Philomusen inszenierten sich im Stil eines Geheimbundes: Sie trugen „mystische Ringe“, an denen „sie einander erkennen“.⁷³

Die prominenten Namen auf der Subskriptionsliste⁷⁴ der Gesellschaft zeigen, wie viele der wichtigsten Persönlichkeiten der zeitgenössischen europäischen Politik und Gesellschaft sich für dieses Projekt interessieren respektive von Kapodistrias motivieren ließen: Der Zar von Russland, der König von Bayern, der preußische Staatskanzler Hardenberg und Wilhelm von Humboldt sind nur einige Beispiele für Prominente, die den Bund finanziell unterstützten und somit ihre Sympathie für Griechenland bekundeten. Ziel dieser Gemeinschaft, ähnlich einer wenige Jahre zuvor in Athen gegründeten Gesellschaft gleichen Namens⁷⁵, sollte vor allem die Akquise von finanziellen Mitteln für „die Schule zu Athen“ und für „das Gymnasium des Berges Pelion in Thessalien“ sein.⁷⁶ Darüber hinaus sollten die eingenommen Gelder unter anderem wohl auch dazu dienen, „um eine Bibliothek und ein Museum anzulegen, Ausgaben und Uebersetzungen der Classiker zum Drucke zu bringen, ferner den Unterricht des Volks zu leiten [...] und durch Zeitschriften Bildung und Aufklärung, Moral und Religion zu verbreiten“ sowie „die Ausbildung einzelner Griechen auf europäischen Universitäten zu befördern.“⁷⁷

71 Friedrich Heyer. *Die Orientalische Frage im kirchlichen Lebenskreis. Das Einwirken der Kirchen des Auslands auf die Emanzipation der orthodoxen Nationen Südosteuropas 1804-1912*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1991. S. 151.

72 Λάιος [Laios]: Η Φιλόμουσος Εταιρεία της Βιέννης [Die Philomusengesellschaft in Wien] (wie Anm. 70). S. 214-222.

73 Fournier. *Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongress* (wie Anm. 69). S. 378.

74 Λάιος [Laios]: Η Φιλόμουσος Εταιρεία της Βιέννης [Die Philomusengesellschaft in Wien] (wie Anm. 70). S. 213.

75 Vgl. Turczynski. *Sozial- und Kulturgeschichte Griechenlands* (wie Anm. 42). S. 76-78.

76 Λάιος [Laios]: Η Φιλόμουσος Εταιρεία της Βιέννης [Die Philomusengesellschaft in Wien] (wie Anm. 70). S. 215. Thessalien wurde erst auf dem Berliner Kongress 1878 dem griechischen Königsreich hinzugefügt.

77 So berichten es die *Blätter für literarische Unterhaltung* aus dem Jahre 1854. *Blätter für literarische Unterhaltung*. Jahrgang 1854. Zweiter Band. Juli bis Dezember. Leipzig: Brockhaus. 1854. S. 629.

Trotz der Nervosität Metternichs und des Einschreitens der staatlichen Behörden⁷⁸ und sogar des Kaisers, der die Bitte um eine Spende für die Philomusen ablehnte⁷⁹, sollte man den Einfluss dieser Gesellschaft wohl nicht überschätzen.⁸⁰ Einige Anmerkungen von Chronisten des Wiener Kongresses wie die des Weltenbummlers und Abenteurers Auguste de La Garde-Chambonas, nach dem in Wien der „Plan eines unabhängigen Griechenlandes aufhörte, eine Schimäre zu sein“⁸¹, sind wohl übertrieben. Dennoch kann man der Gesellschaft eine gewisse Signalwirkung nicht absprechen, oder, wie es der deutsche Historiker Karl Mendelssohn-Bartholdy ausdrückte: „Die orientalische Frage⁸² klopfte in jener unschuldigen Gestalt des Philomusenbundes an die Thüren des Kongresses.“⁸³

V. Der Wiener Kongress und die Ionischen Inseln

Die Philomusen waren jedoch nicht das einzige Griechenland betreffende Thema, das den Wiener Kongress tangierte, sondern Hellas, genauer gesagt die Ionischen Inseln, standen auch auf der offiziellen Agenda der politischen Verhandlungen. Am 24. Dezember 1814 schrieb der britische

-
- 78 Nach dem Wiener Kongress wurde der Sitz der Gesellschaft nach München verlegt, um den Interventionen der österreichischen Behörden zu entgehen. Turczynski. *Sozial- und Kulturgeschichte Griechenlands* (wie Anm. 42). S. 80.
- 79 Alfred Noe. „Der Philhellenismus im deutschsprachigen Österreich“. *Der Philhellenismus in der westeuropäischen Literatur 1780-1830*. Hg. Alfred Noe. Atlanta/Amsterdam: Rodopi, 1994: S. 189-224. S. 196.
- 80 Karl Mendelssohn-Bartholdy. „Die Hetärie“. *Historische Zeitschrift* 16 (1866): S. 294-343. S. 311f.
- 81 Graf August de la Garde. *Gemälde des Wiener Kongresses 1814-1815. Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anekdoten*. Zweiter Band. München: Georg Müller, 2. Aufl. 1914. S. 395.
- 82 Darunter sind zu verstehen „alle Aspekte, die sich aus dem allmählichen Rückzug der osmanischen Herrschaft aus Europa ergaben und komplex ineinander verwoben waren.“ Oliver Schulz. *Ein Sieg der zivilisierten Welt? Die Intervention der europäischen Großmächte im griechischen Unabhängigkeitskrieg (1826-1832)*. Berlin/Düsseldorf: LIT, 2011. S. 136. Hier auch ein ausführlicher Forschungsüberblick.
- 83 Karl Mendelssohn-Bartholdy. *Graf Johann Kapodistrias*. Berlin: E. S. Mittler und Sohn, 1864. S. 35.

Bevollmächtigte am Wiener Kongress Lord Castlereagh in einem Brief an seinen Premierminister Lord Liverpool:

My dear Lord – Although no overture has yet been made to me by any of the Powers with respect to the Ionian Isles. [...] There is a native of these islands, M. Capo d'Istrias, now here; he is a man of ability, has for some time acted as Russian Plenipotentiary in Switzerland, and is at present much employed by the Emperor: in speaking of these islands one day to Mr. Cooke, he said that, as a Russian Minister, he must promote whatever objects his court might give him in charge, but that, as a native, his opinion was that these islands, for their own happiness and prosperity, should remain under the protection of Great Britain, as the greatest maritime power, the best able to secure to them the advantages of their flag, and the freedom of their commerce.⁸⁴

Die Ionischen Inseln, die sich seit Jahrhunderten unter der Herrschaft Venedigs befunden hatten, waren nach den militärischen Erfolgen Napoleons in Italien 1797 in den Einflussbereich Frankreichs geraten.⁸⁵ Die darauffolgenden Jahre waren geprägt gewesen von stetig wechselnden Macht- und Herrschaftsverhältnissen, in die die Großmächte Russland, Frankreich, Großbritannien und das Osmanische Reich involviert waren. Den vorläufigen Endpunkt hatte die 1809 einsetzende Verdrängung der Franzosen durch Großbritannien gesetzt.⁸⁶ Am Wiener Kongress stellte sich nun die Frage, was mit den Inseln geschehen sollte. Zunächst gab es Überlegungen, die Inseln an das Königreich Sizilien zu übergeben.⁸⁷ Nachdem allerdings klar wurde, dass sich die Machtverhältnisse in Italien am Wiener Kongress ganz neu bilden würden, regte sich seitens Österreichs vehementer Widerstand gegen dieses Vorhaben. Man wollte verhindern, dass die Einfahrt zur Adria und somit zu wichtigen Häfen wie Triest an beiden Seiten

84 *Correspondence, Despatches, and other Papers, of Viscount Castlereagh, Second Marquess of Londonderry*. Volume 10. Hg. Charles William Vane. London: John Murray, 1853. S. 224-226.

85 Vgl. Arne Karsten. *Kleine Geschichte Venedigs*. München: C.H.Beck, 2008.

86 Christos Papadopoulos. *Die Ionischen Inseln von der Venezianerherrschaft bis zum Wiener Kongress. Eine völkerrechtliche Analyse unter dem Aspekt der Staatensukzession*. Münster/Hamburg/London: LIT, 2003. S. 6-23.

87 Vgl. z.B. Hardenbergs Plan für die künftige Gestaltung Europas. 29. April 1814. Klaus Müller (Hg.). *Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses 1814/15*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1986. S. 33-59. S. 49.

unter ein und derselben Herrschaft stand.⁸⁸ Frankreich hingegen überlegte, ob man die Inseln nicht dem Malteser-Orden als Entschädigung für das verloren gegangene Malta übertragen sollte.⁸⁹ Als weitere Option wurde diskutiert, „die Inseln unter den Schutz des maritim für England ungefährlichen Österreich[s] zu stellen“.⁹⁰ Dagegen opponierte jedoch Russland und vor allem Kapodistrias, der in dieser Angelegenheit der Bevollmächtigte des Zaren mit weitreichenden Befugnissen war. Seine Meinungen bzw. Befürchtungen in dieser Causa legte Kapodistrias – wohl einer nicht ganz vertrauenswürdigen Person gegenüber, die es an die Geheimpolizei weiterleitete – wie folgt dar:

„Nous parlâmes aussi des Sept Îles et surtout de Corfou. [...] Capo d'Istria, le préférerait à la domination anglaise. [...] Capo d'Istria me dit même : „Dès qu'il n'y a pas pour nous lieu à penser à autre chose, à la fin de fin, pourvu qu'on ne nous donne pas au Roi de Naples ou à celui de Sicile, nous ne serons pas si mal entre les mains des Anglais ou de l'Ordre, parcequ'on [sic!] ne taxera pas nos productions, ni on ne nous empêchera, comme faisaient les Vénitiens du temps de la République et feraient Murat et Ferdinand, de vendre nos denrées à qui nous voulons.“⁹¹

Russland gelang es während der ausschlaggebenden Sitzung am 4. Juni 1815, eine Entscheidung des Kongresses hinauszuschieben, obwohl oder gerade weil Kapodistrias bei dieser Zusammenkunft nicht anwesend war. Zwar stellte Großbritannien den Antrag, „[de] plaçant les sept Iles sous la protection de S.M. l'Empereur d'Autriche“, ein Ansinnen, welchem Österreich

88 Charles Webster. *The Congress of Vienna*. London: Thames and Hudson, 1963. S. 147.

89 Dadurch wollte man erreichen, dass England seine Präsenz im Mittelmeer nicht zusätzlich erweiterte, Russland keinen Brückenkopf gegen das Osmanische Reich erhielt und Österreich in seinen Italien betreffenden Ambitionen nicht gestärkt werden würde. Vgl. Instruktion Ludwig XVIII. für seine Gesandten beim Wiener Kongreß. 10. September 1814. Müller (Hg.). *Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses* (wie Anm. 87). S. 121-144. S. 141f.

90 Karl Griewank. *Der Wiener Kongress und die europäische Restauration 1814/15*. Leipzig: Koehler & Amelang, 1954. S. 295.

91 Fournier. *Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongress* (wie Anm. 69). S. 176f.

zustimmte.⁹² Die Gesandten Russlands argumentierten jedoch mit dem Wunsch der Bevölkerung der Ionischen Inseln, sich unter den Schutz Großbritanniens zu stellen. Als England eine Entscheidung seines eingebrachten Antrags herbei führen wollte, verwiesen die russischen Diplomaten darauf, dass man ohne den in dieser Sache bevollmächtigten Kapodistrias hier zu keinem Beschluss kommen könnte und diesen deshalb verschieben möge, was schließlich auch geschah.⁹³

Die Entscheidung über die Ionischen Inseln wurde daher nicht am Wiener Kongress selbst getroffen: Bereits wenige Monate später, am 5. November 1815, fand man jedoch in einem Vertrag zwischen Österreich, Russland, Preußen und Großbritannien eine Einigung, „von dem Wunsche beseelt, den auf dem Congreß zu Wien ausgesetzten Unterhandlungen über das Schicksal der Sieben Ionischen Inseln weitere Folge zu geben.“⁹⁴ Laut Vertrag sollten die Ionischen Inseln „einen besondern, freyen und unabhängigen Staat unter der Benennung: Vereinigte Staaten der Ionischen Inseln, bilden. [...] Dieser Staat soll unter dem unmittelbaren und ausschließenden Schutze Sr. Majestät des Königs der vereinigten Königreiche Großbritannien [sic!] und Irland [...] gestellt werden.“⁹⁵ Kapodistrias hatte sich also mit seiner Vorstellung gegen die Pläne Österreichs und Englands durchgesetzt.

92 Johann Ludwig Klüber (Hg.). *Acten des Wiener Congresses in den Jahren 1814-1815. Band 9.* Neudruck der Ausgaben 1835. Otto Zeller: Osnabrück. 1966. S. 161.

93 Ebd. S. 162.

94 *Sr. k. k. Majestät Franz des Ersten politische Gesetze und Verordnungen für die Österreichischen, Böhmisches und Galizischen Erbländer.* Auf allerhöchsten Befehl, und unter Aufsicht der höchsten Hofstellen herausgegeben. Band 43. Die Verordnungen vom ersten Januar bis letzten December 1815. Wien: k. k. Hof- und Staats-Aerarial-Druckerei, 1817. S. 354.

95 Ebd. S. 357. Es soll nur kurz darauf hingewiesen werden, dass mit der Unterfertigung dieses Vertrages keineswegs das Ende der diplomatischen Diskussion um die Ionischen Inseln erreicht wurde. Schließlich musste auch das Osmanische Reich an diesen Vertrag gebunden werden und mit ihm einige strittige territoriale Fragen geklärt werden. Erst 1864 gingen die sieben Inseln dann im griechischen Nationalstaat auf, vgl. Papadopoulos, *Die Ionischen Inseln* (wie Anm. 86), 29-36.

VI. Der griechische Diplomat Joannis Kapodistrias

Eine wesentliche Rolle bei der Gründung der Philomusen ebenso wie in den Verhandlungen rund um die Ionischen Inseln spielte also der russische Gesandte und Korfiote Kapodistrias, der sich vehement für die Sache seiner Landsleute einsetzte und die Chancen, die der Wiener Kongress für eine solche „Lobbyarbeit“ bot, geschickt nutzte.⁹⁶ Seine Person lohnt es im Hinblick auf Eynard und seine möglichen Berührungspunkte mit griechischen Themen näher zu beleuchten. Denn Eynard hatte mit dem Griechen schon vor dem Wiener Kongress Bekanntschaft geschlossen, und zwar in der Schweiz, wo Kapodistrias im Auftrag des Zaren unterwegs gewesen war: Mit dem Zusammenbruch des Napoleonischen Imperiums hatte sich die Frage gestellt, wie die Zukunft der Schweiz aussehen sollte, die Napoleon in die Form der „Helvetischen Republik“ gezwungen hatte. War in den einzelnen Kantonen eine Rückkehr zu den ständischen Verfassungen mit Herrschaft der alten Eliten durchsetzbar? Konnte ein Teil der republikanischen Elemente und der Napoleonischen Reformen wieder abgeschafft werden, ohne eine Revolution breiter Bevölkerungsschichten zu riskieren? Wie stand es mit den von Napoleon durchgesetzten Kantonsgrenzen? Die Meinungen zwischen den Kantonen gingen so weit auseinander, dass kriegerische Auseinandersetzungen drohten. Die Alliierten wünschten sich aber eine friedliche Schweiz als potentiellies Durchzugsgebiet für ihre Truppen. Schon im Jahr 1813 schickte Zar Alexander deshalb Joannis Kapodistrias zu Verhandlungen dorthin.⁹⁷

96 Selbstverständlich hat die griechische Forschung sich ausführlich mit dem späteren ersten Präsidenten des Landes beschäftigt, jüngst z.B. Πανδής Τέλλος [Pandis Tellos]. *Ιωάννης Καποδίστριας ο κυβερνήτης* [Ioannis Kapodistrias the steersman]. Κέρκυρα 2008; Βασίλης Σπανός [Vasilis Spanos]. *Ιωάννης Καποδίστριας – Ο θεμελιωτής του ελληνικού κράτους* [Ioannis Kapodistrias – Founder of the Greek gouvernement]. Αθήνα 2008; Αρετή Τούντα-Φεργάδη [Areti Touda-Fergadi]. *Ο Ιωάννης Καποδίστριας ως διπλωμάτης* [Ioannis Kapodistrias as diplomat]. Αθήνα 2009; Βακαλόπουλος Απόστολος Ε. [Apostolos E. Vakalopoulos]. *Ο κυβερνήτης Ιωάννης Καποδίστριας και το πρώτο ελληνικό κράτος (1828-1831)* [President Ioannis Kapodistrias and the first Greek government (1828-1831)]. Θεσσαλονίκη 2009.

97 Eine Zusammenstellung der wichtigsten Quellen zu dieser Mission mit ausführlicher Kommentierung bietet Michelle Bouvier-Bron. *La mission de Capodistrias en Suisse: Archeion Ioannu Kapodistria*. Kerkyra: Istorika Keimena, 1984.

Alexander wählte gerade diesen seiner Diplomaten aus, weil er um dessen republikanische Gesinnung wusste.⁹⁸ Denn der Zar, der von dem schweizerischen Republikaner Frédéric-César de La Harpe erzogen worden war, wünschte sich eine republikanische Orientierung der Schweiz⁹⁹ – ganz im Gegensatz zu den Habsburgern, die die Rückkehr zur vorrevolutionären Ordnung präferierten.

Kapodistrias hatte einige Verhandlungserfolge zu verzeichnen: Die Schweizer erklärten schon kurz nach der „Völkerschlacht“ bei Leipzig 1813 ihre Neutralität und akzeptierten den Durchzug der alliierten Truppen.¹⁰⁰ Die Stadt Genf, Eynards Wahlheimat, trat der Eidgenossenschaft zudem als neuer Kanton bei.¹⁰¹ Die Genfer schätzten den Anteil von Kapodistrias' Verhandlungsgeschick an dieser Entwicklung so hoch ein, dass man ihm im Jahr 1814 die Ehrenbürgerwürde verlieh.¹⁰²

Während der Verhandlungen in Genf dürfte Kapodistrias mit Eynard bekannt geworden sein.¹⁰³ In Wien dann trafen die beiden erneut aufeinander. Um Griechenland ging es bei ihren Gesprächen zwar noch nicht, sondern vor allem um Genf.¹⁰⁴ Aber Eynard bewunderte Kapodistrias auf Grund seines großen politischen Könnens und Verantwortungsbewusstseins – Eigenschaften, die er bei manchen anderen Politikern und vor allem auch den Monarchen in Wien schmerzlich vermisste, die sich in seinen Augen lieber feuchtfröhlichen Vergnügungen hingaben, während ihre Völker darben.¹⁰⁵ Er beklagte im Tagebuch immer wieder, dass Napoleons zweckfreie Machtpolitik offenbar unwiderruflich in die europäische Politik Einzug gehalten habe. Der Bankier bedauerte es zutiefst, dass die Politik keiner

98 Ebd. S. 19.

99 Maissen. *Schweiz* (wie Anm. 52). S. 158.

100 Der Weg zum neuen Bundesvertrag von 1815 sollte allerdings noch steinig werden und viele der alten Kantone kehrten zur Rechtsungleichheit und Vorherrschaft der Patrizier zurück, vgl. ebd. S. 181ff.

101 Vgl. Anja Victorine Hartmann. *Reflexive Politik im sozialen Raum. Politische Eliten in Genf zwischen 1760 und 1841*. Mainz: von Zabern, 2003. S. 148. 151f.

102 Koukkou: „The Swiss Philhellenic Press“ (wie Anm. 31). S. 109.

103 Historical Archives National Bank of Greece (Hg.). *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 12). S. 17.

104 Kapodistrias beteuerte immer wieder seine Liebe zur Schweiz und seinen Stolz auf die Genfer Ehrenbürgerschaft, vgl. Tagebuch Voyage à Aix la Chapelle 1818, BGE Mss. Suppl. 1863, vom 20.8.1818, abends.

105 Eynard. *Der tanzende Kongress* (wie Anm. 53). S. 77.

Idee mehr diene, sondern nur noch dem Machterhalt der Monarchen. Seine Erwartungen an die Ergebnisse des Kongresses schraubte er kontinuierlich nach unten:

Kurz, die Mächtigsten werden festhalten, was sie haben, ohne sich um das politische Gleichgewicht und das Recht der Bittsteller zu kümmern, und alle Herrscher werden nach Hause gehen und erklären, daß das Recht des Stärkeren das beste sei. Dieses Recht wird den armen Menschen, die Europa bewohnen, noch manche Nuß zu knacken geben.¹⁰⁶

Die Verantwortung für die ökonomische und politische Wohlfahrt der Untertanen legitimierte in Eynards sehr bürgerlicher Sicht die Herrschaft der Monarchen, und eben dieses Verantwortungsbewusstsein vermisste er bei vielen von ihnen. Der Bankier war davon überzeugt, dass sich jedes noch so schwierige Problem der Staatsführung durch rationale Organisation und entschlossene Durchführung zum Besten der Untertanen lösen lasse. Eynard glaubte an den Traum der Aufklärung, an die Machbarkeit der guten Regierung: Wenn dieses Programm nicht gelang, so konnte das seiner Meinung nach nur am unzureichenden Engagement oder an der fehlenden Eignung der Verantwortlichen liegen. In Kapodistrias sah der Bankier einen Hoffnungsträger für seine Vorstellungen von guter Politik.

VII. Persönliche Netzwerke

Kapodistrias war nicht der einzige, den Eynard in Wien wiedersah oder neu kennen lernte. Auf diesem Treffen der europäischen Diplomatie-Elite kreuzten sich die verschiedensten Wege, auch im Hinblick auf Hellas. Viele der Teilnehmer am Wiener Kongress hatten Berührungspunkte mit oder Affinitäten zu Griechenland, sei es zum antiken oder zum modernen. So interessierte sich beispielsweise der preußische Gesandte Wilhelm von Humboldt, wie oben schon bemerkt ein Unterstützer der Philomusen, über alle Maßen für das griechische Altertum und trat auch publizistisch auf diesem Feld in Erscheinung.¹⁰⁷ Dieser Leidenschaft ging er auch während des Wiener

106 Ebd. S. 69.

107 Vgl. Johannes Irmscher. Wilhelm von Humboldt und Neugriechenland. *Hellenika* (1991/1992): S. 31-42.

Kongresses nach, wo er an seiner Übersetzung des Agamemnons weiterarbeitete, die 1816 erschien.¹⁰⁸ Seiner Frau Caroline schrieb er darüber in pathetischen Worten, dass ihm der Agamemnon „in jedem seiner Verse so tief in die Seele gegangen“ ist, „als lebte ich nur durch ihn in Griechenland.“¹⁰⁹

Humboldt war nicht der einzige der anwesenden Philhellenen, bei dem die Liebe zu Griechenland mit einer politisch liberalen Haltung einherging. Vor allem in jenem Komitee, das sich mit den Forderungen der Stadt Genf beschäftigte, waren einige Griechenfreunde versammelt, die die politische Haltung Eynards teilten und am „esprit de Genève“¹¹⁰ partizipierten: Charles Pictet de Rochemont (1755-1824), Eynards angeheirateter Onkel, Gesandter der Stadt Genf, späterer Kollege im Genfer Griechenkomitee sowie Herausgeber der Monatsschrift *Bibliothèque britannique*¹¹¹; Emmerich Joseph Herzog von Dalberg (1773-1833), Neffe des Kurierkanzlers und Fürstprimas des Rheinbundes Carl Theodor und 1803-1810 badischer Gesandter in Paris. Seit 1810 war von Dalberg als Freund Talleyrands in Napoleons Diensten gewesen, in Wien trat er als bevollmächtigter Minister Frankreichs auf und wurde später, 1826, Mitglied des Pariser Comité de publications en faveur de Grecs¹¹²; der preußische Reformler Karl vom und zum Stein (1757-1831), als russischer Gesandter in Wien.¹¹³ Der britische Außenpolitiker

108 Vgl. Aeschylus. *Agamemnon*. Metrisch übersetzt von Wilhelm von Humboldt. Leipzig: Gerhard Fleischer dem Jüngeren, 1816.

109 Anna von Sydow (Hg.). *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*. Vierter Band. *Federn und Schwerter in den Freiheitskriegen*. Briefe von 1812-1815, Berlin: Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1910. S. 429.

110 Chapuisat: *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 13). S. 113.

111 Vgl. Koukkou. „The Swiss Philhellenic Press“ (wie Anm. 31). S. 110; Barbara Roth. „Pictet de Rochemont, Charles“. *Historisches Lexikon der Schweiz*, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D20517.php> vom 15.04.2011.

112 Arnulf Jürgens. *Emmerich von Dalberg zwischen Deutschland und Frankreich*. Stuttgart/Münster: Kohlhammer, 1976. S. 1f. Dalberg schwärmte nicht nur in seiner Jugend für Rousseau, die Schweiz und die Ideen der Französischen Revolution, ebd. S. 8f.; vgl. auch Jean Dimakis. „La ‚Société de la morale chrétienne‘ de Paris et son action en faveur des grecs lors de l’insurrection de 1821“. *Balkan Studies* 7 (1966): S. 27-48. S. 34.

113 Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein (1757-1831) lässt sich später allerdings nicht als Korrespondenzpartner Eynards nachweisen, wohl deshalb, weil er sich nach dem Wiener Kongress enttäuscht ins Privatleben zurückzog, vgl. Alfred Stern. „Stein, Heinrich Friedrich Karl“. *ADB* 35 (1893): S. 614-641

und spätere wichtige Förderer der griechischen Unabhängigkeit George Canning.¹¹⁴ Auch Madame de Staël (1766-1817)¹¹⁵, in deren Salon Eynard später oft verkehrte, setzte sich für Genf ein.¹¹⁶ Sie alle waren Angehörige der beiden Generationen, die entweder ihre politische Sozialisation in der Zeit der Französischen Revolution erfahren hatten oder durch sie die Angst vor gewaltsamem politischem Umsturz gelernt hatten, auch wenn sie die Ideen der Revolution bejahten. Es verband sie auch die Abneigung gegen Napoleon und seine Gewaltherrschaft über Europa. Dies galt nicht nur für liberale, sondern auch für konservative Diplomaten wie den Franzosen Pozzo di Borgo¹¹⁷, einem mit Napoleon verfeindeten Korsen, in russischen Diensten stehenden Gesandten in Paris, der in den folgenden Jahren ein wichtiger Verbündeter Eynards wurde.¹¹⁸ Er begrüßte die Unabhängigkeitsbestrebungen

[Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118617273.html>; s. auch Heinz Duchhardt. *Freiherr vom Stein. Preußens Reformen und seine Zeit*. München: C.H. Beck, 2010.

- 114 Michael Fry. „George Canning (1770-1827)“. Robert Eccleshall/Graham Walker (Hg.). *Biographical Dictionary of British Prime Ministers*, London: Routledge, 1998. S. 623. Die Rolle der beiden Vettern Stratford und George Canning für die griechische Staatsbildung arbeitet auf: Schulz. *Ein Sieg* (wie Anm. 82).
- 115 Madame de Staël war in ein engmaschiges familiäres Netzwerk mit den Familien Pictet in Genf und Necker in Paris verknüpft, vgl. Hartmann. *Reflexive Politik* (wie Anm. 101). S. 295. Zudem war sie mit dem künftigen griechischen Freiheitskämpfer Lord Byron bekannt und traf ihn 1813, vgl. Joanne Wilkes. *Lord Byron and Madame de Staël. Born for opposition*. Aldershot u.a.: Ashgate, 1999. S. 4f. Ob Madame de Staël überhaupt am Wiener Kongress anwesend war, ist in der neueren Forschung allerdings sehr umstritten. Vgl. Glenda Sluga. *Internationalism in the Age of Nationalism*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2013.
- 116 Chapuisat: *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 13). S. 53f.
- 117 Schulz. *Ein Sieg* (wie Anm. 82). S. 59-71. Einen Forschungsüberblick zu Pozzo di Borgo ebd., S. 64, FN 13. Außerdem John M. P. McErlean. „Pozzo di Borgo, Carl' Andrea (1764-1842)“. *The modern encyclopedia of Russian and Soviet History*. Hg. Joseph L. Wiczynski. Gulf Breeze, Fl.: Academic Int. Press, 1982. S. 157-161.
- 118 Zur Feindschaft zwischen di Borgo (1764-1842) und Napoleon s. John M. P. McErlean. *Napoleon and Pozzo di Borgo in Corsica and after, 1764-1821. Not quite a vendetta*. Lewiston, NY: Edwin Mellen, 1996. S. 263-275. Über die Hundert Tage verfasste di Borgo ein Tagebuch: Pozzo di Borgo. *Mémoires sur les Cent-Jours*. Hg. Benjamin de Constant Rebecque. Paris : Pauvert, 1961.

der Griechen, obwohl er jeglicher Form von Herrschaftsbeteiligung des Volkes ablehnend gegenüber stand.¹¹⁹ Es bleibt zu spekulieren, ob er, als Freund und Kollege von Kapodistrias, ein unabhängiges Griechenland als vorteilhaft für Russland, Frankreich oder beide einschätzte.

Als Eynard nach 1825 in Sachen Griechenland aktiv wurde, bat er mit großer Selbstverständlichkeit die genannten Persönlichkeiten um Hilfe, wenn es um die Sache der Griechen ging, ohne dieses Anliegen ihnen gegenüber näher begründen zu müssen: Es stand anscheinend völlig außer Frage, dass er auf das in Wien geknüpft persönliche Netzwerk ohne Probleme zurück greifen konnte, wenn es um die Verfechtung griechischer Interessen ging.

VIII. Die ‚Aktivierung‘ Eynards als Philhellene

Doch von diesem Vorgriff zurück auf den Kongress. Sucht man bei Eynard in den Jahren 1814/15 nach einem speziellen Interesse für Griechenland, so wird man nicht fündig.¹²⁰ Auch im unmittelbaren Anschluss an den Kongress war Griechenland noch kein Thema für ihn: In seinem Tagebuch aus dem Jahr 1821 kommen die Griechen nur am Rande vor, als Opfer der Janitscharen-Unruhen im Osmanischen Reich.¹²¹ Der Beginn des griechischen Aufstandes im März 1821 in der Walachei¹²² wird erst im April 1822 in einem Nebensatz erwähnt.¹²³ Es verwundert also nicht, dass Eynard an der Gründung des ersten Philhellenenkomitees in Genf im Jahr 1821 nicht beteiligt war und auch nicht als Spender auf den Listen auftaucht.¹²⁴

Es bedurfte der restaurativen politischen Ereignisse der nächsten Jahre, um Eynard für Griechenland zu interessieren. Vor allem zwei Themenfelder kommentierte er in seinem Tagebuch genau. Zum einen den konservativen Schwenk, den das bei seiner Restitution kompromissbereite französische

119 Sergej Semenowitsch Ouwaroff. *Stein et Pozzo di Borgo*. St. Petersburg: s.n., 1846. S. 33.

120 Es bleibt unklar, warum Chapuisat Eynard schon im Jahr 1822 eine besondere Griechenlandliebe unterstellt, ohne dafür Belege anzuführen, vgl. Chapuisat. *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 13). S. 103ff.

121 Tagebuch vom 19.8.1821, BGE Mss. Supp. 1870.

122 Turczynski. *Sozial- und Kulturgeschichte Griechenlands* (wie Anm. 42). S. 117.

123 Tagebuch vom 29.4.1822, BGE Mss. Supp. 1870.

124 Hauser. *Anfänge bürgerlicher Organisation* (wie Anm. 4). S. 109.

Königshaus nach 1820 vollzog.¹²⁵ Mit Karl X. kam 1824 dann ein Monarch auf den Thron, der als Mann der Ultras und der Reaktion galt und die Errungenschaften der Revolution bzw. der Napoleonischen Zeit rückgängig machen wollte.¹²⁶ Seine Regierungszeit war durch die Aushöhlung der Grundrechte, insbesondere der Persönlichkeitsrechte und der Pressefreiheit, gekennzeichnet.¹²⁷ Eynard verfolgte diese Entwicklung mit großer Skepsis und hielt mit Kritik nicht hinter dem Berg.¹²⁸ Noch entsetzter verfolgte er die Niederschlagung der Revolutionen in Neapel (1821), Piemont (1821) und Spanien (1823) durch die „Heilige Allianz“. Er las liberale Zeitungen wie den *Courrier Français* und klebte pro-revolutionäre Artikel in sein Tagebuch ein.¹²⁹ Er korrespondierte mit seinem Onkel Pictet de Rochemont und mit Pozzo di Borgo über die Revolutionen.¹³⁰ Je mehr Revolutionsherde die Truppen der Mächte niederschlugen, desto entrüsteter reagierte er. Glaubten die Regierenden in der Tat, den Wunsch der Völker nach guter Regierung und Mitbestimmung dauerhaft durch Waffengewalt ersticken zu können?

Zum anderen hatte Eynard seit 1822 einen Gast auf seinem Landgut bei Genf, der seine liberale Position noch beflügelt haben dürfte: Im Jahr 1822 hatte Kapodistrias die russischen Dienste verlassen, um seine Landsleute in ihrem Freiheitskampf zu unterstützen.¹³¹ Seine Anwesenheit auf den

125 Andreas Fahrmeir. *Revolutionen und Reformen. Europa 1789-1850*. München: C.H. Beck, 2010. S. 189.

126 Wolfgang Schmale. *Geschichte Frankreichs*. Stuttgart: Ulmer, 2000. S. 196.

127 Heinz-Gerhard Haupt/Ernst Hinrichs/Stefan Martens. *Kleine Geschichte Frankreichs*. Aktualisierte u. erg. Ausg. Stuttgart: Reclam, 2006. S. 295.

128 Sehr kritisch sah er insbesondere die nachträgliche Entschädigung der Emigranten, die ihre Güter in der Revolution verloren hatten, vgl. Lettres adressées à Mr Pictet Turrettini par Eynard a février mars & avril 1825, vom 20.2.1825, BGE Mss. Suppl. 1870, 20.3.1825.

129 Tagebuch, BGE Mss. Suppl. 1870 vom 25.10.1823.

130 Ebd. vom 15.4.1822.

131 Ob er auf eigenen Wunsch hin beurlaubt wurde oder ob die Initiative vom Zaren ausging, ist nicht ganz klar. Die erste Alternative in Koukkou. „The Swiss Philhellenic Press“ (wie Anm. 31). S. 109. Chapuisat. *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 13). S. 15 dagegen spricht von einer Intervention Metternichs, die zur Entlassung geführt habe. 1821 hatte sich Kapodistrias auf dem Kongress von Laibach im Dienste des Zaren klar von dem Führer des griechischen Aufstandes in der Walachei, Alexander Ypsilantis, distanziert, vgl. Fahrmeir: *Revolutionen und Reformen* (wie Anm. 125). S. 199.

Ionischen Inseln verbaten sich allerdings die Briten, die diese verwalteten. Der Grieche folgte also Eynards Einladung nach Genf, von wo er die europäischen Hauptstädte leicht bereisen konnte.¹³² Andere Griechen folgten seinem Beispiel und stiegen bei ihren Aufenthalten in Europa bei Eynard ab.¹³³ Das Haus entwickelte sich so zu einer regelrechten Planungszentrale der europäischen Philhellenen.¹³⁴ 1827 dann wurde Kapodistrias von der griechischen Nationalversammlung zum ersten Präsidenten des griechischen Staates gewählt, ein Amt, das er bis zu seiner Ermordung 1831 ausübte.

Mitte der zwanziger Jahre, als er Kapodistrias beherbergte, wandelte sich Eynard mehr und mehr zum Beschützer der Griechen, sehr zum Ärger der restaurativen Kräfte: In einem Gespräch mit Metternich¹³⁵ am 26. März 1825 in Paris forderte dieser den Bankier sehr deutlich auf, die bei ihm logierenden Flüchtlinge zur Abreise aus Genf zu bewegen, da sich aus ihrem Aufenthalt Probleme für die schweizerische Regierung ergeben könnten. Eynard sah in Metternichs Verhalten vor allem die Inflexibilität, die nicht im Stande war, sich der geänderten Situation anzupassen: „Metternich veut tout faire pour que rien ne change, et tout veut changer, – et certes, les évènements seront plus forts que lui.“¹³⁶ Umso mehr hielt er an der Förderung seiner griechischen Freunde fest. In einer „Zeit liberaler Niederlagen“ wandte sich Eynard der einzigen Revolution zu, die in den 20er Jahren erfolgreich verlief, weil sie in das System der Heiligen Allianz integrierbar war¹³⁷: Sie markierte den Übergang von den restriktiven 20er zu den reformfreudigeren 30er Jahren.

132 Chapuisat. *Jean-Gabriel Eynard* (wie Anm. 13). S. 125.

133 Vakalopoulos. „Der Beitrag der Schweizer Zeitung“ (wie Anm. 6). S. 241-248, S. 242.

134 Rothpletz. *Der Genfer* (wie Anm. 7). S. 11.

135 Tagebuch vom 26.3.1825, in Paris, BGE Mss. Suppl. 1871. Dass Metternich Eynard für einen besonders langweiligen Menschen hielt, wie in der Sekundärliteratur oft zitiert wird, lässt sich aus den Gesprächen im Tagebuch nicht entnehmen, vgl. Rothpletz. *Der Genfer* (wie Anm. 7). S. 55.

136 Lettres adresser a Mr Pictet Turretini par Eynard a février mars & avril 1825, vom 20.2.1825, BGE Mss. Suppl. 1870, 19.3.1825. Lesart von „veut“ ungewiss.

137 Fahrmeir. *Revolutionen und Reformen* (wie Anm. 125). S. 197. „Man kann die griechische Unabhängigkeit mit guten Gründen als Triumph der Wiener Ordnung betrachten. Die Machtverschiebung im östlichen Mittelmeerraum kompenzierte Russland für die gestärkte Stellung Frankreichs und Österreichs und bewahrte so das europäische Gleichgewicht.“ Ebd. S. 204.

IX. Fazit

Ausgangspunkt des Aufsatzes war die Frage, inwiefern auf dem Wiener Kongress wichtige Grundlagen für den Philhellenismus gelegt wurden, der wenige Jahre später eine enorme Wirkkraft in ganz Europa entfalten sollte. Diese Frage wurde paradigmatisch an dem Bankier Jean-Gabriel Eynard untersucht, der vor den Jahren 1814/15 keinerlei Berührungspunkte mit der „Orientalischen Frage“ hatte. In Wien kamen jedoch sowohl er als auch andere Diplomaten kaum am Thema Griechenland vorbei: Nicht nur waren die griechischen Emigranten in der Stadt sehr präsent und die Ionischen Inseln ein offizieller Tagesordnungspunkt der Verhandlungen, sondern der Korfiote und russische Gesandte Joannis Kapodistrias gründete zudem auch die Gesellschaft der Philomusen, die sich die Förderung der griechischen Kultur auf die Fahnen schrieb und breite öffentliche Unterstützung fand.

Gerade seine enge Freundschaft und der intensive Kontakt zu Kapodistrias führten Eynard nach 1825, nachdem er mit zunehmender Ablehnung die erstarkende Restauration in Europa miterlebt hatte, zum Philhellenismus. Die Unterstützung der Griechen war für ihn dabei wie für viele andere Philhellenen ein ‚Ventil‘, das ihm die Verfolgung seiner liberalen politischen Positionen erlaubte, ohne ihn in direkten Konflikt mit den Obrigkeiten in Mitteleuropa zu bringen. Bei der Lobbyarbeit für Griechenland, die er in den nächsten vierzig Jahren intensiv betrieb, griff er ganz selbstverständlich auf jene Kontakte und Freundschaften zurück, die er in Wien zu den politischen Entscheidungsträgern seiner Generation in ganz Europa geknüpft hatte. Die auf dem Kongress entstandenen Netzwerke wurden in diesem Fall also für die Unterstützung eines liberalen, ja revolutionären Projekts eingesetzt.

Diese Ergebnisse lassen interessante Schlussfolgerungen für die Bewertung des Wiener Kongresses im Kontext der europäischen Restauration zu: Den Kongress einseitig als Beginn der Restauration zu werten, könnte zu dem Missverständnis führen, ihn einerseits völlig isoliert von den revolutionären Umbrüchen der vorangegangenen Jahrzehnte zu betrachten und andererseits auch die Verbindungslinien zu den revolutionären Entwicklungen der nächsten Jahrzehnte zu übersehen. Stattdessen kann davon ausgegangen werden, dass in Wien „die Wechselwirkungen von Aufklärung, Kunstbegeisterung, Frühliberalismus und Romantik“, die „seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert ein für die Befreiung Griechenlands günstiges Klima

erzeugten¹³⁸, ihre Fortsetzungen fanden. Diese progriechische Stimmung fand am Kongress ein breites und interessiertes Publikum, bei dem der Boden für den Philhellenismus des nächsten Jahrzehnts bereitet wurde. Einer dieser künftigen Griechenfreunde, der später eine Schlüsselstellung innerhalb der europäischen Bewegung einnehmen sollte, war Eynard.

138 Turczynski. *Sozial- und Kulturgeschichte Griechenlands* (wie Anm. 42). S. 59.

Für die Finanzierung der Forschungsaufenthalte in Athen, Paris, London und Genf dankt die Autorin der Fritz-Thyssen-Stiftung.

Regine Quack-Manoussakis (Nafplion)

Nachrichten vom griechischen Kriegsschauplatz im Jahre 1821

Ihre Übermittlung und Verwendung in deutschsprachigen Zeitungen.
Am Beispiel der Eroberung Tripolitsas durch die Griechen

Die Eroberung von Tripolitsa am 23. September bzw. 5. Oktober 1821¹ war für die Griechen der erste große Erfolg in ihrem Befreiungskampf gegen die fast vierhundert Jahre währende türkische Fremdherrschaft. Die Revolution, die jahrelang durch die geheime Gesellschaft „Der Freundschaftsbund“ vorbereitet wurde, begann unter der Führung von Alexandros Ypsilantis im Februar 1821 in den Donaufürstentümern und griff bald auf die Peloponnes über. Am 25. März, dem Fest von Mariä Verkündigung, wurde dort das Volk in verschiedenen Städten zum Aufstand gegen die Pforte aufgerufen. Die auf dem Land lebende türkische Bevölkerung, eine Minderheit gegenüber den Griechen, flüchtete sich gleich zu Beginn der Revolution in die Festungen, die sodann von den Griechen belagert wurden.

Theodor Kolokotronis, der einem angesehenen Klephtengeschlecht entstammte und militärische Erfahrung in englischen Diensten auf den Ionischen Inseln gesammelt hatte, scharte als erster eine beträchtliche Anzahl von jungen, meist schlecht ausgerüsteten Kriegern, die Palikaren, um sich. Er sah von Anfang an die Eroberung Tripolitsas als vorrangiges Ziel der Aufständischen an. Diese Stadt, im Zentrum der Halbinsel gelegen, konnte nicht wie die meisten anderen Festungen vom Meer her durch die türkische Flotte mit Nachschub versorgt werden. Sie war von einer 3,5 Kilometer langen und vier bis fünf Meter hohen Mauer umgeben, die mehrere mit Kanonen bestückte Wachtürme sowie sieben Stadttore hatte. Als Hauptstadt der

1 Der bis 1924 in Griechenland gebräuchliche julianische Kalender liegt 12 Tage (ab 1900: 13 Tage) hinter dem in allen Ländern der Erde (außer China) bereits früher eingeführten gregorianischen Kalender zurück. In meiner kurzen historischen Einleitung, die auf griechischen Quellen beruht, gebe ich die griechische Datierung. In der anschließenden Analyse der Texte deutschsprachiger Zeitungen gebe ich die Datierung nach dem darin verwendeten westlichen Kalender.

Peloponnes war Tripolitsa Sitz des türkischen Statthalters, zu dessen Umgebung auch viele reiche türkische Familien gehörten.

Die Bevölkerung belief sich während der Belagerungszeit auf 30.000 bis 40.000 Menschen. Die türkische Garnison bestand aus etwa 8000 Mann, zu der die Truppe von ca. 2000 Albanern kam. Die christliche Bevölkerung war gleich zu Anfang der Revolution aus der Stadt geflüchtet, während Türken aus allen Gegenden der Peloponnes innerhalb der Festungsmauern Schutz suchten. Bereits vor Ausbruch des Aufstandes, allein aufgrund von umgehenden Gerüchten, hatte die türkische Regierung einige Dutzend Griechen, geistliche und weltliche Würdenträger sowie Großgrundbesitzer, nach Tripolitsa befohlen und sie dann als Geiseln gefangen genommen.

Kolokotronis konnte sich mit seiner Auffassung von der Wichtigkeit der Einnahme Tripolitsas auch bei den anderen Anführern durchsetzen. Die namhaftesten unter diesen so genannten „Kapitanos“ waren Anagnostaras aus Arkadien, Giatrakos aus Sparta und Petrobey Mavromichalis aus der Maina. Im Juni traf Fürst Demetrios Ypsilantis, Bruder des Alexandros Ypsilantis, ein. Er führte ein etwas über 1.000 Mann starkes Heer regulärer Truppen an, in dem sich auch einige der ersten Freiwilligen aus Westeuropa befanden, wie beispielsweise der „Augenzeuge von Tripolitsa“, der junge französische Offizier Maxime Raybaud, der 1824/25 in Paris ein zweibändiges Memoirenwerk über seine Erfahrungen in Griechenland veröffentlichte.² Demetrios Ypsilantis wurde von allen, selbst von Kolokotronis, als Oberbefehlshaber der Griechen anerkannt.

Bereits im Mai 1821 bildeten sich unter der Führung der Kapitanos kleine Heeresabteilungen, die an verschiedenen Stellen im Umkreis von Tripolitsa ihre Lager errichteten. Die Landbewohner, die für die Verpflegung und Ausrüstung der Truppen sorgten, wurden von der Aushebung freigestellt, so z.B. alle Bewohner von Dimitsana, die in ununterbrochenem Einsatz das gesamte Schießpulver für die Armee herstellten. In den Sommermonaten kam es zu mehreren größeren Gefechten zwischen den Griechen und den aus Tripolitsa ausbrechenden türkischen Truppen, deren Zahl sich oft auf 1000 bis 2000 Mann belief. Bei einigen dieser Gefechte behielten die Türken die Oberhand, bei anderen die Griechen. Während die Zahl der Belagerer im Laufe der Zeit auf über 10.000 anstieg, verschlechterte sich der Zustand der

2 Raybaud, Maxime: *Mémoires sur la Grèce pour servir à l'histoire de la guerre de l'indépendance : accompagnés de plans topographiques*. 2 Bde. Paris : Tournachon-Molin, 1824-1825.

Eingeschlossenen immer mehr. So konnten schließlich auch einfache türkische Ausfallsversuche zur Einholung von Proviant von den Griechen abgewehrt werden.

Dass der höchste Grad der Erschöpfung bei der Bevölkerung in Tripolitsa erreicht war, zeigte sich daran, dass die Türken ab Anfang September ihre Bereitschaft zu Verhandlungen bekundeten und dies zuerst durch einen von den griechischen Geiseln unterschriebenen Brief bekannt machten. Die Forderungen der Türken auf freien Abzug unter Mitführung ihrer Familien und ihrer Habe wurde aber von den Griechen abgelehnt. Mit den Albanern verhandelte Kolokotronis gesondert. Er war bereit, ihnen den freien Abzug nach Epirus zu gewähren mit der Auflage, dass sie nicht mehr gegen die Griechen kämpfen würden. Untereinander verabredeten die griechischen Anführer die Verteilung der Beute, und zwar sollte ein Drittel dem Staat zufließen und zwei Drittel den seit langem nicht bezahlten Soldaten. Einige Augenzeugen berichten aber auch, dass man in diesen Septembertagen viel Bewegung in der Stadt beobachtet habe, hinter der das einfache Volk private Unterhandlungen zwischen griechischen Anführern und reichen Türken vermutete. Fürst Demetrios Ypsilantis war Anfang September, möglicherweise auf Anraten von Kolokotronis, mit seinen regulären Truppen abgezogen, um befürchtete Überfälle durch die türkische Flotte, die bei Patras und Korinth aufgetaucht war, abzuwehren.

Unter diesen Umständen kam es am 23. September unerwartet zum Sturm auf die Stadt. Einigen Griechen gelang es, die Festungsmauern zu erklimmen und ein Stadttor zu öffnen. Eine unendliche Masse beutegieriger und rachedurstiger Krieger ergoss sich in die Stadt, und es begann ein Rauben und Morden, dem die Anführer drei Tage lang keinen Einhalt gebieten konnten. Als eine „Hölle von Feuer und Blut“ beschreibt der schon erwähnte Augenzeuge Maxime Raybaud Tripolitsa, und auch Kolokotronis behauptet in seinen Memoiren, dass sein Pferd beim Eintritt in die Stadt nirgends auf Erde, sondern nur auf Leichen getreten sei.

Trotz dieser Auswüchse, die das Bild von den Griechen befleckten, die aber zugleich den Westeuropäern die Augen darüber öffneten, welche Art des Krieges dort im Osten geführt wurde, war der Sieg für die Griechen sowohl in materieller als auch in psychologischer Hinsicht von entscheidender Bedeutung. Richtige Taktik und Ausdauer hatten dazu geführt, dass die Griechen sich gegen die türkische Übermacht behaupten konnten. Mit der Eroberung der Hauptstadt war die Peloponnes quasi freigekämpft. Bis Ende 1822 fielen die übrigen Festungen durch Aushungern in griechische

Hand. Die Halbinsel diente den Griechen als sicheres Rückzugsgebiet und zugleich als Sprungbrett für neue Aktionen gegen das Heer des Sultans, das in verschiedenen Feldzügen zu Land und zur See die Revolution zu unterdrücken versuchte. Der Sieg bei Tripolitsa stärkte das Selbstvertrauen der Griechen und ermöglichte ihnen, aufgrund der Erbeutung einer großen Menge an Waffen und Geld, die Fortsetzung des Krieges unter günstigeren Bedingungen.³

Nach diesem kurzen einleitenden Überblick über die Vorgänge in Tripolitsa im Jahr 1821, so wie sie in der Geschichtsschreibung dargestellt werden, soll im Folgenden gezeigt werden, wie das damalige Publikum in Mittel- und Westeuropa über die Ereignisse am fernen griechischen Kriegsschauplatz informiert wurde.

I. Die Berichterstattung im *Oesterreichischen Beobachter* und in der Augsburger *Allgemeinen Zeitung* bis zum Ende des Jahres 1821

Das Interesse der deutschen Öffentlichkeit am griechischen Freiheitskampf war von Anfang an äußerst rege. Unmittelbar nach dem Eintreffen der ersten Aufstandsmeldungen aus dem Osten, im April 1821, veröffentlichte der Leipziger Professor für Philosophie Wilhelm Traugott Krug sein schnell berühmt gewordenes Buch *Griechenlands Wiedergeburt: Ein Programm zum Auferstehungsfeste*. Es folgten in den kommenden Wochen und Monaten unzählige Einzelschriften, Zeitungsaufsätze oder ganze Artikelserien, so z.B. die meistbeachtete Serie von Friedrich Thiersch in München, die anonym in der Augsburger *Allgemeinen Zeitung* erschien. Alle diese Schriften hatten zum Ziel, den griechischen Aufstand zu rechtfertigen und zur Unterstützung der Griechen aufzurufen. Auch zahlreiche Dichter und Dichterinnen stellten ihre Muse in den Dienst der Griechen, und bereits im Sommer 1821

3 Meine Zusammenfassung über das historische Ereignis basiert im Wesentlichen auf zwei ausführlichen *griechischen* Darstellungen: *Istoria tou Ellinikou Ethnous. Elliniki Epanastasi kai i idrysi tou Ellinikou Kratous* [Geschichte der griechischen Nation]. Bd.12. Athen: Ekdotiki Athinon. 1975. S. 143-150, 172-182; sowie Apostolos Vakalopoulos. *Ιστορία του νέου ελληνισμού* [Geschichte des Neugriechentums. Die große griechische Revolution (1821-1829)]. Bd.5. Thessaloniki. 1980. S. 637-691.

wurden in verschiedenen deutschen Städten Hilfsvereine gegründet, die die Entsendung von Freiwilligen nach Griechenland förderten.⁴

Aber wie stand es nun, bei all dem moralischen Zuspruch und der tätigen Hilfe für die griechischen Schützlinge, um die Kenntnis vom tatsächlichen Kriegsverlauf in Griechenland? Die Nachrichtenübermittlung war zu jener Zeit wegen der Länge und Unsicherheit der Transportwege, besonders auch aufgrund der großen geographischen Entfernung, schwierig und auf jeden Fall langwierig. Vier bis sechs Wochen lagen im Durchschnitt zwischen dem Kriegsereignis selbst und seiner Ankündigung in den Zeitungen in Mittel- und Westeuropa.

Die beiden größten deutschsprachigen Zeitungen, die *Allgemeine Zeitung*, die von Cotta in Augsburg herausgegeben wurde, und der *Oesterreichische Beobachter*, der in Wien erschien, verfügten als einzige über ein eigenes Korrespondentennetz, das sich über den ganzen Kontinent erstreckte. Somit fungierten sie als eine Art Presseagentur, aus der alle anderen europäischen Zeitungen ihre Nachrichten schöpften.

Hinsichtlich des Krieges im Südosten Europas bezog der *Oesterreichische Beobachter* seine Informationen vor allem aus der Hauptstadt des Osmanischen Reiches direkt, durch seine dortige diplomatische Vertretung, wie auch durch Korrespondenzen aus Smyrna, das den Kriegsvorgängen, besonders denen in der Ägäis, nahe war und wo eine lokale Zeitung in französischer Sprache erschien, der *Spectateur Oriental*, von dem oft die vollständigen Nummern nach Wien geschickt wurden.⁵

4 Zu den Anfängen der philhellenischen Bewegung in Deutschland vgl. meine Dissertation: Regine Quack-Eustathiades. *Der deutsche Philhellenismus während des griechischen Freiheitskampfes 1821-1827*. (Südosteuropäische Arbeiten 79) München: Oldenbourg, 1984. S. 19-54. Vgl. auch die eingehende, vor allem auf Archivalien und Zeitungsberichten fußende Darstellung der Organisierung der militärischen Griechenhilfe in den ersten beiden Kriegsjahren von Christoph Hauser. *Anfänge bürgerlicher Organisation. Philhellenismus und Frühliberalismus in Südwestdeutschland*. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 87) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1990. Bes. S. 29-51 u. 77-88.

5 Sehr gründlich ist das Zeitungswesen in Bezug auf den griechischen Unabhängigkeitskrieg von Jean Dimakis erforscht worden. Der Autor betont, dass die Tagespresse in der damaligen Zeit der bei weitem wichtigste Vermittler von Nachrichten war und somit eine erstrangige Rolle in der Herausbildung der öffentlichen Meinung spielte. Jean Dimakis. „Le mouvement philhellénique et la presse allemande: 1821-1827. Etat de recherches“. „*Philhelléniques*“. *Études*

Die *Allgemeine Zeitung* druckte unter der Rubrik „Türkei“ regelmäßig die oft sehr langen Artikel aus dem *Oesterreichischen Beobachter* wortgetreu nach, gewöhnlich fünf bis sechs Tage später. Zugleich gab sie Artikel aus anderen Zeitungen wieder, wie z.B. dem *Nürnberger Correspondenten*, und besonders häufig auch aus dem ausgesprochen griechenfreundlich eingestellten französischen *Constitutionnel*.

Weitere Nachrichten gab die *Allgemeine Zeitung* sodann nach Korrespondentenberichten, wie z.B. aus „Triest“, „Corfu“ und „Calamatta“. Insgesamt brachte sie beinahe täglich etwas über den griechischen Freiheitskampf, seien es Neuigkeiten über den Krieg, der sich ja an vielen verschiedenen Schauplätzen zugleich abspielte, oder seien es Berichte über die Entwicklung der philhellenischen Bewegung in Deutschland.

Der *Oesterreichische Beobachter* druckte fast nie Artikel aus der *Allgemeinen Zeitung* nach, mit einer Ausnahme, soviel wir in dem hier betrachteten Zeitraum zwischen Oktober 1821 und Februar 1822 sehen: Am 28. Dezember 1821 gibt er im Wortlaut einen Artikel aus der *Allgemeinen Zeitung* wieder, der von „schrecklichen Unordnungen“ in Konstantinopel handelt, und schließt daran, bevor er zur Widerlegung im einzelnen übergeht, folgenden Kommentar: „Wir sind an Mitteilungen dieser Art längst gewöhnt und würden daher auch diese keiner weitern Aufmerksamkeit wert achten, wenn sie nicht das gemeine Maß der über die Angelegenheiten im Orient täglich verbreiteten Lügen auffallend überschritte.“⁶ D.h. der *Oesterreichische Beob-*

sur le philhellénisme pendant l'insurrection grecque de 1821. Athen: Kardamitsa, 1992. S. 175-184. (Zuerst in: *Études slaves et est-européennes*, XVI, 1971.) Speziell über den *Oesterreichischen Beobachter* vgl. ders.: „La presse de Vienne et la question d'Orient: 1821-1827“. Ebd. S. 203-210. (Zuerst in: *Balkan Studies* 16,1, 1975.) Darüber hinaus hat Dimakis in seiner Monographie *La guerre de l'indépendance grecque vue par la presse française*. Thessaloniki: Institute for Balkan Studies, 1968 die französische Presse im Detail untersucht. Hieran zeigt sich u.a., dass die französischen Zeitungen zu jener Zeit schon viel deutlicher von politischen Parteiungen geprägt waren als die deutschen.

- 6 *Oesterreichischer Beobachter* Nr. 362, 28. Dez. 1821, S. 1611, l. Sp. unten. Es spricht für die Worttreue der *Allgemeinen Zeitung* beim Nachdruck aus anderen Zeitungen – wie wir dies im Folgenden immer wieder bestätigt sehen werden –, dass sie auch diese scharfe Bemerkung des *Oesterreichischen Beobachters* wiedergibt, die gegen sie selber gerichtet ist. Siehe: *Allgemeine Zeitung* Nr. 3, 3. Jan. 1822, S. 12, l. Sp. unten, Rubrik „Odessa“. Bei den häufigen Zitaten aus der *Allgemeinen Zeitung* und dem *Oesterreichischen Beobachter* verfare ich im

achter bezweckte mit seinem Nachdruck einzig und allein, die *Allgemeine Zeitung* Lügen zu strafen.

Als kennzeichnend für die Nachrichtengebung der Zeit im Allgemeinen sei am Schluss dieses Abschnitts eine kurze Bemerkung aus der *Allgemeinen Zeitung* vom 8. Dezember 1821 zitiert. Sie umreißt die bestehende Situation, indem sie auf die Schwierigkeit der Nachrichtenübermittlung überhaupt und auch auf die partiische Voreingenommenheit der Zeitungen hinweist. In einer Anmerkung zu einem Artikel über ein Seegefecht bei Galaxidi, das Anfang Oktober 1821 im Golf von Korinth stattgefunden hatte, heißt es:

Es wäre wohl, bei der Unmöglichkeit, authentische, und bei der großen Schwierigkeit, glaubwürdige Nachrichten aus der Türkei zu erhalten, sehr zu wünschen, daß der so günstig gestellte *Oesterreichische Beobachter* sich entschließen möchte, dem Publikum *öfter*, und mit *Unparteilichkeit*, Nachrichten von daher zu liefern.⁷

Bezüglich der Berichterstattung über die Eroberung von Tripolitsa durch die Griechen am 23. September bzw. 5. Oktober 1821⁸, die wir nun in den beiden größten deutschsprachigen Zeitungen im Einzelnen verfolgen wollen, fällt von Anfang an eine gewisse Verspätung auf. So schreibt die *Allgemeine Zeitung* am 30. November 1821, dass der *Oesterreichische Beobachter* „seit der Ankunft der letzten türkischen Post schon 10 Tage hat vorübergehen lassen, ohne seinen gewöhnlichen Artikel aus Konstantinopel zu geben.“⁹ Am 2. Dezember schließlich gibt der *Oesterreichische Beobachter* unter der Rubrik „*Türkei*“ einen drei Spalten langen Artikel, den die *Allgemeine Zeitung* am 7. Dezember im Wortlaut nachdruckt. Hierin heißt es am Anfang des Abschnittes mit der Zwischenüberschrift „*Nachrichten aus Morea und Epirus*“: „Griechenland ist fortwährend der Schauplatz blutiger und grausamer Ereignisse.“ Weiter unten findet sich dann, ohne jede Hervorhebung, der Satz: „Am 4. Oktober ist Tripolitsa von den Griechen erobert worden,

Folgenden so: Im Text gebe ich den Namen der Zeitung und das Datum an, in den Fußnoten den Namen der Zeitung abgekürzt, und zwar (*Augsburger Allgemeine Zeitung* als *AAZ* und *Oesterreichischer Beobachter* als *ÖB*). Sodann gebe ich die Nummer der Zeitung, das Datum, Seitenzahl und, so mir bekannt, rechte oder linke Spalte, darin womöglich noch genauere Position des Zitats.

7 *AAZ* Nr. 342, 8. Dez. 1821, S. 1368, rechte Sp., unten in der Anmerkung.

8 Vgl. oben, Anm. 1.

9 *AAZ* Nr. 334, 30. Nov. 1821, S. 1335, rechte Sp. oben: Rubrik „*Oestreich*“.

welche die ganze Bevölkerung dieser unglücklichen Stadt, selbst Weiber und Kinder nicht ausgenommen, über die Klinge springen ließen.“¹⁰ Zwei volle Monate also nach dem Ereignis hört das Publikum zum ersten Mal von der Eroberung Tripolitsas durch die Griechen.

Am 8. Dezember druckt die *Allgemeine Zeitung* einen Artikel aus dem französischen *Constitutionnel* nach. Hierin wird berichtet, dass der gewesene Befehlshaber von Tripolitsa, Nurih Bei, von den Griechen, trotz seiner gegen sie verübten Grausamkeiten, sehr milde behandelt worden sei, sodass er, davon gerührt, seinen Bruder, den Befehlshaber in Korinth, aufgefordert habe, den Griechen die Festung Akrokorinth zu übergeben. Zum neuen Befehlshaber von Tripolitsa sei der englische Philhellene Sir Thomas Gordon ernannt worden.¹¹

Am 13. Dezember gibt die *Allgemeine Zeitung* Nachrichten aus „*Triest vom 3. Dezember*“, die mit folgendem Satz eingeleitet werden: „Direkte Nachrichten aus Kalamata vom 10. November lauten für die Sache der Insurgenten günstig“. Im Folgenden wird dann u.a. berichtet, dass der Senat seinen Sitz von Kalamata nach Tripolitsa verlegt habe und dass der größte Teil der griechischen Truppen nach der Einnahme Tripolitsas nach Patras abgegangen sei, um die dortigen Belagerungstruppen zu verstärken.¹² Am 17. Dezember gibt der *Oesterreichische Beobachter* in einem über zwei Spalten langen Artikel Kriegsnachrichten aus „*Konstantinopel*“, der von der *Allgemeinen Zeitung* am 23. Dezember im Wortlaut abgedruckt wird. Hierin heißt es in einem Absatz:

Der Zustand der Dinge in Morea hat sich seit der Einnahme von Tripolitsa und Navarino durch Colocotroni und Demetrius Ypsilati nicht geändert. Die Art, wie ohne alle Rücksicht auf die abgeschlossenen Kapitulationen die Garnisonen und die Einwohner dieser unglücklichen Städte, Weiber und unmündige Kinder nicht ausgenommen, behandelt worden sind, übersteigt fast allen Glauben, und es läßt sich zur Ehre der Menschheit nur wünschen und hoffen, daß in den davon eingegangenen Berichten einige Tatsachen mit übertriebenen Farben ausgemalt sind.¹³

10 *ÖB* Nr. 336, 2. Dez. 1821, S. 1513-1515. / *AAZ* Nr. 341, 7. Dez. 1821, S. 1363-1364, Zitat: S. 1364, rechte Sp.

11 *AAZ* Nr. 342, 8. Dez. 1821, S. 1367, rechte Sp.

12 *AAZ* Nr. 347, 13. Dez. 1821, S. 1388, rechte Sp.

13 *ÖB* Nr. 351, 17. Dez. 1821. / *AAZ* Nr. 357, 23. Dez. 1821, S. 1427-1428, Zitat: l.Sp. Mitte. Die Schreibweise der Eigennamen, besonders der griechischen,

Aus „*französischen Blättern*“ bringt die *Allgemeine Zeitung* vom 19. Dezember unter vielen anderen Nachrichten die kurze Notiz, dass „die Stadt Tripolitsa am 5. Oktober mit stürmender Hand von 18.000 Griechen unter der Anführung von Demetrius Ypsilanti, Kolokotroni, Mavromikali und Petro Bey genommen worden“ sei.¹⁴ Am 25. Dezember gibt die *Allgemeine Zeitung* aus dem *Constitutionnel* ein „*Schreiben aus Corfu vom 10. November*“ wieder. Hierin ist zum ersten Mal etwas genauer von den vorgefallenen Gräueln die Rede. Es heißt dazu:

Man hat wohl von den Grausamkeiten, welche die Griechen bei der Einnahme von Tripolitsa begangen, gesprochen, aber deren Beweggrund verschwiegen. Die Türken hatten in diese Stadt über 700 der angesehensten Griechen, Geistliche und Gutsbesitzer, als Geiseln zusammen geschleppt; als die Griechen nun die Stadt eroberten, forderten sie dieselben zurück; aber sie waren alle ermordet, die meisten durch Gift umgekommen. Da entbrannte der Rachegeist in den Griechen, und sie übten an den treulosen Türken das Recht der Wiedervergeltung.¹⁵

Wenn wir die Nachrichten überblicken, die dem Publikum bis Ende des Jahres 1821 über die Einnahme von Tripolitsa am 5. Oktober geboten wurden, so müssen wir sagen, dass sie, gemessen an der Wichtigkeit des Ereignisses, insgesamt recht dürftig waren. Deutlich ist allerdings von Anfang an der tendenzielle Unterschied zwischen den beiden größten deutschsprachigen Zeitungen. Während die *Allgemeine Zeitung*, wie es scheint, von allen Seiten Nachrichten einzuholen suchte, stellte der *Oesterreichische Beobachter* ausschließlich die negativen Aspekte des griechischen Sieges heraus. Verfolgen wir die Nachrichten über das betreffende Kriegsereignis aber noch etwas weiter.

übernehme ich unverändert aus den Zeitungstexten. Man sieht, dass hier keinerlei Einheitlichkeit besteht. Die Interpunktion behalte ich bei. Geographische Bezeichnungen und andere orthographische Eigenheiten der damaligen Zeit passe ich weitgehend dem heutigen Gebrauch an. *Tripolitsa* wird in den deutschen Zeitungen meistens *Tripoliza* geschrieben.

14 *AAZ* Nr. 353, 19. Dez. 1821, S. 1412, l. Sp., Mitte.

15 *AAZ* Nr. 359, 25. Dez. 1821, S. 1436, l. Sp., unten.

II. Ausführliche Zeitungsberichte über die Eroberung Tripolitsas

Am 2. Januar 1822 liefert der *Oesterreichische Beobachter* Nachrichten, die man „durch den am 10. Dezember aus Konstantinopel abgegangenen Postcourier“ erhalten habe. Den Artikel druckt die *Allgemeine Zeitung* am 8. Januar im Wortlaut nach. Hierin heißt es in Bezug auf Tripolitsa unter anderem, dass sich der Anführer der dortigen Albaner mit den Griechen insgeheim verständigt habe, wodurch den letzteren die Eroberung der Stadt sehr erleichtert wurde.¹⁶ Drei Tage hätten die Kämpfe gedauert, in denen „alles, was lebte, ohne Ausnahme der Weiber und Kinder, mit Wut niedergemetzelt“ wurde. „Sechsunddreißigtausend Seelen“, die sich in die befestigte Stadt geflüchtet hatten, seien „als Opfer der fanatischen Grausamkeit der Griechen“ gefallen.¹⁷

Aus dem in Smyrna erscheinenden *Spectateur Oriental* bringt die *Allgemeine Zeitung* am 4. Januar 1822 einen „Bericht, den ein Offizier vom Generalstabe des Fürsten Demetrius Ypsilanti über die Angelegenheiten in Morea und über die weiteren Pläne der Hetäristen abgestattet hat“. Hierin heißt es u.a., dass 2000 Albaner, die aufgrund der Kapitulation mit Waffen und Gepäck aus Tripolitsa abziehen durften, von den 3000 sie eskortierenden Griechen ermordet wurden, wegen eines zwischen ihnen aufgekommenen Streites. Weiter unten steht dann in dem Bericht des *Spectateur Oriental* noch Folgendes:

Am nämlichen Tage wurde die Festung Tripolitsa mit Sturm erobert. Alle darin befindlichen Türken mußten, mit Ausnahme der Anführer, über die Klinge springen. Letztere verdankten ihr Leben nur der Hoffnung der Hellenen, durch sie die Übergabe der anderen Plätze, welche die Türken in Morea noch innehaben, zu erwirken.¹⁸

Am 5. Januar 1822 bringt die *Allgemeine Zeitung* in ihrer *Beilage* unter der Rubrik „*Türkei*“ einen Bericht, der mit dem lakonischen Satz vorgestellt

16 Die albanischen Truppen standen im Dienst des Sultans und waren von diesem als äußerst kriegstüchtig geschätzt. Sie hielten sich aber immer von den türkischen Heeresabteilungen getrennt. So spielten sie auch jeweils in den Vereinbarungen mit den Griechen hinsichtlich der Übergabe von Städten und Festungen, wie z.B. in Tripolitsa, eine gesonderte Rolle.

17 *ÖB* Nr. 2, 2. Jan. 1822. / *AAZ* Nr. 8, 8. Jan. 1822, S. 32, rechte Sp. oben.

18 *AAZ* Nr. 4, 4. Jan. 1822, S. 16.

wird: „Folgendes ist der freilich jetzt schon alte, aber in seiner Art charakteristische, Amtsbericht der Hellenen über die am 5. Oktober erfolgte Einnahme von *Tripolitsa*, der Hauptstadt von Morea.“¹⁹ Der zwei Zeitungsspalten lange Bericht, der in Anführungsstrichen steht und keinerlei Unterteilungen oder Hervorhebungen aufweist, beginnt folgendermaßen:

Hellas erhebt unter der heiligen Fahne des Kreuzes seine seit vier Jahrhunderten niedergebeugte Stirne. Die Hauptstadt des Peloponnesos, Tripoliza, unfern den Trümmern des alten Tegea, ist in die Gewalt des christlichen Kriegsheers, befehligt von Germanos, Erzbischof von Patras, am 5. Oktober um die Mittagsstunde gefallen.

In der Folge werden die näheren Umstände dieses „denkwürdigen Ereignisses“ beschrieben: zunächst die geographische Lage der Stadt. Der Bericht fährt dann fort: Die Befestigungswerke „waren zwar nur schwach“, sie „waren dennoch furchtbar für ein Heer wie das der Hellenen, ohne Geschütz und in der Belagerungskunst unerfahren“. So mussten sich die Hellenen damit begnügen, „die Festung einzuschließen, um ihre Feinde durch den Hunger zu bezwingen“. Dabei wussten sie „leider“, „welchen Gefahren sie die kostbaren Häupter mehrerer Bischöfe und einer großen Zahl von Personen aus ihren angesehensten Familien bloßstellten, welche sie zu Geiseln hergegeben hatten“.

Erst als sie sich sicher waren, dass die Geiseln Opfer der Türken würden, wenn diese siegten, beschlossen sie Anfang Juni, die Stadt fester einzuschließen. Dadurch verhinderten sie weitere Ausfälle der Türken mit ganzen Heerscharen, die zuvor die Umgebung wie auch die Stadt Argos verwüstet hatten. Jetzt galt es nur noch, kleinere Beutezüge der Türken abzuwehren, was in den Monaten Juli und August durch „häufige und blutige Kämpfe“ geschah. Ab Anfang September „fingen die Türken, vom Hunger geplagt, an, von Übergabe zu sprechen“. Sie unterzeichneten schließlich eine Kapitulation, die sie zur Übergabe der Stadt verpflichtete, ihnen aber erlaubte, mit ihren Weibern und Kindern fortzuziehen, zu der Insel Kreta oder zu anderen von ihren Glaubensgenossen bewohnten Orten, „jedoch außerhalb des Königreichs Morea“.

19 *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* Nr. 2, 5. Jan. 1822, S. 6-7. Den langen „Amtsbericht der Hellenen“ gebe ich, in enger Anlehnung an den Text, in Auszügen wieder. Wörtlich Zitiertes setze ich in doppelte Anführungsstriche. Die Absätze sind von mir eingefügt.

„So weit war die Sache gediehen, als ein christlicher Überläufer, gleich an Verruchtheit dem Judas Ischariot (Anathema dreimal seinem Namen!), verratend seinen Gott und seine Brüder, sich in die Stadt schlich und den Türken Kunde brachte“, dass die große türkische Flotte in Patras eingelaufen sei, dass sie zusammen mit englischen Schiffen im Golf von Korinth die griechischen Schiffe von Galaxidi sowie die Stadt verbrannt habe, und dass „in wenigen Tagen alle Hellenen in Morea vertilgt sein würden“. Der Mann kam aus Patras, abgesandt von „sehr bekannten Personen“, die den Belagerten „diese köstlichen Neuigkeiten“ verkünden ließen:

Gott aber wollte den Sieg der Gottlosen nicht, er hatte dem Panier des Kreuzes einen hohen Sieg vorbedacht; so sollte es geschehen und nicht anders.

Die ungläubigen Türken, diese halbwahren und halberdichteten Dinge vernehmend, stießen ein Freudengeheul aus, brachen den beschworenen Vertrag, machten einen Ausfall auf unsere Vorposten, höhnten uns von ihren Wällen herab und verkündigten uns unendliches Unheil, sagend: sie würden unsere Leichname den Hunden und Geiern zum Fraß geben.

Der fromme Erzbischof Germanos, begabt von Gott mit der Voraussicht und Gnade seines heiligen Priestertums, faßte nun den Entschluß, der Belagerung des neuen Jericho durch einen großen Streich ein Ende zu machen.

Dies zu erreichen, redete er die Wackern des Heeres an, die mehr als 30.000 an der Zahl waren, Messenier, Spartaner, Arkadier, Korinther, Argiver, Eläer, Achaier; denn alle Söhne des Peloponnesos waren in diesem Augenblick unter der Fahne des heiligen Kreuzes beisammen bei Tripolitsa. [...]: „Die Sache, für welche wir dastehen, ist die heilige des Glaubens, der Ehre und der Menschlichkeit. Zeigen wir der Christenheit, daß wir würdig sind unserer Vorfäter, daß Jahrhunderte der Knechtschaft, die über unsere Häupter hingeflossen, die edlen Gefühle nicht haben ersticken können, welche die Leonidas, die Philopömen, die Aratos auf uns herunter vererbt; sie starben für das Vaterland, aber unsterblich sind ihre Namen, wie der lebendige Gott es ist, der heute durch meinen Mund zu euch redet.“

Daraufhin schwuren alle Gehorsam, und der Sturm wurde für den folgenden Tag beschlossen. Am 5. Oktober in der Frühe hielt „der heilige Erzbischof“ eine Messe in einer kleinen verfallenen Kapelle, sodann nahmen alle Krieger an einem Festmahl teil. „Man aß und trank in Fülle“. Als aber der Erzbischof die Geister erhitzt sah, erhob er sich, das Kreuz in der Hand, und rief:

„Die Stunde, meine Brüder, ist gekommen; auf! der Sieg ist unser, ich schwöre es bei diesem hochverehrten Zeichen!“ Auf dieses Wort sinkt die ungeheure Menge wie ein schaumwallendes Meer nieder auf die Knie: Kyrie eleison! (Herr, erhöre uns!) ausrufend, empfängt den geistlichen Segen und erhebt sich. [...] Germanos, das Kreuz in der einen und den Säbel in der anderen Hand, dringt mit fliegendem Haar, gefolgt von der unendlichen Menge vor gegen das Nauplische (nach Napoli di Romania führende) Tor.²⁰ [...] In einem Augenwinken und in einer Wolke von Dampf und Staub ersteigt Germanos den Wall; die Christen springen mit ihm in die Stadt, es drängen mehr als 30.000 Mann sich in ihre Straßen hinein; man sucht, fordert die Geiseln – siehe, sie waren nicht mehr; die heiligen Erzbischöfe und Bischöfe waren hingewürgt worden. Nun kennt der Grimm der Hellenen keine Schranken mehr: 8000 waffentragende Türken fallen unter der Schärfe des Schwertes, 12 oder 13.000 andere von jedem Geschlecht und Alter erleiden dasselbe Loos.

Die Beute, die gemacht wurde, bestand aus „80 Millionen klingenden Geldes“, aus über 100 Kanonen und über 20.000 Gewehren sowie Kriegsvorräten von großem Wert. „Die heiligen Erzbischöfe und Bischöfe, die den Märtyrertod erlitten, waren an der Zahl sieben [...]; wir beweinen ferner 600 Geiseln, welche die Ungläubigen hingewürgt haben. Der Wackern Zahl, welche den siegbekrönten Tod im Sturme der Stadt gefunden, ist nicht über 300.“

Der „Amtsbericht der Hellenen“ in der *Allgemeinen Zeitung* vom 5. Januar 1822 war der längste und in der Detailbeschreibung ausführlichste Bericht, der bis dahin veröffentlicht wurde.²¹ Dennoch finden wir keine direkten Kommentare dazu in den Zeitungen. Nur der *Oesterreichische Beobachter* nimmt zweimal beiläufig Bezug darauf. In einem Artikel vom 11. Januar 1822 ist in einer Fußnote von einem „sogenannten ‚Hellenischen Amtsbericht‘“ die Rede, der in mehreren Zeitungen zu lesen sei und in dem die Zahl der Opfer auf 20.000 bis 21.000 geschätzt werde.²²

Am Tag darauf, dem 12. Januar, veröffentlicht der *Oesterreichische Beobachter* den Bericht eines Augenzeugen, dessen Aussagen allerdings „mit den Angaben des ‚Hellenischen Amtsberichts‘ gar sonderbar kontrastieren“.²³

20 Napoli di Romania ist der mittelalterliche (venezianische) Name der Stadt Nauplia (oder Naflion im heutigen Gebrauch).

21 Nach heutiger durch Computer erleichterter Zählung beläuft er sich auf etwa 1.150 Worte.

22 *ÖB* Nr. 11, 11. Januar 1822, Titelblatt (= S. 41), rechte Sp. Fußnote.

23 *ÖB* Nr. 12, 12. Januar 1822, Titelblatt (= S. 45).

D.h. der *Oesterreichische Beobachter* tut den Bericht über die Einnahme von Tripolitsa aus der *Allgemeinen Zeitung*, nicht ohne Ironie, als unecht ab. Seine beiden Artikel vom 11. und 12. Januar sind denn auch als eine Art Gegenstellungnahme zu verstehen.

Den Artikel vom 11. Januar auf der Titelseite unter der Rubrik „Osmanisches Reich“ stellt der *Oesterreichische Beobachter* mit dem Satz vor: „Der englische *Courier* drückt sich über die *die neuesten Vorfälle zu Tripolitsa* folgendermaßen aus:“ Der Artikel des *Courier*, der dann im Wortlaut folgt, bezieht sich zunächst auf die Übergabe von Navarino, bei der die Griechen die vereinbarte Kapitulation gebrochen und 3000 Menschen ermordet hätten. Der Redakteur spricht die Hoffnung aus, dass diese Nachrichten über die Grausamkeiten bei Navarino übertrieben seien. Hingegen komme das, was bei Tripolitsa vorgefallen sei, aus authentischen Quellen, die man nicht in Zweifel ziehen könne.²⁴

„Es war zwischen dem Bei von Maina [Petrobey Mavromichalis] und Colocotroni von Seiten der Belagerer mit den türkischen Autoritäten eine Kapitulation ausgehandelt und abgeschlossen worden.“ Daraufhin zogen in den nächsten Tagen viele türkische Familien mit Weibern und Kindern aus der Stadt und wurden in der Nähe des griechischen Lagers „freundschaftlich“ aufgenommen. Am dritten Tag aber nahm „plötzlich ein Teil der Armee ohne Schwierigkeit noch Widerstand, Besitz von einem der Stadttore und von der Zitadelle. Die aufgepflanzte griechische Fahne gab nun das Signal zu einem allgemeinen Sturm. Die ganze Nacht verging mit Plündern und Morden, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters.“

Am nächsten Tag wurden etwa 3000 Personen, hauptsächlich Weiber und Kinder, in einen Hohlweg geführt „und aufs grausamste geschlachtet“.

[Anm. der Redaktion:] „Der *Courier* findet die näheren Umstände dieses Blutbades zu grauenvoll, um sie bekannt zu machen. Wir [*Oesterreichischer Beobachter*] teilen ganz sein Gefühl, da wir diese schrecklichen Details ebenfalls kennen, und die Zeugnisse, worauf sie beruhen, von nicht zu bezweifelnder Glaubwürdigkeit sind.“

24 *ÖB* Nr. 11, 11. Januar 1822, Titelblatt (= S. 41). Ich gebe auch diesen Bericht in Zusammenfassung wieder, wobei ich wörtlich Zitiertes in Anführungsstriche setze.

„Das Gemetzel dauerte noch drei Tage fort. [...] Die sämtlichen in Tripolitsa umgekommenen Personen belaufen sich auf 8000.“²⁵ Der *Courier* teilt dann noch mit, dass es ihm „zum großen Vergnügen [gereiche], melden zu können“, der Briten Mr. Gordon, Chef des Generalstabes der Belagerungsarmee bei Tripolitsa, habe den griechischen Dienst verlassen, „an welchem seine eigene Ehre, und die Ehre seines Vaterlandes ihm nicht weiter Teil zu nehmen gestattet.“²⁶ Er habe eingesehen, dass alle seine Vorstellungen gegen die „beabsichtigte Verräterei“ [der Griechen an der vereinbarten Kapitulation] vergebens waren.

In der zweiten Hälfte des Artikels stimmt der *Courier* dann eine scharfe Polemik gegen die Revolutionäre in aller Welt an. Er betitelt sie als „Advokaten der Zerstörung“ oder als „Hohenpriester der Anarchie“, deren einziger Zweck es sei, „die bestehenden Grundlagen der politischen Ordnung in Europa zu untergraben“, die Monarchie zu verleumden, die Religion zu schmähen, „Widerstand, sobald er nach obenhin gerichtet ist, als Tugend zu preisen“ usw. Sie unterstützten die griechische Revolution nur um der Revolution willen, und da sie noch nicht die Kraft hätten, die christlichen Throne

25 Hierzu merkt der *ÖB*, wie schon erwähnt, an, dass die Zahl der Gemordeten in Tripolitsa in dem „sogenannten ‚Hellenischen Amtsbericht‘“ auf 20.000 bis 21.000 geschätzt werde.

26 Am 7. Januar 1822 hatte der *ÖB* (Nr. 7, Titelblatt I. Sp. oben) einen kurzen Absatz aus der *AAZ* vom 2. Januar wörtlich zitiert, der besagt, dass nach einem „sehr unverbürgten Gerücht aus Corfu“ der Befehlshaber von Tripolitsa *Sir Thomas Gordon* durch Gift umgebracht worden sei. Dieses Gerücht berichtigt der *ÖB* sogleich mit folgenden Angaben „aus sehr wohl verbürgter Quelle“: Mr. Thomas Gordon, ein schottischer Privatmann sei mit seinem beträchtlichen Vermögen und mit seiner Liebe zum klassischen Boden Griechenlands zu den Insurgenten in Morea gegangen und habe sich bald großes Ansehen verschafft. Er habe aber „gleich nach der Einnahme von Tripolitsa, von Abscheu gegen die unter seinen Augen vorgefallenen Gräuel durchdrungen, diese Stadt und den Peloponnes, und die Griechen und ihre Sache freiwillig verlassen“ und sei „auf der Insel Zante wohlbehalten angelangt“. Der *ÖB* fügt dann noch hinzu, dass wenn Gordon sich entschließen sollte, seine Erfahrungen in Griechenland öffentlich bekannt zu machen, „über den wahren Zustand der Dinge in jenen unglücklichen Ländern ein furchtbares Licht verbreitet werden“ würde. Gordon kehrte 1826 nach Griechenland zurück und diente etwa ein Jahr lang in kommandierender Stellung im Heer der Griechen. Gordons zweibändiges Werk *History of the Greek Revolution* erschien 1833 in London.

zu stürzen, so nähmen sie vorerst mit dem „Umsturz des osmanischen Thrones“ vorlieb.²⁷

„Zur Vervollständigung“ dieses Artikels aus dem *Courier* bringt der *Oesterreichische Beobachter* am folgenden Tag, dem 12. Januar, weitere Daten über die Einnahme von Tripolitsa. Sie stammten, wie er sagt, von einem „über allen Verdacht erhabenen Augenzeugen“ und stünden in merkwürdigem Kontrast zu dem „Hellenischen Amtsbericht“ aus der *Allgemeinen Zeitung*.²⁸

In dem Bericht sind zunächst sechs griechische Anführer des Belagerungsheeres namentlich genannt²⁹, die mit den Türken eine Kapitulation vereinbart hatten. Von den Türken, die vollkommen auf die Kapitulation vertrauten, zogen daraufhin Tausende aus der Stadt. Plötzlich habe man aber erfahren, dass Demetrius Ypsilantis und General Gordon Tripolitsa heimlich verlassen hatten. Von dem Augenblick an seien der Wortbruch der Griechen und alle folgenden Gräueltaten gewiss gewesen. Gleich am nächsten Tag habe ein Teil der Griechen, ohne die anderen zu informieren, eines der Stadttore und einen Turm erobert und seine Fahne aufgepflanzt. Daraufhin drangen die übrigen Belagerungstruppen, aus Angst, von den Plünderungen ausgeschlossen zu werden, von allen Seiten in die Stadt ein, „und jetzt eröffnete sich in und außerhalb der Mauern eine Reihe von Szenen, die vielleicht in der Geschichte der menschlichen Verruchtheit und Grausamkeit ohne Beispiel ist.“

Im folgenden Absatz wird noch einmal, wie im Artikel des *Courier* am Vortag, kurz die Geschichte von Mr. Gordon in Griechenland geschildert. Zum Schluss heißt es dann, dass „außer Mr. Gordon auch verschiedene französische Offiziere, die unter Ypsilanti Dienst genommen hatten, seit den Mordtaten zu Tripolitsa, abgetreten“ seien.

Die beiden Artikel aus dem *Oesterreichischen Beobachter* vom 11. und 12. Januar 1822 druckt die *Allgemeine Zeitung*, wortgetreu wie immer, am 17. und 18. Januar nach.³⁰ Am 21. Januar dann gibt die *Allgemeine Zeitung* unter der Rubrik „*Ionische Inseln*“ „ein Schreiben aus *Corfu* vom 3. Dez.“ aus dem französischen *Constitutionnel* wieder. Hierin tritt gleich eingangs

27 *ÖB* Nr. 11, 11. Jan. 1822, S. 41-42.

28 *ÖB* Nr. 12, 12. Jan. 1822, Titelblatt (=S. 45).

29 Der Erzbischof von Patras Germanos, der in dem „Amtsbericht der Hellenen“ die Hauptrolle spielt, ist nicht darunter.

30 *AAZ* Nr. 17, 17. Jan. 1822, S. 68. u. *AAZ* Nr. 18, 18. Jan. 1822, S. 71-72.

der Briefschreiber wilden Gerüchten über das unmenschliche Verhalten der Griechen entgegen, die besonders von den Engländern „geflissentlich ausgestreut“ würden, „um den Griechen die Achtung und Teilnahme der europäischen Nationen zu entziehen“. Auch nach der Eroberung Tripolitsas habe man „abermals über die scheußlichen Grausamkeiten der Griechen ein Geschrei erhoben“, und dies lasse sich am besten „durch folgende getreue Schilderung der dortigen Vorfälle“ widerlegen.³¹

Nach diesem Bericht, der eine dreivierteil Zeitungsspalte füllt, war eine Kapitulation abgeschlossen worden, die vorsah, dass die Türken sich innerhalb von vier Tagen ergeben würden. Da hörten diese aber, dass sich die türkische Flotte den Küsten Moreas näherte, kündigten die Kapitulation auf und ermordeten, „den Belagerern zum Hohn“, 80 Geiseln aus der hohen Geistlichkeit, Notabeln und Grundbesitzer. Die zahlreiche christliche Bevölkerung war schon während der Belagerung von den Muselmännern erschlagen worden.

„Infolge dieser barbarischen Tat“ mussten die Türken damit rechnen, dass die Griechen schreckliche Rache „wegen des vergossenen Blutes ihrer Brüder nehmen würden“. Darum setzten sie den Griechen den hartnäckigsten Widerstand entgegen, als diese unter der Führung von Panagiotos Kephalas die Stadt stürmten. Sie verschanzten sich in ihren Häusern und feuerten in „blinder Wut“ auf die Griechen. So blieb den Griechen nichts anderes übrig, als Feuer an die Häuser zu legen, wodurch die meisten Türken umkamen, „als Opfer nicht der Unbarmherzigkeit der Griechen, sondern ihrer eigenen fanatischen Hartnäckigkeit“. Zwei Tage wütete in der eroberten Stadt der Kampf, den nur wenige „türkische Streiter“ überlebten. „Die Kriegshäupter, welche sich den Siegern ergaben, wurden mit Menschlichkeit behandelt.“ Die übrig gebliebenen Muselmänner wurden nicht erwürgt, „wie die Engländer ausschrien“, sondern als Gefangene in die Festungen abgeführt. Der Bericht schließt folgendermaßen:

Die meisten türkischen Frauen kamen an der Seite ihrer Männer unter den Ruinen ihrer Häuser ums Leben. [...] Die Haremsfrauen der drei Paschas, die im Epirus sich schlagen, wurden der Gemahlin des Generals Kolokotronos [!], die übrigen anderen Frauen anvertraut, welche sich alle Mühe geben, ihnen das traurige Loos der Gefangenschaft zu mildern.

31 *AAZ* Nr. 21, 21. Jan. 1822, S. 84, rechte Sp.

III. Die Berichte über Tripolitsa im Vergleich

Mit dem Nachdruck des *Constitutionnel* in der *Allgemeinen Zeitung* vom 21. Januar 1822 war die „Diskussion“ in den beiden großen deutschsprachigen Zeitungen um das Thema Tripolitsa beendet. Wir sehen, dass die *Allgemeine Zeitung* ihrem Publikum im Januar 1822, d.h. drei volle Monate nach dem Kriegseignis, innerhalb von 16 Tagen vier verschiedene Berichte über die Eroberung dieser Stadt durch die Griechen lieferte. Die beiden Artikel, die sie aus dem *Oesterreichischen Beobachter* wiedergab, behandeln, wie übrigens alle vorherigen kürzeren Nachrichten in der österreichischen Zeitung, fast ausschließlich die durch die Griechen verübten Gräueltaten, die aufs schärfste verurteilt werden.

Der Artikel aus dem *Constitutionnel*, der französischen Zeitung, die bekanntermaßen eine griechenfreundliche Haltung einnahm, schildert die Ereignisse unter einem anderen Blickwinkel und versucht, das vorgefallene Gemetzel an den Türken als nicht von den Griechen beabsichtigt, sondern von den Türken provoziert hinzustellen. Einmalig ist die Behauptung, die am Schluss dieses Berichtes aus dem *Constitutionnel* steht, dass der Gemahlin von Kolokotronis und noch weiteren Griechinnen die Betreuung der gefangenen Türkinnen anvertraut worden sei.

Den ausgefallensten unter den vier Berichten stellt freilich der von der *Allgemeinen Zeitung* an erster Stelle, am 5. Januar 1822, veröffentlichte „Amtsbericht der Hellenen“ dar. Die Beschreibung der Umstände, von der Belagerung bis zur Einnahme der Stadt, geschieht aus der höheren Warte eines von den Griechen im Namen des Christentums geführten heiligen Krieges. Konkrete Einzelheiten über den Sturm auf die Stadt enthält der Bericht kaum. Als einzige Anführerpersönlichkeit ist der Erzbischof von Patras Germanos genannt. Er entscheidet den Sturm und spricht den 30.000 Kriegern Mut zu. In der Frühe des 5. Oktober hält er eine Messe ab und lädt seine Krieger zu einem Festmahl, das geradezu homerisch anmutet.

Die Überquerung der Mauern geschieht dann wie durch ein Wunder, Germanos „in einer Wolke von Dampf und Staub“ voran, und mehr als 30.000 folgen ihm nach. Als die Hellenen bemerken, dass alle ihre Geiseln ermordet sind, entbrennt ihre Wut, und es fallen 8000 türkische Krieger und 12.000 bis 13.000 andere Menschen unter ihrem Schwert. Die Beute an Geld und Kriegsvorräten ist reich. Von den Hellenen fielen nicht mehr als 300.

Der integrale Text des „Amtsberichts der Hellenen“, den der *Oesterreichische Beobachter* sogleich als unecht abtat, findet sich wenig später noch

einmal an anderer Stelle wieder, und zwar in einem Buch, das 1822 in Leipzig bei Hartmann unter dem Titel erschien: *Gustav Feldham's Kreuz- und Querzüge oder Abenteuer eines Freiwilligen, der mit dem General Normann nach Griechenland zog*. Dieses Buch gibt sich als ein auf zwei langen Briefen beruhender Erlebnisbericht eines freiwilligen Kämpfers aus, der noch in Griechenland weilte. Von den Zeitgenossen wurde es aber sehr bald als fingierter Augenzeugenbericht entlarvt. In Wirklichkeit handelt es sich weitgehend um eine Kompilation von Auszügen aus älterer Reiseliteratur sowie aktuellen Zeitungsberichten über Griechenland. Drei Passagen sind nachweislich aus der *Allgemeinen Zeitung* übernommen, darunter eben auch, im vollen Wortlaut, der „Amtsbericht der Hellenen“. Zweck dieser Memoirenfälschung war es, die vehemente griechenfreundliche Stimmung in Deutschland aufrecht zu erhalten, besonders im zweiten Halbjahr 1822, nachdem in der Schlacht von Peta im Juli viele Freiwillige gefallen waren, und als auch schon die ersten Griechenlandfahrer zurückkehrten und von dort Ernüchterndes berichteten.³²

Genau dasselbe Motiv, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, lag unserem „Amtsbericht der Hellenen“ in der *Allgemeinen Zeitung* vom Anfang des Jahres 1822 zugrunde. Der Krieg der Griechen gegen die Türken ist hier so dargestellt, wie ihn sich die für die Griechen und Griechenlands

32 In den ersten Jahren des griechischen Freiheitskampfes, 1821-1822, zogen ca. 250 deutsche Freiwillige nach Griechenland, um die Griechen gegen die Türken zu unterstützen. Ausführlich darüber, siehe das Kapitel „Die Freiwilligenexpeditionen“ in meinem Buch: Quack-Eustathiades. *Der deutsche Philhellenismus* (wie Anm. 3). S. 55-89. Dasselbe Thema in Zusammenfassung gebe ich in der Broschüre: Regine Quack-Manoussakis. *Die deutschen Freiwilligen im griechischen Freiheitskampf von 1821*. Otto-König-von-Griechenland-Museum der Gemeinde Ottobrunn. Jahressgabe 2003. Diese Broschüre ist auch vollständig im Internet abrufbar: <http://www.miti3000.it/mito/varie/philhellenismus.htm>. Unter den Heimkehrern veröffentlichten etwa 25 Männer Tagebücher oder Memoiren über ihre Erfahrungen. *Gustav Feldham's Kreuz- und Querzüge* ist eines der ersten unter diesen Tagebüchern. In einem eigenen Kapitel in meinem oben erwähnten Buch (S. 95-103) weise ich im Detail nach, dass es sich um eine Memoirenfälschung handelt und frage nach den zugrundeliegenden Motiven. Dass der Verfasser dieses Buches möglicherweise mit dem Verfasser der sogenannten „Amtsberichts der Hellenen“ in der *Allgemeinen Zeitung* identisch ist, kann ich nur als vage Vermutung aussprechen, beweisen kann ich dies nicht.

Freiheit schwärmenden Philhellenen in Deutschland wünschten: als ein Krieg des Christentums gegen den Mohammedanismus, ein Krieg der Zivilisation gegen die Barbarei, ein Krieg für die Freiheit gegen den Despotismus. Für sie war es außerordentlich schwierig, Gräueltaten, die von christlichen Griechen an den türkischen Feinden verübt wurden, noch dazu in so extremem Ausmaß, wie das in Tripolitsa geschehen war, zu begreifen oder gar zu entschuldigen.

Das lange Zögern der Zeitungen, Genaueres über die Eroberung Tripolitsas mitzuteilen, mag auch damit zusammengehangen haben. Dass nun aber ausgerechnet die *Allgemeine Zeitung*, der Jean Dimakis vornehmlich im Hinblick auf das Verantwortungsbewusstsein bei der Nachrichtenübermittlung den ersten Platz unter allen Presseorganen der Zeit einräumt, ihre Kolumnen für einen ‚getürkten‘ Bericht über das bedeutende Kriegsereignis öffnet, ist nichts weniger als verwunderlich.³³

Hinsichtlich der Kriegsberichterstattung über Griechenland in den deutschen Zeitungen könnte man zum Schluss noch kurz auf Chios als Gegenbeispiel hinweisen. Diese Insel wurde ein halbes Jahr nach Tripolitsa, im April 1822, auf den Verdacht hin, dass sie sich den Aufständischen anschließen wolle, von den Türken überfallen, wobei ein großer Teil der Bevölkerung, etwa 30.000 Menschen, umkamen bzw. in die Sklaverei verschleppt wurden. Die Katastrophe von Chios rief in Westeuropa großes Entsetzen und einen Sturm der Entrüstung hervor. Neben den Zeitungsberichten über den Untergang der blühenden Insel entstanden zahlreiche Gedichte, in denen das tragische Ereignis beklagt und der kurz darauf erfolgte Vergeltungsschlag der Griechen gegen das Admiralschiff der türkischen Flotte gefeiert wurden.³⁴

33 Jean Dimakis. „Le mouvement philhellénique et la presse allemande“. *„Philhelleniques“*. (wie Anm. 5.). S. 180.

34 Irmgard Scheitler betont in ihrer aufschlussreichen Studie zu Recht, dass Gedichte über ein bestimmtes Kriegsereignis die Teilnahme der philhellenisch gesonnenen Öffentlichkeit immer noch viel stärker erregten als die zeitlich vorangehenden Zeitungsberichte. Irmgard Scheitler. „Deutsche Philhellenenlyrik. Dichter, Veröffentlichungsformen, Motive“. *Ausdrucksformen des europäischen und internationalen Philhellenismus vom 17.-19. Jahrhundert*. Hg. Evangelos Konstantinou. (Philhellenische Studien Band 13) Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2007. S. 69-82, hier S. 71. Die Sammlung von Lambros Mygdalis. *Der deutschsprachige Philhellenismus durch die Poesie* (Bd.3, Thessaloniki: Kyromanos, 2004) enthält zehn Gedichte über Chios. So verdienstvoll die Arbeit von Mygdalis ist, die Gedichte zum griechischen Freiheitskampf zusammengetragen

Über Jahrhunderte verewigt wurde das *Massaker von Chios* in dem so benannten monumentalen Gemälde von Eugène Delacroix, das im August 1824 zum ersten Mal auf der alljährlichen großen Gemäldeausstellung im Pariser Louvre gezeigt wurde, dann von König Charles X. für das Musée Royal erworben wurde und seit 1878 bis heute im Louvre hängt.³⁵ Über den bedeutenden Sieg der Griechen gleich im ersten Revolutionsjahr, die Eroberung der Hauptstadt der Peloponnes, Tripolitsa, gibt es in der westeuropäischen Literatur keine Gedichte, und es gibt auch keine Gemälde. Und sogar in den griechischen Schulbüchern übergeht man bis heute dieses wichtige Ereignis eher mit Stillschweigen.

IV. Schlussfolgerungen

Aus der vorangehenden Textanalyse kann man, so meine ich, folgende Schlüsse ziehen: Verschiedene Zeitungen berichteten unterschiedlich über ein und dasselbe Kriegsereignis. Ausschlaggebend war offenbar in erster Linie die ideologische Ausrichtung der Zeitung. Der *Oesterreichische Beobachter*, als offizielles Organ der österreichischen Regierung, die unter Metternich allen revolutionären Bewegungen und insbesondere auch dem griechischen Aufstand gegen die Türken feindlich gegenüberstand, stellte die Ereignisse ausschließlich unter ihrem, den Griechen ungünstigen, Aspekt dar. Im Hinblick auf die Eroberung Tripolitsas beschränkte er sich weitestgehend auf die Darstellung der vorgefallenen Gräuel. Nur zuweilen druckte er Artikel aus anderen Zeitungen nach, wie z.B. dem englischen *Courier* oder dem *Spettateur Oriental* aus Smyrna, weil diese Zeitungen dieselbe griechenfeindliche Richtung vertraten. Auf die zweite große deutschsprachige Zeitung, die *Allgemeine Zeitung*, bezog sich der *Oesterreichische Beobachter* nur, wenn es

und auch dem griechischen Publikum durch seine Übersetzungen zugänglich gemacht zu haben, so muss doch leider bemerkt werden, dass seine kurze historische Einleitung über die Entstehung der philhellenischen Bewegung mehrfach völlig unhaltbare Aussagen enthält.

35 Vgl. Jean Dimakis, „Le mouvement philhellénique et la presse allemande“. „*Philhelléniques*“ (wie Anm. 5), S. 63. Vgl. auch die interessante Studie der Kunsthistorikerin Ekaterini Kepetzi: „Delacroix' *Massaker von Chios* und die Rezeption des griechischen Freiheitskampfes in der französischen Malerei der 1820er Jahre“. *Hellenika. Jahrbuch für griechische Kultur und deutsch-griechische Beziehungen*. Neue Folge 1, Münster 2006. S. 27-51.

galt, Seitenhiebe gegen diese auszuteilen, wie wir im Vorhergehenden gesehen haben.

Eine andere Haltung nahm die von Cotta in Augsburg herausgegebene *Allgemeine Zeitung* ein. Außer ihrer eigenen Nachrichtengebung druckte sie Artikel aus Zeitungen verschiedener Couleur nach, wenn sich die darin vertretenen Meinungen auch oft im krassen Widerspruch zueinander befanden. Damit verfolgte Cotta sicher den Zweck der ideologischen Offenheit und einer liberalen Meinungsvielfalt, d.h. einer angestrebten Objektivität der Berichterstattung. Dass die Tendenz der *Allgemeinen Zeitung*, im Gegensatz zum *Oesterreichischen Beobachter*, überwiegend griechenfreundlich war, steht außer Zweifel. Trotzdem ist es nicht leicht verständlich, warum diese Zeitung, bei all ihrem Anspruch auf Objektivität und Zuverlässigkeit, zu dem unlauteren Mittel einer Fälschung griff und ihrem Publikum anstelle von Information einen von Anfang bis Ende erfundenen Phantasiebericht über die Einnahme Tripolitsas präsentierte, sei es auch nur, um den kämpfenden Griechen damit einen Freundschaftsdienst zu erweisen.

In der heutigen Zeit der weltweiten Telekommunikation verbreiten sich Nachrichten mit unglaublicher Geschwindigkeit über den ganzen Erdball. Dieser so sehr erleichterte Zugang zu Informationen aller Art trägt aber nicht unbedingt zur Klärung bei, sondern stiftet oft Verwirrung, vor allem aufgrund der unüberschaubaren Masse von Informationen. Auch für den heutigen Berichtersteller wird Objektivität als angestrebtes Ziel schwerlich je erreichbar sein. Die subjektive Sichtweise des Journalisten, die ideologische Einstellung der Zeitung bzw. des betreffenden Informationsmediums werden immer eine wichtige Rolle spielen. Dasselbe gilt mitunter auch für größere Kollektive, handele es sich dabei um eine ganze Nation, eine bestimmte Berufsgruppe oder anderes mehr. Diesbezüglich möchte ich zum Schluss nur ein Beispiel aus der jüngsten Geschichte anführen. Im Kosovokrieg 1998/99 hatte sich der österreichische Schriftsteller Peter Handke mit seiner Fürsprache zugunsten des *serbischen* Volkes gegen einen Ansturm von Protesten und Anschuldigungen, besonders von Seiten *deutscher* Schriftsteller, Journalisten und Politiker, zur Wehr zu setzen. Zu jener Zeit verfolgte ich im *griechischen* Fernsehen eine Gesprächsrunde mit fünf oder sechs Teilnehmern zum selben Thema, wobei der einzige Journalist, der auch nur andeutungsweise von Rechten des *albanischen* Volkes sprach, von allen anderen quasi niedergeschrien wurde.

Silke vom Berg (Hamburg)

„Bis zertreten die Türken – bis erschienen wir werth
unseres Ursprungs“

Identität und Alterität in der Lyrik der griechischen Befreiungskriege
1821 bis 1829

Als sich das griechische Volk in den Jahren 1821 bis 1829 gegen die Oberherrschaft der Osmanen aufwirft, verfolgen die Völker Europas das Geschehen mit Wohlwollen, ja mit Begeisterung. Auch hierzulande löst die *Epanástasis* enthusiastische Reaktionen aus. Sie entladen sich in einer lebhaften Publikationskultur, an der Gedichte einen ausgeprägten Anteil haben: „Wollte man sie sammeln, so ergäbe sich ein stattlicher Band“¹, spielt 1994 Irmgard Scheitler auf das lyrische Volumen des Jahrzehnts an. Mit dem 2005 erschienen *Corpus Philhellenische Gedichte des deutschsprachigen Raums*, zusammengetragen und herausgegeben von Michael Busse, liegt nun eine solche rund 670 Gedichte, Balladen und Lieder umfassende Sammlung vor.

Die Fülle mag nicht nur angesichts der thematischen Engführung auf das historische Ereignis verwundern, sondern auch hinsichtlich der zeitgenössischen Beliebtheit des künstlerischen Klein-Formats. Der vorliegende Beitrag nähert sich diesen Phänomenen auf den Pfaden philhellenischer² Selbst- und Fremdbilder. Letztere figurieren in der Lyrik der Philhellenen vornehmlich als Orientalen und Türken, welche in auffälliger Häufung als Kannibalen, Dämonen und Kindsmörder verunglimpft und entmenschlicht werden. Hingegen hebt sich das zu verteidigende ‚Selbst‘, repräsentiert durch Deutsche, Philhellenen, Hellenen und Neugriechen, als edel, tugendhaft und heldenmütig ab. Der vorliegende Beitrag soll jedoch nicht erneut dazu beitragen, dichotome Freund-Feindbilder figurativ und motivisch zu unterfüttern – das Material böte hierfür schier endlose Möglichkeiten –, sondern er

1 Irmgard Scheitler. „Griechenlyrik (1821-1828). Literatur zwischen Ideal und Realität“. *Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft. Forum für die Erforschung von Romantik und Vormärz*. Hg. Uwe Lemm/Walter Schmitz. Bd. 6/7. Berlin: Saint Albin, 1994/95. S. 188-234, hier S. 190.

2 *Philhellene*: wörtl. ‚Liebhaber der Griechen‘, abgeleitet vom griech. Adj. Φιλῆλλῆν/philhállēn.

richtet sein Augenmerk auf Knotenpunkte, in denen historische und zeitgenössische Diskurse zusammenlaufen und eine innerdeutsche Gemengelage in Relation zu ethnisch-kulturellen Konzepten tritt.

Das ‚Eigene‘ in der philhellenischen Lyrik gründet auf einer geistigen Verbundenheit mit der griechischen Antike, die seit der klassischen Epoche im 18. Jahrhundert zur Implikation deutschen Selbstverständnisses geworden ist. Die Entstehungsgeschichte dieser (einseitig) aufgebauten und in den ideologischen Klammern von Humanismus und Aufklärung gediehenen Vertrautheit vollzieht sich im Windschatten einer gegenläufigen und realpolitisch gelebten Beziehung des Landes zu seinem direkten Nachbarn Frankreich. Die Brennpunkte der schwierigen deutsch-französischen Beziehungen gravieren die Selbst- und Fremdbilder philhellenischer Lyriker ebenso wie prekäre Verhältnisse im Inland, die sich unmittelbar aus den napoleonischen Kriegen ergeben – der ‚eigene‘ Befreiungskrieg ist erst seit wenigen Jahren vorüber und noch lange nicht Geschichte. Diese Facette deutscher Identifizierung zeigt, dass die Verflechtung antiker, neugriechischer und deutscher Entitäten auf Funktionen der Gegenwartsbewältigung fokussiert. Dabei verspricht die (lyrische) Artikulation griechisch-deutscher Selbstversprechen die Heilung einer frisch verwundeten Nachkriegspsyche.

Unter den Publikationen, die sich der Alterität in der philhellenischen Dichtung widmen, sind Irmgard Scheitlers Aufsatz *Griechenlyrik* und Andrea Polascheggs Monographie *Der andere Orientalismus* hervorzuheben. Jene setzt dankenswerte Impulse im Horizont historischer Motivkomplexe, diese filtert aus kongenialen Interpretationen einzelner Gedichte grundlegende Paradigmen philhellenischer Fremdbilder.³ Beide Autorinnen stanzen Schablonen aus Ressentiments, die – grob verkürzt – auf die ‚Türkengefahr‘ der Frühen Neuzeit sowie die Orientalismuswelle des 18. Jahrhunderts rekurren. Diesen frühneuzeitlichen Alteritätsmustern wird Rechnung zu tragen sein, da sie zweifelsfrei den Grundtenor des Corpus und das motivisch-symbolische Repertoire für eine philhellenische Abgrenzung gegen ‚das Osmanische‘ bestimmen.

Neben den zentralen Semantiken von Freund und Feind sind im Corpus interessante intentionale Abweichungen zu bemerken, die sich abseits eindimensionaler Schnittmuster des ‚wir‘ und ‚ihr‘ bewegen. Sie weisen darauf

3 Vgl. Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 1). S. 203-214; Andrea Polaschegg. *Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert*. Berlin/New York: de Gruyter, 2005, hier bes. S. 232-263.

hin, dass die einstige Orientbegeisterung in der Lyrik der Philhellenen virulent bleibt. Jene Autoren, die sich dem herkömmlichen Feindbildschema verweigern, sind Akteure des zeitgeschichtlichen Diskurses, die – wenn auch in verschwindender Minderheit – den wirklichkeitsfernen und menschenverachtenden Kern des Vorurteils freilegen. Die Bewusstheit von der Stereotypie philhellenischer Identitäts- und Alteritätsmodelle wird endgültig in solchen Gedichten evident, die mit tradierten Formeln ein Vexierspiel treiben. Sie legen nah, dass sich hinter philhellenischen Verehrungs- und Desavouierungstraditionen nicht unbedingt der unerschütterliche Glaube an historische Kontinuen und der Wunsch nach mytho-kultureller Selbstverortung verbergen, sondern Werkzeuge in der Hand tagespolitischer Strategen. Daher steht am Ende dieses Beitrags die Frage nach den Effekten philhellenischer Selbst- und Fremdbilder auf ein deutsches Selbstverhältnis im Übergang zur Moderne.

I. Das ‚Eigene‘ im Feind

Innerhalb der postrenaissantischen Wiederbelebung der Antike im 18. Jahrhundert lässt sich eine spezifisch deutsche Altertumsauffassung ausmachen, die als sinnstiftende epochale Tendenz auf das Selbst- und Griechenbild der Deutschen einwirkt und wesentlich aus der Abgrenzung gegen das aufrührerische Frankreich resultiert: Während die revolutionären Kräfte des Nachbarlandes den Formenschatz des republikanischen Rom vereinnahmten, keimt in Deutschland parallel zu einer eher verhaltenen Kritik am monarchischen Herrschaftssystem Sympathie für die griechische Antike auf – nicht zuletzt befördert durch Schriften Johann Joachim Winckelmanns.⁴ Die

4 Vgl. Hans Kloft. „Antikenrezeption und Klassizismus. Ästhetische und politische Überlegungen“. *Klassizismus in Bremen. Formen bürgerlicher Kultur*. Jahrbuch 1993/94. Hg. Wittheit zu Bremen. Bremen: Hauschild, 1994. S. 17-23, hier S. 18; Manfred Fuhrmann. *Brechungen. Wirkungsgeschichtliche Studien zur antik-europäischen Bildungstradition*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1982, hier S. 135; Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 1). S. 212. Mit dem Topos der „edlen Einfalt und stillen Größe“ hebt Winckelmann die griechische Kunst auf den Sockel geistiger Erhabenheit, womit er eine Abgrenzung von opulenten Barock- und absolutistischen Herrschaftsformen arrangiert, die als spezifisch *französisch* gelten; vgl. Erika Simon. „Der Philhellenismus des Johann Joachim Winckelmann“. *Ausdrucksformen des europäischen und internationalen Philhellenismus*

Fokussierung des deutschen Bürgertums auf die Errichtung einer ‚Kultur-nation‘ nach griechisch-antikem Vorbild erscheint erst recht erstrebenswert, umso mehr die soziale Revolution in Frankreich voranschreitet. Die Zeit der *grande terreur*, die als brutaler Akt bourgeoiser Machtdemonstration in das Bewusstsein der Deutschen dringt, forciert den Rückzug auf die Kulturstaatsidee im feudalistischen Deutschland. Die ‚Kultur-nation‘ bedeutet eine Absage an die Ideen sozialen Umsturzes, erstickt demokratisierende Ambitionen und stellt den aufrührerischen Geist durch die Schule der Ästhetik und des Humanismus ruhig.⁵

Die deutsche Abneigung gegen Frankreich gipfelt Ende des 18. Jahrhunderts in den napoleonischen Eroberungszügen. Mit der Niederlage Preußens 1806 tilgt der expansionswütige Nachbar die letzten Reste des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation von der politischen Landkarte. In den Folgejahren dieses Debakels bietet sich die Idee der Kultur-nation unter dem Druck der Besatzung erneut als Hort der Zuflucht an.⁶ Als mit der Völkerschlacht zu Leipzig 1813 endlich die Befreiung vom „selbsternannten Rom-Nachfolger Frankreich“⁷ gelingt, beweist sich die Erhabenheit der deutsch-griechischen Konstellation über das kombinierte römisch-französische Feindbild.

Mit den griechischen Unabhängigkeitskriegen flackert plötzlich, nur wenige Jahre nach Leipzig und Waterloo, ein *Déjà-vu* auf: Der alte Feind Frankreich leuchtet im Widerschein der deutschen Befreiungskriege nach und überblendet den aktuellen Gegner Griechenlands. In der Lyrik der Philhellenen trifft Frankreich, das sich expansiv wie das imperialistische Rom

vom 17.-19. Jahrhundert. Hg. Evangelos Konstantinou. Frankfurt a. M./Berlin/Wien: Lang, 2007. S. 51-59, hier S. 57.

- 5 Vgl. Felix Saure. „...Das ganze Reich der Ideen: Karl Friedrich Schinkels Geschichtsphilosophie zwischen Wilhelm von Humboldts Antikebild und Fichtes Freiheitsmetaphysik“. *Berichte und Abhandlungen*. Hg. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Bd. 10. Berlin: Akademie, 2006. S. 307-324, hier S. 323.
- 6 Die Bündelung kulturell-geistiger Kräfte im Kulturstaat hebt auf eine Erstar-kung des politisch geschwächten Landes an, das vermöge seiner ‚moralischen Macht‘ von der militärischen Niederlage regenerieren soll; vgl. Wilhelm von Humboldt. „Schriften zur Politik und zum Bildungswesen“. Ders.: *Werke in fünf Bänden*. Bd. IV. Hg. Andreas Flitner/Klaus Giel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1964. S. 300.
- 7 Saure. „Das ganze Reich“ (wie Anm. 5). S. 322.

geriert, auf ein Äquivalent seiner gewaltbereiten Herrschsucht: das Osmanische Reich. Die Kopplung Frankreich – Osmanisches Reich ist nicht neu: Im 16. Jahrhundert, kurz nachdem Habsburger die Stellung Wien verteidigen und eine türkische Invasion in Mitteleuropa eben noch verhindert haben, handelt Frankreich mit den Osmanen Seewege und Handelsrouten im Mittelmeerraum aus.⁸ Seither steht die Verbindung als Emblem doppelten Unheils über den Türkenkriegen. Die Ersetzung der Osmanen durch die Franzosen erscheint auch angesichts der Parallelen zwischen den jüngsten europäischen Kriegsereignissen nicht abenteuerlich: Wir und die Griechen widersetzen uns aus einer geschwächten Position heraus dem übermächtigen Aggressor Frankreich/Osmanisches Reich. Exemplarisch für die Neufixierung von Deutungstraditionen an das historische Ereignis des griechischen Unabhängigkeitskrieges mag das Gedicht *An Hellas* Ludwigs I. stehen, das Rom, Frankreich und Osmanenreich zu einer multiplen Alteritätsfiguration verschneidet:

Wo gebietend fremde Waffen tönen,
Wird Selbstständigkeit nicht hergestellt,
Und der Gallier muß dem Franken fröhnen,
Wenn das Römer=Joch durch diesen fällt;
Freyheit wird vom Fremden nur verhöhnet,
Den allein, der sie errang, sie krönet,
Blos das Eigene ist von Bestand. [...]

Frey muß sich das Freye selbst gestalten,
Eigner Kraft entkeimt die grüne Saat;
Durch den Kampfplatz feindlicher Gewalten
Geht zum Freyheitstempel nur der Pfad.
Nicht dem Korsen durft' der Ruhm gebühren,
Dich aus deiner Slavery zu führen,
Hellas, hätt' in neue dich gebannt.⁹

8 Zum französisch-osmanischen Vertrag von 1536 vgl. Josef Matuz. *Das Osmanische Reich. Grundlinien seiner Geschichte*. 3. Aufl. Darmstadt: Primus, 1996. S. 122.

9 Ludwig I. „An Hellas“. *Corpus I. Philhellenische Gedichte des deutschsprachigen Raumes zum Freiheitskampf der Griechen von 1821*. Hg. Michael Busse. Oldenburg: Isernsee, 2006. (CI). S. 425-428.

Ludwig I. wirft in den obigen Strophen seines Gedichts *An Hellas* einen globalen Blick auf die Lage unterdrückter Völker, die ihre „Selbstständigkeit“ vor „fremden Waffen“ strecken müssen. Diese stehen als *pars pro toto* zunächst allgemein für die Heergewalten von Invasoren, werden aber in den Folgeversen zu jenen Römern resp. Franzosen konkretisiert, die im Altertum keltische Stämme unterwerfen. In der Position Galliens findet sich der Deutsche problemlos wieder, schließlich sind es zunächst das römische, später das französische Imperium, die eine deutsche Autonomie über Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg vereiteln. Das Verhältnis Gallien – Deutschland gegen Rom – Frankreich lässt sich in seiner David-und-Goliath-Aufstellung auf die griechische Situation übertragen. Mit der personellen Besetzung *Napoleon*, der mit einer gewissen Herablassung metonymisch durch den Ort seiner Herkunft ersetzt wird, erhält der Gegner die scharfe Kontur der jüngsten Vergangenheit. Die Retrospektive auf den deutschen Befreiungskrieg macht gewiss, dass von Napoleon keine Gefahr mehr für Europa ausgeht, also auch nicht für Griechenland. Als prototypischer Aggressor und selbsternannter Imperator in Zeiten des deutschen Befreiungskriegs lässt sich Napoleon aber als „vordringender Römer des französischen Kaiserreichs“¹⁰ in die kollektive Imago vom griechischen Feind einarbeiten. Obwohl „der Türke“ erst in der letzten von neun Strophen namentlich erwähnt wird, nimmt er als Gegner der um ihre Unabhängigkeit ringenden Griechen den Vorstellungsraum des Rezipienten von Beginn an ein. Der gemeinsame Nenner von militärischer Übermacht, Expansionismus und Imperialismus lässt das In-eins-Setzen von Türken, Franzosen und Römern aufgehen. Mit dem erweiterten Feindblick erhält der wahre Feind der Griechen, der Türke, einen kräftigen *sidekick*. Die deutsche Kriegsvorgeschichte wird als ‚Erfahrungsmodul‘ in das philhellenischen Fremdbild eingebaut.

10 Norbert Miller. „Winckelmann und der Griechenstreit. Überlegungen zur Historisierung der Antiken-Anschauung im 18. Jahrhundert“. *Johann Joachim Winckelmann 1717-1768*. Hg. Thomas W. Gaethgens. Hamburg: Meiner, 1986. S. 239-264. S. 241; vgl. auch Saure. „Das ganze Reich“ (wie Anm. 5). S. 322.

II. Freiheit und Brüderlichkeit

Für jene Völker, die sich den Imperien Rom, Frankreich und Osmanenreich beugen müssen, gibt die philhellenischen Lyrik die allgegenwärtige Gegenparole ‚Freiheit‘ aus. So ruft Ludwig I. in seinem obigen Gedicht *An Hellas* Griechenland zur Rückeroberung einer Freiheit auf, die deutlich als die *eigene* markiert ist: Die griechische Freiheit, die nur auf dem „Kampfplatz feindlicher Gewalten“ entschieden werden kann, meint die deutsche Freiheit, verlustreich zurückerobert auf dem Schlachtfeld zu Leipzig, mit.¹¹ Vor dieser Analogie nimmt der inflationäre Gebrauch des Freiheitsbegriffs in der philhellenischen Lyrik nicht wunder. Er bietet sich als Identifikationsfolie schon aufgrund des gemeinsamen Kriegsziels ‚Befreiung‘ von der jeweiligen Okkupationsmacht Frankreich bzw. Osmanisches Reich an. Auch der gegenwärtige Zustand der Unfreiheit, der sowohl das (noch) unterdrückte Griechenland als auch das repressive Restaurationsdeutschland beherrscht (wenn auch in einer völlig anderen Spielart), verleitet zu einer Gleichstellung. Die rückschrittlich-konservative Orientierung des Deutschen Bundes, die in strengen Zensusbedingungen und der Konsolidierung feudaler Strukturen spürbar wird, relativiert die gegen Frankreich hart erkämpfte Freiheit und erstickt die Hoffnungen auf politischen Windwechsel. Mit der *Freiheit* greifen philhellenische Lyriker ein Schlagwort der Aufklärung auf, das in der Realität des öffentlichen Diskurses einem heiklen Einwand gleichkäme, in

11 Die Austauschbarkeit der deutschen mit der griechischen Situation wird im Vergleich der obigen Verse mit jenen deutlich, die Ludwig I. im März 1807 infolge der deutschen Niederlagen gegen Frankreich abfasst: „Auf ihr Teutschen!, auf, und sprengt die Ketten, / Die ein Corse euch hat angelegt! / Eure Freyheit könnet ihr noch retten, / [...] Für die Unabhängigkeit Vereine / Hatte es [Deutschland] nicht Willen, Kräfte keine, / Da noch für Selbständigkeit es rang“; Ludwig I. *Gedichte Ludwigs des Ersten, Königs von Bayern*. Th. 1. München: Cotta, 1829. S. 46. Hier ist es also Deutschland, dort Griechenland, das sich vom „Corse“ befreit und um seine „Freyheit“ und „Selbständigkeit“ ringt. Im Corpus philhellenischer Lyrik ziehen Reminiszenzen an den deutschen Befreiungskrieg in das Feld emotionaler Mobilmachung: Die Erinnerung an gefallene Deutsche weckt Rachlust und Revolutionsbereitschaft, während napoleonische Truppen das osmanische Feindbild verstärken; vgl. z.B. Helwig. „Den weinenden Müttern“. *CI* (wie Anm. 9). S. 332f.; Haugwitz. „Ipsara“. *V.2. CI*. S. 1313; Brun. „Germanien und Hellas“. *V. 14, 15, 19. CI*. S. 107.

der Übertragung auf die griechische Situation jedoch als ausreichend verschleiertes Wünschen überlebt.

Ludwig I. spricht das Land der Griechen in seinem Gedicht *An Hellas* mit der Vertraulichkeit der 2. Person an und suggeriert eine Begegnung auf Augenhöhe: Mit dem Ethnikon wird der Anschein der intimen Ansprache eines Subjekts bei seinem Vornamen erweckt, während es gleichzeitig kenntlich macht, dass ein ganzes Volk gemeint ist. Die Metaphorik philhellenischer Lyrik ist von Konstruktionen persönlicher Beziehungen zu Griechenland und seinem Volk durchdrungen. Dabei spricht die Lyrik von einer familiären und intimen Verbundenheit zwischen Philhellenen und Griechen.¹² Der übertragene Gebrauch von Verwandtschaftsbeziehungen operiert dabei auf einer emotionalen Ebene nativer Zugehörigkeit, die mit der Unumstößlichkeit des naturgegebenen Zustandes eine Identifikation mit nationalen und gesellschaftlichen Entitäten stabilisiert. In der Tradition identitätsstiftender Topoi der Blutsverwandtschaft stehen die philhellenischen Wendungen von der *Mutter Hellas* und dem griechischen *Brudervolk*.¹³

Die Auffassung von den Neugriechen als *Brudervolk* der Deutschen wird von philhellenischen Lyrikern variantenreich besungen: „Es lebe Bruderliebe [...] Und Gleichheit lebe ewig“¹⁴ drückt die überzeitliche Gültigkeit deutsch-griechischer Verbundenheit und Similarität aus, „Von ganzem Herzen meinen Bruderkuß“¹⁵ beschreibt eine physische Ausdrucksform der Bruderliebe, „Durch ihr Brüder! Durch ihr Brüder! Durch!“¹⁶ ruft zu Kampfhandlungen

-
- 12 Damit bedient sich Ludwig I. einer alten Strategie der Annäherung, denn die Übersetzung kultureller und politischer Beziehungen in Biologismen und Verwandtschaftsgrade ist als sinnbildliches Verfahren bereits in Mythen präsent; vgl. Alexander Demandt. *Metaphern für Geschichte. Sprachbilder und Gleichnisse im historisch-politischen Denken*. München: Beck, 1978. S. 28f. Zur kulturellen deutsch-griechischen Intimität im Philhellenismus vgl. Constanze Güthenke. „Griechische Liebe. Philhellenismus und kulturelle Intimität“. *Graecomania. Der europäische Philhellenismus*. Hg. Gilbert Heß/Elena Agazzi/Elisabeth Décultot. Berlin/New York: de Gruyter, 2009. S. 219-234. S. 219ff.
- 13 Vgl. die Gedichte Anonym. „An Preußen“. *CI* (wie Anm. 9). S. 4f.; Müller. „Hellas und die Welt“. *CI*. S. 97ff.; Brun. „Germanien und Hellas“. *CI*. S. 106f.
- 14 Anonym. „Der Triumph des Kreuzes“. V. 6, 8. *CI* (wie Anm. 9). S. 9.
- 15 Bork. „An die Freiheitskämpfer“. V. 4. *CI* (wie Anm. 9). S. 77f.
- 16 Müller. „Das neue Missolunghi“. V. 1. *Corpus II. Philhellenische Gedichte des deutschsprachigen Raumes zum Freiheitskampf der Griechen von 1821*. Hg. Michael Busse. Oldenburg: Isernsee, 2006. (*CII*). S. 101f.

auf, die vom deutschen Bruder mitgetragen werden (wenn auch nur auf der Gefechtslinie tief empfundenen Mitgeföhls).¹⁷ *Brüderlichkeit* wird erst mit der Französischen Revolution zu einem Gemeinplatz für nationale Gemeinschaft und noch vierzig Jahre später haften ihm Konnotate von Volksaufstand, Gegenwehr und *égalité* an.

Als unmissverständliche Parole transportiert er die Nichtakzeptanz eines überkommenen monarchischen Systems und äußert – im Fremdkriegszusammenhang chiffriert – Vorbehalte gegen bestehende Herrschaftsverhältnisse in der deutschen Heimat. Wer die Bruderschaft mit einem griechischen Volk verkündet, das in aufständischer Abwehr diktatorischer Machthaber begriffen ist, erklärt sein Einverständnis mit dessen Zielen *Freiheit, Unabhängigkeit und Gleichheit* in einem Atemzug. Philhellenen weisen mit einer Bruderschaft im revolutionären Geiste auf das heimische Desiderat an demokratischen und libertären Strukturen ebenso hin, wie auf mangelnde innerdeutsche Einheit, die für eine systemische Veränderung unabdingbar wäre. Die Verbrüderung mit den Neugriechen belegt also nicht bloß eine tradierte kulturgeschichtliche Solidarität, sondern vornehmlich einen schwelenden

17 Bruderbeziehungen stellen seit den Ursprüngen menschheitsgeschichtlicher Mythen jene Verwandtschaftskonstellation dar, die „in der Sphäre des Politischen“ von Zwist, Neid und Missgunst belastet ist, man denke etwa an *Kain* und *Abel*, *Seth* und *Osiris* oder *Romulus* und *Remus*. Erst mit der revolutionären Bewegung im Frankreich des 18. Jahrhunderts wagt eine politische Gruppierung die Ausgabe der vorbelasteten Parole *Brüderlichkeit*, die sie vehement mit Bedeutungen familiärer Verbundenheit und gemeinschaftlicher Verpflichtung ausstattet. Die Losung gräbt sich während der Revolutionsjahre in das Selbstverständnis der sozialen Gesamtheit Frankreichs ein und zeigt die Konfrontation einer totalitären Macht mit dem inneren Zusammenhalt eines Volkes an, das seine offensichtliche strukturelle Heterogenität mit der Berufung auf gemeinsame Ziele und eine Verwandtschaft im nationalen Geiste egalisiert. *Brüderlichkeit* wird zu einer Beschwörungsformel, die Spannungen, Konflikte und Verzagtheit mit dem Verweis auf Freundschaft und Vertrauen einebnet, die den *sensus-communis* und den Glauben an die Widerstandsfähigkeit auch unterprivilegierter Stände stärkt; vgl. Herfried Münkler, *Politische Bilder, Politik der Metaphern*. Frankfurt a. M.: Fischer, 1994. S. 35ff. Dabei bleibt der Leitgedanke von der Brüderlichkeit immer seinem patriotischen Ansinnen treu: Nur der *französische* Landesbruder wird zum Intimus. Mit der Übernahme der ‚Revolutionsstrategie Bruderschaft‘ verschmelzen Philhellenen Deutschland und Griechenland zu einer moralisch-sittlichen Gesamtheit mit gemeinsamen politischen Zielen.

Unmut über die Unmöglichkeit freier Meinungsäußerung und ausgeglichener Machtverteilung. Die Projektion brüderlicher Vertrautheit auf das Volk der Neugriechen markiert eine demokratische Tendenz, die sich mit der gebotenen Vorsicht und dem Verfremdungsmittel geistiger Verwandtschaft im zensierten Deutschland verbreiten lässt.

III. Vormoderne Alteritätsargumente

Will man den Wurzeln der Alteritätsmuster philhellenischer Dichter auf die Spur kommen, muss man weiter zurückblicken: Die Eroberung Konstantinopels 1453 katapultiert die Osmanen in das Kollektivbewusstsein Europas, ihre Angriffe auf Wien im 16. Und 17. Jahrhundert lösen einen emotionalen Flächenbrand aus, der im Alten Reich als „Türkengefahr“¹⁸ Raum greift. Angesichts der von ihm ausgehenden Bedrohung wird das Volk vom asiatischen Kontinent zum „feindlichen Anderen“ in der Wahrnehmung der Deutschen.¹⁹ Als leitende Publikationen, die in der gesamten Frühen Neuzeit eine religiös-moralische Deutungshoheit über dieses ‚Anderer‘ behaupten, sollen Luthers *Schriften wider die Türken* Erwähnung finden²⁰: Im Angesicht

18 Der Begriff ‚Türkengefahr‘ wird in der wissenschaftlichen Theoriebildung zweidimensional verwendet: Zum einen bezieht er sich auf die konkrete militärisch-politische Machtausdehnung des Osmanischen Reiches, zum anderen bezeichnet er die Grundzüge eines gesellschaftlichen Diskurses, der um die Zuspitzungen des Osmanischen Expansionismus auf mitteleuropäischem Gebiet rotiert. Der Begriff leistet dabei zweierlei: Er gibt eine griffige Formel für ein unscharfes, über die Jahrhunderte changierende *Image* eines interkulturellen Verhältnisses zwischen westlicher Zivilisation und östlicher Macht ab. Zugleich verweist er auf die emotionale Aufladung dieses Verhältnisses von Seiten der Deutschen, aus deren Perspektive er spricht: Mit der Gefahr verbindet sich *Furcht*; vgl. Almut Höfert. *Den Feind beschreiben. „Türkengefahr“ und europäisches Wissen über das Osmanische Reich 1450-1600*. Frankfurt a. M./New York: Campus, 2003. S. 51.

19 Vgl. Joachim Eibach. „Annäherung-Abgrenzung-Exotisierung. Typen der Wahrnehmung des ‚Anderen‘ in Europa am Beispiel der Türken, Chinas und der Schweiz (16. bis frühes 19. Jahrhundert)“. *Europäische Wahrnehmungen 1650-1850. Interkulturelle Kommunikation und Medienereignisse*. Hg. Joachim Eibach/Horst Carl. Hannover: Wehrhahn, 2008. S. 13-73. S. 25.

20 Martin Luther. „D. Martin Luthers Schrift vom Krieg wider die Türken“. *Dr. Martin Luthers sämtliche Schriften*. Hg. Johann Georg Walch. Nachdr. d. 2.

des Feindes veröffentlicht Luther am 28. Oktober 1529 seine *Heerpredigt*, die eine heilsgeschichtliche Deutung der kriegerischen Geschehnisse beinhaltet. In seiner Auslegung der Prophezeiung Daniels verkündet Luther, mit dem türkischen Feind bräche nichts Geringeres über die Menschheit herein als das Weltenende. Herbeigeführt würde der Untergang vom elften Horn des vierten Untieres, in dem eindeutig das Osmanische Reich begriffen sei.²¹ Zudem leitet Luther aus der Weissagung Hesekiels ab, das türkische Volk sei mit dem Satan selbst im Bunde und verkörpere die besessenen Völker Gog und Magog.²² Mit der Substitution des Volkes Gog durch die Türken steigert

überarb. Aufl. Groß-Oesingen: Lutherische Buchhandlung, 1986. Sp. 2108-2155. Martin Luther. „D. Martin Luthers Heerpredigt wider die Türken“. Ebd. Sp. 2155-2195.

- 21 Das parasitäre elfte Horn findet sich in der philhellenischen Lyrik beispielsweise bei Friederike Brun, wo die Sichelform des apokalyptischen Horns mit der Assoziation eines Krummsäbels (der typischen Waffe der Osmanen) belegt wird. Die metaphorisch-metonymische Konstruktion „des Halbmondes blutiges Horn“ (V. 16) kann demnach als ‚blutige Waffe des Islam‘ gelesen werden; vgl. Brun. „Siegesreihn der Griechen“. *CI* (wie Anm. 9). S. 111f. Fr. Wilhelm Ernst attribuiert das Horn mit dem Zusatz „frech“ („Wenn des *Halbmondes* freches Horn zerbricht“, V. 118), der einen Hinweis auf die lutherische Auslegung enthält: Das elfte Horn nämlich hat „ein Maul, das redet greuliche Dinge, das sind die grausamen Lästerungen, [...] er sei über Christum, viel höher und würdiger vor GOtt denn alle Engel, alle Heiligen, alle Creaturen, dazu über Christen selbst; wie das in seinem Alkoran klärlich steht“; Luther. „Heerpredigt“ (wie Anm. 20). Sp. 2152f. Das „freche“ Horn steht bei Ernst für den muslimischen Glauben und sein blasphemisches Manifest, den Koran. In selbiger Strophe kündigt der Autor den Rückzug der Osmanen nach ihrem angestammten Kontinent Asien an, der Heimat des Propheten Mohammed (vgl. V. 107, 109). „Stambul“ wird in dieser Setzung „re-europäisiert“ und in die Hände seines rechtmäßigen ‚Eigners‘, der (kettenbefreiten) Christenheit, gegeben. Aufgrund des expliziten geographischen Verweises auf den Grenzraum zwischen den Kontinenten („Nach Asien hinüber deine Ketten“, V. 110) ist eine mehrfache Auslegung des Horns möglich: Nicht nur der Islam, den es zu brechen gilt, ist angesprochen, sondern ebenso das *Goldene Horn*, das die Türken endlich gen Osten überqueren mögen; vgl. Ernst. „Die Osmannen und Hellenen“. *CI* (wie Anm. 9). S. 213-219.
- 22 „Nun ist kein Zweifel, Gog sei der Türke, der aus dem Lande Gog, oder der Tartaren, kommen ist in Asiam, wie die Historien beweisen“. Luther. „Heerpredigt“ (wie Anm. 20). Sp. 2165. Wilhelm Müller bedient sich des motivischen

Luther die Bedrohlichkeit der Türkengefahr ins Satanische. Das Volk der Türken ist in dieser Perspektive nicht länger ein militärisch gefährliches und expansiv agierendes Nachbarreich, sondern das metaphysische Böse selbst, ein Volk, „des Teufels leibeigen“ und „des wütenden Teufels Knecht“.²³ Das auf diese Weise von Menschlichkeit enthobene Türkenvolk wird zu kriegerischen Handlungen bar jeder Barmherzigkeit fähig gesprochen.²⁴ Philhellenische Lyriker übernehmen den Vorwurf diabolisch-türkischer Kompromiss-

Inventars der biblischen Prophetien und schließt sich mit der Fixierung des Satanischen an „den Türken“ der lutherischen Exegese an; vgl. Müller. „Der Bund mit Gott“. *CII* (wie Anm. 16). S. 72f. „Der Herr“ schleudert „Feuerströme herab aus seinen Höhn“ (V. 16) auf Chios, zur Vernichtung der türkischen Flotte; vgl. Die Bibel. Ez 39, 4-8; Apk Joh 20, 7-10. Der Brand Chios weckt „des Meeres Ungeheuer“ (V. 10), das unweigerlich das vierte Untier Daniels assoziiert und den trägen Tross der Türken metaphorisiert; vgl. Dan 7, 7-8. Des Sultans „Paschenschmaus/Von süßem Säuglingsfleisch“ (V. 11, 12) spiegelt die kannibalischen Aspekte der Prophetie Hesekiels, worin Gott zum Fressen des Fleisches der Schlachtenopfer aufruft und zum Trinken des Blutes der irdischen Fürsten; vgl. Ez 39, 17-20.

23 Luther. „Heerpredigt“ (wie 20). Sp. 2171; ders. „Schrift vom Krieg wider die Türken“ (wie Anm. 20). Sp. 2118.

24 Als ein gängiges Motiv der frühneuzeitlichen Volksliteratur und Illustrationskunst mag das Schreckensbild vom „aufgespießten Kindlein“ stehen; vgl. Şenol Özyurt. *Türkenlieder und Türkenbild. Die Türkenlieder und das Türkenbild in der deutschen Volksüberlieferung vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. München: Fink, 1972. S. 176, 174; Thomas Kaufmann. „*Türkenbüchlein*“. *Zur christlichen Wahrnehmung „türkischer Religion“ in Spätmittelalter und Reformation*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2008. S. 91. Auch Luther propagiert, dass der Türke „Kindlein zerhauet, zersticht und auf Zaunstecken spießt, und was sonst nicht fort kann, alles erwürgt und grausam behandelt“; Luther. „Heerpredigt“ (wie Anm. 20). Sp. 2172. Die in Wort und Bild fixierten Darstellungen blutrünstig gemordeter und aufgespießter Kinder rekurren auf die Feldzüge der *Akinci*, einer berittenen Vorhut osmanischer Heere, die in den Zeiten der Türkenkriege brandschatzend und mordend über das Wiener Umland zieht; vgl. Walter Hummelberger. *Wiens erste Belagerung durch die Türken 1529*. Wien: Österreichischer Bundesverlag, 1981. S. 17f.; Eibach. „Annäherung“ (wie Anm. 19). S. 29; Matuz. *Das Osmanische Reich* (wie Anm. 8). S. 101. Die philhellenische Lyrik übernimmt das Bild mehrfach; vgl. Blum. „Klagen Griechenlands“. V. 64. *CI* (wie Anm. 9). S. 66; Bueren. „An das deutsche Volk“. V. 62. *CI*. S. 124; Chamisso. „Die Geretteten“. V. 27. *CI*. S. 161;

losigkeit und transformieren ihn zu szenischen Kompositionen totaler Gewalt, die in ihrem Grad an Irrationalität und Perversion weniger an frühneuzeitliche Motivkomplexe erinnern als an postmoderne Horrorgenres.²⁵

Im Europa des beginnenden 19. Jahrhunderts glaubt schon lange niemand mehr, dass mit den Türken das unmittelbare Welteneinde bevorstehe, schließlich hat das Heilige Römische Reich Deutscher Nation mit Napoleon ein traumatisches, aber nicht-apokalyptisches Ende genommen. Dennoch greifen die Philhellenen auf die exegetische Bildsprache Luthers zurück. Luthers *Schrift wider die Türken* und seine *Heerpredigt*, „die im ganzen 18. Jahrhundert nicht neu gedruckt worden waren“, erleben alleine zwischen 1822 und 1828 vier Neuauflagen.²⁶ Der philhellenische Rückgriff auf „Luthers kräftig Wort“²⁷ lässt sich folgendermaßen begründen: Die Alteritätsargumente der fremden Ethnie und der muslimischen Religion greifen in der deutschen wie der griechischen Konfliktlage. Das reich bebilderte genuin Böse besitzt weiterhin die manipulative Kraft unumstößlicher Glaubenswahrheit.

Erstaunlich bleibt dennoch, dass die vormodernen Beweisgründe für Fremdheit im beginnenden 19. Jahrhundert zwar als anachronistisch betrachtet werden können, aber noch immer nicht vollends verbraucht sind. Ihre diskursive Stabilität wird durch die zeitliche Distanz zur gegenwärtigen Konfliktlage erklärbar, denn erst sie macht veraltete Alteritätsargumente für frühmoderne Sachlagen generalisierbar. Dies gilt insbesondere und bis heute für ethnische und religiöse Tatbestände.

25 So pervertiert das „gespießte Kind“ zum zerschmetterten Säugling, dessen Gehirnmasse an einer Tempelmauer klebt; vgl. Müller. „Mordgeschichte der Märtyrerin Hélena. 1821“. *CII* (wie Anm. 16). S. 16. Untote Leichenheere rotten sich gegen ihre türkischen Schlächter zusammen; vgl. Gaudy. „Das Leichenheer“. *CI* (wie Anm. 9). S. 228ff.; Chamisso. „Die Leichen“. *CI*. S. 162f. Osmanische Kriegsherren befriedigen ihre kannibalischen Gelüste an griechischen Kriegsopfern; vgl. Müller. „Die Veste des Himmels“. *CII* (wie Anm. 16). S. 98; ders. „Der Bund mit Gott“. *CII*. S. 72. Türken fallen als abnorme Triebtäter über unschuldige Christinnen her; vgl. Ernst. „Die Osmanen und Hellenen“. *CI* (wie Anm. 9). S. 213; Chamisso. „Sophia Kundolimo und ihre Kinder“. *CI*. S. 213; Müller. „Die Eule“. *CI*. S. 68. Polaschegg spricht von einer „ans Groteske reichenden Monumentalität der Grausamkeit“ in der philhellenischen Lyrik; Polaschegg. *Orientalismus* (wie Anm. 3). S. 257.

26 Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 1). S. 205.

27 „Luthers kräftig Wort“ nicht zu vergessen fordert das Gedicht *Für die Griechen!* auf; Anonym. V. 12. *CI* (wie Anm. 9). S. 16.

IV. Exotik und Annäherung

Der Rückzug der osmanischen Militärmacht aus Mitteleuropa leitet im ausgehenden 17. Jahrhundert einen diskursiven Wandel ein: Mit dem Schwinden der Türkengefahr und den aufklärerischen Postulaten von Toleranz und Selbstreflexion wird der Erzfeind einer Neubewertung unterzogen. Dabei lässt sich kaum feststellen, welchen Anteil echtes anthropologisches Interesse an der wachsenden Orientbegeisterung hat: Türkische Gesandtschaften verkehren bei Hofe, mischen sich aber nicht unter das Volk. Die Orientalismuswelle des 18. Jahrhunderts wird daher weniger von einem besonderen Verständnis für fremde Weltanschauung, Lebensweise oder Ethnie angetrieben, als von der Verbreitung modischer Artefakte, sogenannter *Turquerien*.²⁸ Ein Zusammenhang, der möglicherweise eine konträre Umdeutung des Orientalischen im Philhellenismus des frühen 19. Jahrhunderts erleichtert.

Andrea Polaschegg enttarnt die orientalische Exotik der Philhellenen als Kultur-Klischee: „Den Türken [mangelt es] innerhalb der philhellenischen Diskurskonfiguration zugleich an Effekten von Fremdheit und Konnotationen des Rätselhaften.“²⁹ In der Tat dienen Objektivationen des Türkisch-Orientalischen in der Lyrik gemeinhin als Dekor, der die Zentren despotischer Macht ausstattet.³⁰ Da es aber mancherorts heißt, die Orientalismuswelle

28 Vgl. Martin Wrede. *Das Reich und seine Feinde. Politische Feindbilder in der Reichspatriotischen Publizistik zwischen Westfälischem Frieden und siebenjährigem Krieg*. Mainz: von Zabern, 2004. S. 214f.; Beate Dorfey. „Furcht-Faszination-Phantasie. 600 Jahre Begegnungen zwischen dem Osmanischen Reich und Europa“. *„Die Türken kommen!“ Exotik und Erotik: Mozart in Koblenz und die Orient-Sehnsucht in der Kunst*. Hg. Beate Dorfey/Mario Kramp. Koblenz: Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz, 2006. S. 29-55, hier S. 36ff.

29 Polaschegg. *Orientalismus* (wie Anm. 3). S. 275.

30 Die Lyrik der Philhellenen dekoriert vornehmlich männlich-osmanische Kontrollzentren mit opulentem Orient-Interieurs: Der Harem, im Zuge der Orient-Sehnsucht des 18. Jahrhunderts noch als erotischer Möglichkeitsraum jenseits dogmatischer Prüderie, Reproduktionspflicht und Einehe verhandelt, wird bei Stieglitz zum Assoziationsraum schnöder Dekadenz und gehaltloser Schönheit: „Ueber ihre Prunkgemächer, / Führen sie die Dienerinnen / Aus dem Marmorbad hervor!“; vgl. Stieglitz. „Intermezzo. Akir Pascha“. V. 10-12. *CII* (wie Anm. 16). S. 343. Die Eingangstrophien des Gaudy-Gedichts „Das Leichenheer“ laden den Leser in die prächtige Schiffskajüte eines Paschas ein. „Schwelln’de Polster“ (Orient-) „Teppich“ und „goldene Saiten“ (V. 1, 6, 11) deuten ein

habe die Leidenschaft des Philhellenismus wenigstens anteilig getragen³¹, lohnt doch die Suche nach Relikten der einstigen Faszination, denn sie ermöglicht – zwar dezent und beinahe unmerklich – partielle Einschränkungen philhellenischer Ressentiments:

Carl Phil. Conz besingt mit seinem *Neugriechischen Lied* die Anmut türkischer Frauen, die in ihren kostbaren Gewändern und ihrer geheimnisvollen Verhüllung über neun Verse hinweg beschrieben werden.³² Ob ihrer Unschuld und Grazie werden die gefangen genommenen Türkinnen von den griechischen Rebellen mit Umsicht und Respekt behandelt. Ein fürsorglicher Klephte betont jedoch, dass er zwar nicht die Frauen als Feinde erachte, ihre Männer aber wohl: „Nicht mit zarten Weibern kämpft der Klephte, / Mit dem Muselmann nur, seinem Feinde, / Nur mit Männern!“³³ Der Verfasser zieht die Demarkationslinie der Alterität auf der Geschlechterdifferenz: Der männliche Feind wird als nicht zu akzeptierender Fremder vom weiblichen Teil seines ethnisch-biologischen Zusammenhangs abgetrennt. Somit reduziert sich die ‚Feindmenge‘ um die Hälfte, nur der türkische *Mann* verkörpert das *barbarische* Fremde. Dabei bleibt die Darstellung der ‚schleierhaften‘ türkischen Frau zwar klischeehaft, legt aber offen, dass die einstige Orientbegeisterung in den exotischen Utopien philhellenischer Lyrik fortlebt und Annäherung ermöglicht (wobei hier die Bereitschaft zur Erkundung des Fremden eher physisch denn geistig motiviert scheint). Die Faszination – zumindest von Aspekten der Fremdkultur – bricht sich jedenfalls in der Fabulierlust eines Philhellenen Bahn.

opulentes Setting an, das in der Vorstellung mit weichem Samt, Ornamentik und hellen Klängen synästhetisiert. Ein finsterer Pascha, der „über neues Mor-den brütet“ (V. 4) lässt sich um Mitternacht von einer musizierenden Sklavin unterhalten, die mit zärtlichem Gesang den Zorn ihres Herrschers zu besänftigen sucht. Die Szenerie ruft unweigerlich das Gemach des Sultans Scheherban und der Sklavin Scheherazade auf. Die als Meilenstein der Orientbegeisterung in die deutsche Allgemeinbildung eingehenden *Geschichten aus 1001 Nacht* werden in der Lyrik zur rahmenden Ornamentik schauderhafter Gewaltkompositionen; vgl. Gaudy. „Das Leichenheer“. *CI* (wie An. 9). S. 229.

31 Vgl. Nina Athanassoglou-Kallmyer. *French images from the Greek War of Independence (1821-1830). Art and politics under the Restoration*. New Haven: Yale University Press, 1989. S. 11ff.

32 Conz. „Neugriechisches Lied“. V. 18-27. *CI* (wie Anm. 9). S. 174f.

33 Vgl. ebda. V. 35-37. *CI* (wie Anm. 9). S. 174f.

Auch ein gewisser Autor namens „See-Captain“ zeichnet ein vergleichsweise gutmeinendes Türkenbild. Er spricht in seinem titellosen Poem aus Sicht eines türkischen Mannes, der seine bedingungslose Liebe zu einer Christin bekennt. Der Mann ist also im Begriff, ‚wahre‘ Werte jenseits von Vielweiberei und muslimischem Heilsplan zu entdecken. Die Gedicht-inhärente These lautet: ‚Der‘ Türke vermag durchaus ein ‚guter Mensch‘ zu sein, wenn er sich zur Anerkennung christlich-westlicher Normen und europäischer Lebensweisen bereit zeigt.³⁴ Die Fähigkeit zur Einsicht in die Überlegenheit okzidentaler Modelle wird ihm immerhin nicht abgesprochen. Zudem spiegeln die Eigenschaften des Lyrischen Ichs ein Fremdbild, das von Toleranz (zumindest gegenüber *femininer* Fremdartigkeit), Mut (zur Abkehr von kulturellen und religiösen Doktrinen) und Liebesfähigkeit zeugt. Diese weiche Konturierung verweist auf Ambivalenzen in der philhellenischen Fremdwahrnehmung und legt eine Denkweise offen, die zwar nicht ohne reduktionistische Deutungsmuster auskommt, aber eine humane Urteilsbildung und versöhnliche Haltung einschließt. Man mag einwenden, die Orientalismus-Euphorie des vergangenen Jahrhunderts sei hier weniger der Motor für die Weichzeichnung des Türkischen als ein christliches Ethos des Verfassers. Aber auch der See-Captain kommt nicht ohne Hinweise auf die einstmals *en vogue* gewesenen orientalistisch-erotischen Kapitel *Harem* und *Huris* aus.³⁵

Bewunderung für das Orientalische tritt aber wohl in keinem Gedicht des Corpus uneingeschränkter zutage, als in *Ibrahim vor Missolunghi* von Ferdinand Freiligrath:

An der Spitze seines Heeres
Hält der Pascha Ibrahim;
Dumpf wie das Gebraus des Meeres,
Sammelt sich die Schaar um ihn. [...]

Horch! Die dumpfe Trommel rühret
Dort der Janitscharen Schwarm:
„Ibrahim, zum Siege führet
Uns dein starker Heldenarm!“

Auf Arabiens leichtem Rosse
Schwenkt sich keck der Mameluk;

34 See-Captain. Ohne Titel. *CII* (wie Anm. 16). S. 266f.

35 Vgl. See-Captain. Ohne Titel. V. 4, 8, 24. *CII* (wie Anm. 16). S. 266f.

Mit der Spahis wildem Trosse,
Reich in blanker Waffen Schmuck.[...]

Weiß sein Kaftan wie die Flocken
Frischen Schnees – ein schönes Rund
Schlingt sich um die dunklen Locken
Roth und weiß – des Turbans Bund.

Seine Damascenerklinge,
Scharf und fest, von hartem Stahl,
Und des Panzers Schuppenringe
Funkeln in des Frühroths Strahl.

Seine Rechte, hochgeschwungen,
Zeigt auf Missolunghis Schloß;
Und die Linke, markdurchdrungen,
Zügelt leicht das muth'ge Roß.

Dort, beim Zelte der Nomaden,
Auf Arabiens wüstem Strand,
Auf des Schilfmeers Uferpfaden
War des Rosses Vaterland. [...]³⁶

Freiligrath beschreibt mit seinem Gedicht *Ibrahim vor Missolunghi* den Augenblick militärischer Konzentration vor der Schlacht. Der Zusammenzug türkischer Heerscharen erfolgt unter dumpfem Tosen, dem „Gebraus des Meeres“ gleich. Die Vorstellung ozeanischer Massen lässt gigantische Heere erahnen. Gemischt mit den Kriegstrommeln der Janitscharen entsteht vor dem geistigen Ohr des Rezipienten ein unheilvoller Klangteppich, der von kriegerischer Gewalt und Größe tönt. Die sich zusammenbrauende Kriegsenergie nimmt in der Erwartung erfahrener Leser philhellenischer Gedichte entfesselte türkische Gewalt und fürchterliche Gemetzel vorweg, derweil die gefürchteten Elitetruppen der Janitscharen frenetisch ihren Heerführer als *Helden* feiern, dessen Schlagkraft einen sicheren Sieg zu bedeuten scheint. Ein Held auf türkischer Seite kommt einer Perspektivumkehr gleich, die sich nicht bruchlos in das Erwartungsschema des Rezipienten einfügen will. Die dritte Strophe beruhigt jedoch mit dem Rückgriff auf gewohnte

36 Ferdinand Freiligrath. „Ibrahim vor Missolunghi“. *CI* (wie Anm. 9). S. 211-212.

Kategorisierungen: Des Mameluks Tross ist „wild“ (nicht geordnet oder diszipliniert) und wie üblich mit prunkenden Waffen behangen. Von nun an blickt der Rezipient einer Zuspitzung der Kriegssituation und Exzessen türkischer Gewalt entgegen.

Was aber anstelle dessen folgt, ist eine sensible Beschreibung eines Mannes und seines Pferdes im Moment der letzten Anspannung vor der Schlacht. Das „schöne Rund“ des Turbans und das Spiel „dunkler Locken“ verraten ein apartes Äußeres des muslimischen Heerführers, das in scharfem Gegensatz zu den üblichen physiognomischen Merkmalen des Türken in der Lyrik steht.³⁷ Das strahlende Weiß des Kaftans unterstreicht die Eleganz des Paschas und schreibt ihm ikonographisch Hoheit, Reinheit und/oder Unbescholtenheit ein. Des Paschas kriegerisches Rüstzeug wird ähnlich respektvoll beschrieben: Härte und Schärfe der „Damascenerklinge“ weisen auf potentes Kriegsgewehr, die glänzenden Schuppenringe des Panzers vervollkommen die im Morgenlicht leuchtende Erscheinung von Wehrfähigkeit und Eroberungswille. Allein der Körper- bzw. Armhaltung des Anführers ist eine weitere Strophe gewidmet: Mit der schwingvollen Geste des rechten Arms weist der Pascha – wortlos und doch autoritär – den Sturm auf das Kriegsziel an. Die „markdurchdrungene Linke“, hält stark, viril und mühelos das Vollblut in Zaum. Diese Beschreibung eines türkischen Befehlshabers weicht von den stereotypen Bildelementen philhellenischer Lyrik deutlich ab. Die Nahaufnahme der kräftigen Hand, die spielend (und ‚mit Links‘) einen Araber zügelt, ist für sich genommen bereits eine staunende und bewundernde Erkundung des Fremden.

Vier weitere Strophen ergehen sich allein in der Betrachtung des Pferdes, dessen Herkunft in arabischen Wüstensand, Nomadenzelte und Schilfmeeufer geschrieben wird, eine respektvolle Reihung von Erscheinungsformen fremder Geographien und Lebensweisen. Weder der asiatische Kontinent noch die habituellen Gepflogenheiten nicht sesshafter Stämme der Wüste werden auch nur andeutungsweise abgewertet. Der Körperbau des Pferdes, seine dichte Mähne, der schlanke Hals und die scharfen Zähne verraten edles Geblüt, Eleganz und Schnelligkeit. Sein trotziger Blick, die nervösen Nüstern, die Leichtigkeit seiner Hufe komplettieren ein Bild von Wendigkeit

37 Die dort mitunter „geschorne Häupter“ auf „feisten Nacken“ tragen und „stolz sich blähen“; vgl. Bube. „Odysseus Heldenschaar in den Thermopylen“. V. 21-23. *CI* (wie Anm. 9). S. 117f.

und Temperament.³⁸ Der Verfasser scheint eine Pferde-Metapher zu komponieren, die mit dem Gewicht von vier Gedichtstrophen die eigene Identität – evoziert durch Bezugnahme auf behäbige Rösser – in Frage stellt. Dezi-dierter Wertung enthält sich Freiligrath aber.

Wenn sich Fremdwahrnehmung nach den gegenwärtigen soziokulturellen Verhältnissen justiert (was hier in Übereinstimmung mit Joachim Eibach vorausgesetzt wird³⁹) und das „exotische Märchenland“ als imaginative Ausgleichsmasse heimischer Defizite erdacht wird, eröffnet sich die Causa eines philhellenischen Mangels im „zivilisierten Abendland“.⁴⁰ Womöglich ist das gehemmte und zensierte deutsche Biedermeier, das einen Kontrast zu orientalischer Lebensart und Sinnlichkeit bildet, wie er größer kaum sein könnte, ausschlaggebend dafür, dass sich die Lyrik abseits demonstrativer Abweisung kurze Ausflüge in den Zauber des Osmanischen gestattet. Die deutsche Sehnsucht nach „edler Einfalt und stiller Größe“, nach griechischem Menschheitsideal und idyllischem Arkadien verfügt über ein ebensolches imaginatives Potential, das über eine jüngste konflikt- und verlustreiche deutsche Geschichte, die Auflösung traditioneller Bindungen in der aufkom-

38 Vgl. Freiligrath. „Ibrahim vor Missolonghi“. Strophe 10-12. *CI* (wie Anm. 9). S. 211f.

39 Laut Joachim Eibach erfüllen arkadische wie orientalische Arrangements Kompensationsfunktionen; vgl. Eibach. „Annäherung“ (wie Anm. 19). S. 22. In der Lyrik der Philhellenen bildet das Inventar des idealtypischen griechisch-antiken Idylls das positiv konnotierte Gegenstück zur verschwenderischen Opulenz der Orientalen. Arrangements griechischer Ideallandschaften sind in die kulturellen Wissensbestände der Deutschen eingewoben; vgl. etwa Conz. „Neugriechisches Lied“. V. 3-6. *CI* (wie Anm. 9). S. 183ff. Sie stellen gezähmte Natur und zivilisierte Bewohner bereit, die sich mit Leichtigkeit vereinnahmen lassen. Arkadien ist aber zugleich – in Übereinstimmung mit dem orientalischem-ornamentierten Setting – ein fernes Märchenland, das in seiner friedlichen Einfachheit einen starken Kontrast zu der erdrückenden politischen Situation in der deutschen Heimat bildet. So mag nicht verwundern, dass die Arkadien-Miniaturen philhellenischer Dichter als ein letztes Aufleuchten dieses kulturhistorisch tradierten Idylls zu bewerten sind: Die auf den Philhellenismus folgenden Revolutionsjahre und die fortschreitende Industrialisierung absorbieren die letzten Reste der althergebrachten Utopie; vgl. Klaus Garber. *Arkadien. Ein Wunschbild der europäischen Literatur*. München: Fink, 2009. S. 111ff. Das Erwachen aus der erlittenen Ohnmacht und das Aufleben bürgerlicher Gegenwehr machen den Fluchttort Arkadien ‚postphilhellenisch‘ überflüssig.

40 Eibach. „Annäherung“ (wie Anm. 19). S. 22.

menden Moderne und tagesaktuelle Akte staatlicher Gewalt hinweg träumt. So gesehen sind Freund und Feind austauschbar.

V. Kontrastive Verfahren

Die philhellenische Lyrik denkt aus einer euro-, bzw. germanozentrischen Perspektive, die den Ausgangspunkt ihres Vorurteils festlegt. Wie gezeigt wurde, sind ihre Fremd- und Selbstbilder tief mit Vergangenheit und Gegenwart des Heimatlandes verschmolzen und Stereotypisierung findet als verführerisches Mittel der Kompensation von Missstand und Mangel inflationär Verwendung. Die leicht identifizierbaren Oppositionen Edelmut und Niedertracht, Ehrlichkeit und Verschlagenheit, Freiheit und Tyrannei bieten sich als Prothesen an, die das irritierte Selbst in seinem Urteil nach Maßgabe zweidimensionaler Klischees stützen. Die Produktion eines ‚Anderen‘ als Negativ des ‚Selbst‘ korrespondiert lyrischen Verfahren, deren binärer Grundcharakter ästhetische Paradigmen und politische Konstellationen zu Stereotypen verbindet. Diese prägnanten Strategien werden nun in ihrer dichotomen Glätte gezeigt, die zuletzt in der Tigermetapher brüchig wird.

Zwei Termini der Selbstbeschreibung, die eine auf Dichotomie gründende Abgrenzung fundamentieren und die philhellenische Lyrik in auffälliger Häufung durchziehen, sind ‚Nation‘ und ‚Europa‘. Seit dem Aufkommen der Nationalstaatsidee im 18. Jahrhundert ist die Nation zu einem relevanten Instrument der Distanzierung geworden, das ein einheimisches ‚Wir‘ gegen alles ‚Fremde‘ und Nicht-Native abgrenzt. Der weiter gefasste Europa-Begriff geht mit der Idee kontinentaler Gemeinsamkeiten einher und schließt in den europäischen Kulturkreis Gedanken von ‚außereuropäischer Welt‘ und Kolonialismus ein.⁴¹ Die aus diesen Blickwinkeln der Selbstverortung entwickelten ‚lyrischen Ausschlussverfahren‘ sollen nun betrachtet werden.

Das gleichzeitige Auftreten von Nationalismus und Romantik legt die Vermutung nah, dass ein exorbitanter Gebrauch des Nationen-Begriffs im Philhellenismus mit Narrativen aus den Vorjahrzehnten zusammengeht. Diese lohnen einen kurzen Blick: Mit der deutschen Nation ersinnen Romantiker ein „Volksganzes“, das die „Überwindung partikularer Gesellschaftlichkeit“

41 Vgl. Barbara Stolberg-Rilinger. *Die Aufklärung. Europa im 18. Jahrhundert*. 2. Aufl. Stuttgart: Reclam, 2011. S. 21; Rolf Eickelpasch/Claudia Rademacher. *Identität*. Bielefeld: Transcript, 2004. S. 68.

verheißt.⁴² Die romantische Vorstellung von einer deutschen Nation verwirft innerdeutsche Grenzen und regionale Divergenzen, indem sie den ‚national-deutschen Volkskörper‘ als ontologische Größe begreift. Zum Beweis seiner Existenz muss dieser Volkskörper nur noch auf seine organischen Ausgangspunkte zurückgeführt werden. Da eine ‚deutsche Nation‘ vor der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1871 nur konzeptionell und virtuell legitimiert werden kann⁴³, müssen Romantiker den Drahtseilakt der Ursprungssuche über die Ableitung vermeintlicher Kontiguitäten aus der Volks- und Landesgeschichte vollführen.

Fündig werden sie in germanischer Antike und deutschem Mittelalter⁴⁴: Römerbezwiner Arminius hält mit Klopstock und Möser in das mythische Programm der Romantik Einzug und wird zum ‚Urgermanen‘ erklärt.⁴⁵ Das mittelalterliche Rittertum, von der Romantik „als [...] politische und militärische Institution germanischen Ursprungs“⁴⁶ bewertet, stettet den Volkskörper mit urdeutschen Tugenden aus. Beide Motivkomplexe finden sich im Corpus wieder: Hermann und Kreuzesritter leisten im lyrischen Apparat der Philhellenen – welcher in Zeiten eingefrorener feudalistischer Partikularstrukturen in der ‚Kältekammer‘ Restauration heranwächst – ebenfalls der Ursprungssuche und mentalen Erweckung einer „nationalen Gattungsgemeinschaft“ Vorschub.⁴⁷

42 Wolfgang Müller-Funk/Franz Schuh. „Nationalismus und Romantik“. *Nationalismus und Romantik*. Wien: Turia & Kant, 1999. S. 7-9; vgl. auch Georg Kohler. „Ethos, Demos, Nation“. Ebda. S. 11-24. S. 18.

43 Vgl. Müller-Funk/Schuh. „Nationalismus und Romantik“. *Nationalismus und Romantik* (wie Anm. 42). S. 7-9.

44 Vgl. Müller-Funk. „Sauget, Mütter und Weiber, das schöne Blut der Schlacht! Überlegungen zum Zusammenhang von Literatur, Mythos und Nation“. *Nationalismus und Romantik*. Wien: Turia & Kant, 1999. S. 25-55, hier S. 33ff. u. 51.

45 Vgl. ebda. S. 33.

46 Sabine Pritzkeleit. *Die Wiederentdeckung des Ritters durch den Bürger. Chivalry in englischen Geschichtswerken und Romanen: 1770-1830*. Trier: WVT, 1991. S. 43.

47 Die philhellenische Lyrik stellt den germanischen Hermann in die Reihen der gleichermaßen besungenen Helden des griechischen Altertums; vgl. z.B. Anonym. *Lyra und Schwerdt. Sammlung von Kriegs- und Freiheitsgesängen der heiligen Schaar*. Reutlingen: Stahl, 1821. Vgl. auch „Andenken“. V. 1-4. *CI* (wie Anm. 9). S. 447; Münch. „Bei Griechenlands Wiedergeburt“. V. 21, 29. *CII* (wie Anm. 16). S. 120. Vgl. zur Mittelalter-Rezeption in philhellenischer Lyrik

Überdies kommt das romantische Projekt ‚Nationalismus‘ nicht ohne den Aspekt der Religiosität aus, der die deutsche Volksgemeinschaft transzendiert und mystisch auspolstert. Dabei bleibt das ‚Religiöse‘ schon in der Romantik seltsam inhaltsleer, untersteht es doch dem schwierigen Versuch, mit den säkular-scientistischen Tendenzen der Aufklärung zu synthetisieren. Denn die Romantik schlägt Brücken zwischen Gefühl und Vernunft, Religion und Wissenschaft, Monarchie und Republik⁴⁸, und es ist jenes romantische ‚Nationalismus-Narrativ‘ ein Konglomerat aus historisch-religiösen Identifikations-Potentialen, das den Nationalismus der Philhellenen speist. Es begründet, dass in der Lyrik Obsessionen für das Christentum neben dem aufklärerischen Ruf nach Freiheit stehen können, dass die Jungfrau Maria mit griechischen Philosophen der Antike harmoniert und dass Königstreue und Bürgerrechte keinen unbedingten Widerspruch bilden.

Nach Napoleons säkularen Interventionen in deutschen Landen wird die Reinkarnation eines „mystischen Körpers [...] Christenheit“⁴⁹ zum Mittel der Abgrenzung gegen Frankreich. Selbiges gilt für das Königtum, das in der Romantik ebenfalls als Bestandteil einer ‚pränapoleonischen Ordnung‘ gegen das universalistische *Kaiserreich* Frankreich in Stellung gebracht wird. Das mystifizierte Königtum wird dabei als rückwärtsgewandtes und deutsch-tümelndes Identitäts-Ideal angeboten, das vornehmlich der Abgrenzung gegen die *grande nation* dient.⁵⁰ Als reines Bild und plakatives Alteritätsmittel kommt es in der philhellenischen Lyrik ohne politisches Programm aus und steht – insofern widerspruchslös – neben dem Ruf nach ausgedehnten Bürgerrechten.⁵¹ Hinzu kommt, dass in Zeiten rigider Zensusbedingungen an das Bekenntnis zur Monarchie gekoppelte Freiheits- und Bürgerrechtsforderungen die Kontrollfilter der Behörden geschmeidiger passieren als unmissverständliche Aufrufe zur Volkssouveränität.

z.B. Baggesen. „Scherflein an die Griechen“. V. 29. *CI* (wie Anm. 9). S. 49; Daeves. „Die Themopylen“. V. 82, 83. *CI*. S. 185; Brachmann. „Griechenland“. V. 65-82. *CI*. S. 95f.; Gerber. „Griechenland“. V. 33-40. *CI*. S. 233; „Viennets Sendbrief“. V. 200-203. *CI*. S. 41; Bueren. „Die Kreuzes-Ritter“. *CI*. S. 143ff. Müller. „Die neuen Kreuzfahrer“. *CII* (wie Anm. 16). S. 109f.; Müller. „Der Pargioten Abschied“. V. 19, *CII*. S. 71.

48 Vgl. Müller-Funk. „Sauget, Mütter und Weiber“ (wie Anm. 44). S. 47-51.

49 Ebda. S. 46.

50 Vgl. ebda. S. 47.

51 Vgl. z.B. Gerber. „Griechenland“. V. 157-160, 167, 168, 171-176. *CI* (wie Anm. 9). S. 232ff.

Die lyrische Kritik an Fürstentum, Zensur und mangelnder Freiheit ist aber nicht zu überhören.⁵² Die semantische Akrobatik und Verschränkung von Repräsentationen einer ‚alten Ordnung‘ (die vornehmlich der Abgrenzung gegen Frankreich dient) mit einer vorsichtigen (lyrisch verbrämten) Problematisierung genau dieser Machtstellungen legt Unsicherheiten in der deutschen Selbstverortung frei. Es war schließlich Napoleon, der die Deutschen erstmals *Freiheit und Gleichheit* hat schmecken lassen (man denke etwa an die erste deutsche bürgerliche Demokratie, die sich dank französischer ‚Bemühungen‘ 1793 im Rheinisch-Deutschen Freistaat realisiert). Aber natürlich kann der französische Nationalstaat, obwohl Garant für demokratische Freiheiten, als Identität des persönlichen ‚Erbfeindes‘ kein Vorbild für deutsche Belange abgeben.⁵³ Das Schwanken zwischen rückwärtsgewandter Identitätssuche und behutsamer Neuorientierung ist daher ein Spezifikum deutscher Standortbestimmung im unterdrückten Zwischenjahrzehnt der Philhellenen. Deren lyrisches Getrommel ist vielleicht deutlichster Ausdruck dieser Selbstsuche.

Nationalismus setzt zudem eine Abgrenzung vom Fremden auf Basis charakterlicher Eigenschaften voraus, die als Spezifikum von ‚Volkskörpern‘ aufgefasst werden. Dem Begriff ‚Nationalcharakter‘ liegt die Annahme zugrunde, eine ethnisch, sprachlich und kulturell homogene Gemeinschaft habe sich innerhalb definierter territorialer Grenzen unter stabilen Strukturbedingungen in eine Richtung entwickelt, die dem Volk Eigenschaften von spezifischer Art aufgeprägt habe. Somit eignen nationale Charaktermerkmale zu Differenzierung und Abgrenzung, was die Lyrik als fiktionale Genera auskostet und – anders als zeitgenössische geographische oder politische Berichte – dazu veranlasst, auf jeglichen Anstrich von Objektivität zu verzichten.⁵⁴

52 Vgl. z.B. Schaller, „Der Freiheit Würze“. *CII* (wie Anm. 16). S. 184; Müller, „Die verpestete Freiheit“. *CII*. S. 111f.; ders. „Der Minister“. *CII*. S. 110f.; Gameter, „Beim Zeitunglesen“. *CI* (wie Anm. 9). S. 224f.; Göpp, „Missolunghi's Fall“. V. 20-32, 51, 52. *CI*. S. 252f.; Grosse, „Zueignung“. V. 41-48. *CI*. S. 256ff.; Harrig, „Epistel“. V. 66-70. *CI*. S. 310; Ernst, „Die Osmanen und Hellenen“. V. 183-188. *CI*. S. 218.

53 Vgl. Müller-Funk, „Sauget, Mütter und Weiber“ (wie Anm. 44). S. 46.

54 Hingegen geben sich zeitgenössische landeskundliche Neugriechenland-Schriften als wissenschaftlich-geographische Reporte aus. Sie erscheinen in den ersten Monaten des Revolutionskrieges besonders zahlreich und sollen aufklärerische Funktionen erfüllen. Die Autoren dieser Schriften verstehen Nationen

Philhellenische Lyrik unterschlägt gemeinhin ansehnliche Facetten des Türkischen ebenso wie unvoreilhaft ausgeprägungen des Neugriechischen. So ist der Türke (von wenigen Ausnahmen abgesehen) ein durch und durch erbarmungsloser, gieriger Wüstling, dessen Kälte und Blutdurst ihn zu äußersten Gräueltaten treiben. Die Griechen hingegen werden als edles Volk von edler Herkunft gemalt, das sich in der Perspektive antiken Heldentums durch Kühnheit, Mut und Tapferkeit auszeichnet. Gleichzeitig sind sie mit jener Urmutter der Zivilisation verwandt, der Attribute von Rechtgläubigkeit, Wahrheits- und Freiheitsliebe anhaften. Dort, wo Neugriechen Gefühle unterstellt werden, können sie durchaus ängstlich, traurig und verzweifelt sein, ihre Dispositionen erzwingen manches Klagen, Jammern und Weinen.⁵⁵ Das gefühlige Griechenland ist deutlich weiblich konturiert und steht in Opposition zu seinem männlichen Kontrahenten, dem groben und mitleidslosen Türken.⁵⁶ Die weiblich-rezessiven Charakterzüge der Neugriechen bewirken in Opposition zum männlich-aggressiven Part der Osmanen, dass jene schwach und hilfsbedürftig erscheinen. Sie bedürfen eines starken Partners Europa, der sie aus der Notlage und vom türkischen Belagerer befreit. Diese national-charakterlichen Zuweisungen legen eine tiefe Furcht vor Überfremdung frei und zeigen, dass kulturelle Interessen hinter jenem philhellenischen Identitätsraum *Europa* stehen. Mit seinen beharrlichen

als Trägerinnen von Gemeinschaftseigenschaften und fragen danach, was ‚den‘ Griechen ausmache und was spezifisch Türkisch sei; vgl. Regine Quack-Eustathiades. *Der deutsche Philhellenismus während des griechischen Freiheitskampfes 1821-1827*. München: Oldenbourg, 1984. S. 27. Mitunter vollziehen die Autoren jener Schriften direkte Gegenüberstellungen und Vergleiche türkischer und neugriechischer Charakteristika, wobei sie betonen, dass die (wenigen) unvoreilhaften Eigenschaften der Neugriechen aus der jahrhundertalten Unterdrückungssituation im Osmanischen Raum resultieren, während vorteilhafte Eigenschaften der Türken gegenüber unersprießlichen natürlicherweise deutlich in der Unterzahl sind. Die in diesen Schriften zumindest erwähnten ‚starken Seiten‘ der Türken sollen lediglich dem Anschein wissenschaftlicher Objektivität dienen; vgl. ebda. S. 35. Einer solchen muss sich die fiktionale Lyrik nicht verpflichtet fühlen, deren Türken mit ihren Anflügen von Wahn und kannibalischen Gelüsten in punkto Irrationalität und Grausamkeit jene der semi-wissenschaftlichen ‚Erkundungsschriften‘ um Längen übertreffen.

55 Vgl. z.B. Anonym. „Missolunghi“. V. 5-6. *CI* (wie Anm. 9). S. 30ff.; Bülau. „Missolunghi“. V. 36, 37, 39, 40. *CI*. S. 118ff.

56 Vgl. Polaschegg. *Orientalismus* (wie Anm. 3). S. 260.

Versuchen, Teile Europas zu orientalisieren, wird das Osmanische Reich zum Eindringling, der eine rein europäische Entwicklung verunmöglicht. Man würde heute von einer Auseinandersetzung um Leitkulturen sprechen.

Neben die kulturelle tritt eine hegemoniale Attitüde des philhellenischen Rufs nach Europa: Seit der Aufklärung löst Europa das „christliche Abendland“ in der Vorstellungs- und Begriffswelt der Europäer ab. Die voranschreitenden Erkundungen fremder Erdteile und Völker, deren Aneignung, Unterwerfung und Missionierung, tragen zum neuen Selbstverständnis eines europäischen Kulturkreises bei, der bestrebt ist, sich von den als unzivilisiert empfundenen Anderen abzuheben. Im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert sind die politischen und territorialen Grenzen Europas noch längst nicht vermessen, der gemeinschaftliche Raum wird vielmehr von konzeptionellen Übereinstimmungen abgesteckt, wie z.B. der christlichen Religion, dem Fortschritt, der Gebräuche, der Kunst.⁵⁷ Das eigentlich heterogene Konglomerat von „Monarchien, Fürstentümern, Republiken und Föderationen“⁵⁸ wird über die „Konstruktion einer gemeinsamen Vergangenheit“⁵⁹ zu einem einheitlichen Gewebe verflochten, das Herrschaftsansprüche stellt und verteidigt.⁶⁰ Das Fremde auf europäischem Boden, das Ressourcen- und Machtteilung und zudem anstrengende kulturelle Auseinandersetzung erzwingt, ist nicht erwünscht. Folglich wird die Vertreibung vom ‚eigenen‘ Kontinent mit lyrischen Formeln gefordert: „Europa jauchzet ob Deines [Griechenlands] kühnen Strebens“⁶¹, „Europas Fürsten treten in die Schranken.– Seht! Wie schon jetzt des Islams Pforten wanken“.⁶² Die emotionale Vehemenz, mit der Philhellenen die Herrscher Europas immer wieder ermahnen, Griechenland zu erretten, wurzelt eben nicht nur in einer kulturhistorisch begründeten Solidarität für ein ‚befreundetes‘ Volk. Deutschland ist schließlich Teil jenes

57 Vgl. Stolberg-Rilinger. *Aufklärung* (wie Anm. 41). S. 21ff.

58 Stolberg-Rilinger. *Aufklärung* (wie Anm. 41). S. 22.

59 Eickelpasch/Rademacher. *Identität* (wie Anm. 41). S. 69.

60 Neuber konstruiert eine gemeinsame Vergangenheit der Völker Europas in religiöser („Europas Fürsten ruft der Herr zusammen“, V. 1) und kultureller („Geschlechter, die aus Hella's Sproß entstammen“, V. 5) Hinsicht, *CII* (wie Anm. 16). S. 123. Der Vers „Europas Heil und Ruhm muß untergehen“ verweist auf die Gefahr der Entmachtung Europas durch das Osmanische Reich; Neuber. V. 5. *CII* (wie Anm. 16). S. 123 (Übers. aus dem Englischen; vgl. *CII*. Anm. 143).

61 Deuern. „Wort an Griechenland“. V. 13. *CI* (wie Anm. 9). S. 186ff.

62 Baldamus. „Europas Volksstimme“. V. 55, 56. *CI*. S. 51f.

Europas, das sich aktuell zu einer politischen Großmacht formiert, Handelsräume erschließt und Kolonien aufteilt.

In der Lyrik der Philhellenen fällt der Einsatz kontrastiver Verfahren auf, die auf der Anwendung kollektiver Symbole aus dem weiten Komplex der Naturerscheinungen basieren.⁶³ Aus den Bereichen der Jahres- und Tageszeiten, Licht- und Feuererscheinungen, Fruchtbarkeit- und Ödnis der Erde, Wetter und Naturkatastrophen leiten sich Symbolfelder ab, die in der Lyrik traditionell Verwendung finden, nun aber erstmalig in den Zusammenhang des griechischen Freiheitskampfes gestellt und mit den philhellenischen Stereotypen von Identität und Alterität in Gleichklang gebracht werden.⁶⁴ Die Dichtung verfährt mit den Naturerscheinungen nach demselben Muster reduktionistischer Weltfragmentierung, dessen sie sich bei der Stereotypisierung von beispielsweise ethnischen Merkmalen bedient. Hybride Repräsentationen weltlicher Entitäten werden schlicht nicht anerkannt: Tag und Nacht ignorieren die Dämmerung, Winter und Frühling den Herbst, die Grausamkeit der Türken schließt Barmherzigkeit, der Edelmut der Griechen Grausamkeit aus. Die binären Grundlagen von Naturerscheinungen werden in einen sinnbildenden Zusammenhang mit Selbst- und Fremdwahrnehmung gestellt und in simple Formeln der Abgrenzung gefasst.

Selbiges gilt für Tiermetaphern. So pendelt sich der deutsche Adler auf Augenhöhe mit dem griechischen Raubvogelpendant, der Eule, ein.⁶⁵ ‚Der‘ Türke wird nicht an Himmelsgeschöpfe gebunden, die Konnotate von

63 Zum Kollektivsymbol als bildlich-sprachlicher Handlungsweise eines gemeinschaftlichen Trägers vgl. Carsten Martin. *Die Kollektivsymbolik der Jahreszeiten im politisch-lyrischen Diskurs des Vormärz*. Hamburg: Kovac, 2005. S. 20f.; Jürgen Link. „Über Kollektivsymbolik im politischen Diskurs und ihren Anteilen an totalitären Tendenzen“. *KultuRRevolution* 17/18 (1988): S. 47-53. S. 48.

64 Vgl. Anonym. „Viennets Sendbrief“. V. 64, 79-81, 168, 180. *CI* (wie Anm. 9). S. 36ff. (Ödnis und Fruchtbarkeit); Coutelle. „Krieg den Türken!“ V. 3. *CI*. S. 180f. (Feuer); Anonym. „Gedanken über den Aufstand der Griechen gegen den Türken“. V. 12, 43-46. *CI*. S. 17f. (Tageszeiten); Anonym. „Zum Neujahr 1826“. V. 41-48. *CI*. S. 44ff. (Naturkatastrophen); Ludwig Blum. „Klagen Griechenland's“. V. 79-84. *CI*. S. 66ff. (Jahreszeiten).

65 Vgl. Bube. „Lord Byron“. V. 24. *CI*. S. 116; Bueren. „Die Schlacht von Navarino“. V. 35. *CI*. S. 147; ders. „An das deutsche Volk“. V. 2, 51. *CI*. S. 122f.; Müller. „Die Eule“. *CII* (wie Anm. 16). S. 67ff.

Freiheit und Weisheit transportieren, sondern fristet sein Dasein als Kriechtier.⁶⁶ Den Höhepunkt animalischer Dämonisierung bildet die Gleichsetzung des Türken mit der biblischen Schlange, die den Teufel selbst verkörpert und in der Johannesoffenbarung von geflügelten Himmelswesen (!) vernichtet wird.⁶⁷

Hier soll jedoch ein kurzer Blick auf eine Ausnahme gerichtet werden, die vom dichotomen Reduktionismus graduell abweicht. Der Türke findet seine metaphorische Übersetzung in der Lyrik der Philhellenen auffällig häufig im Tiger. Diese Setzung wurde mehrfach beobachtet und untersucht, so von Irmgard Scheitler, die nachverfolgt, dass der Tiger als Sinnbild ungebändigter Boshaftigkeit seit der Frühen Neuzeit auf den Türken zugeschnitten ist.⁶⁸

66 Vgl. Blum. „Klagen Griechenlands“. V. 150. *CI* (wie Anm. 9). S. 66ff. (Gewürm); Ernst. „Die Osmanen und Hellenen“. V. 70. *CI*. S. 213ff. (Molch); Conz. „Sonnenfeyer“. V. 125. *CI*. S. 176ff. (Python)

67 „Des Siegers Fuß steht auf den Ungeheuern, / Wie einst der Engel auf der Hölle Brut“; Bueren. „Die Schlacht von Navarino“. V. 25, 26. *CI* (wie Anm. 9). S. 146ff.; vgl. Die Bibel. Apk Joh 12, 7-9.

68 Vgl. Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 1). S. 206 (Anm. 74). Ein tieferer Blick in die Lyrik der Befreiungskriege zeigt jedoch, dass auch Napoleon nicht so selten mit dem Tiger gleichgesetzt wird; vgl. Polaschegg. *Orientalismus* (wie Anm. 3). S. 255 (Anm. 198). Vgl. auch Theodor Körners *Letzter Troß* und Grillparzers *Napoleon*. Polaschegg überlegt, dass der vergleichsweise massenhafte Gebrauch der Tiger-Metapher in der philhellenischen Lyrik von einer semantischen Übereinstimmung von Bildspender und -empfänger herrührt: Türke wie Tiger stammt aus *Asien*, was den Philhellenen ein Argument nationaltypischer Anlagen in die Hände spiele; Polaschegg. *Orientalismus* (wie Anm. 3). S. 254f. Das Argument hätte aber für die Zeit der Türkenkriege ebenfalls gegolten. Es ist deswegen eher anzunehmen, dass die Tiger-Metapher eine poetische Modeerscheinung ist, die an das berühmte romantische Poem William Blakes *The Tyger* anknüpft. Blakes Gedicht stilisiert die Raubkatze zum Inbegriff des Bösen, dem das Lamm als unschuldiger Antagonist gegenübersteht. Da die Schreibweise *Tyger* bereits zum Zeitpunkt der Erscheinung des Blake-Gedichts (1794) archaisch anmutet, wird sie als sein Spezifikum angesehen; vgl. Duncan Wu/Davis Miall. *Romanticism*. Berlin/Oxford: Blackwell, 2000. S. 77. Insofern kann man eine Adaption der Blakeschen Schreibweise bei Schumann annehmen; vgl. z.B. Schumann. „An Deutschland“. V. 8, 61. *CII* (wie Anm. 16). S. 213ff.; ders. „An den nordischen Adler“. V. 39, 40, 43. *CII*. S. 216ff.; ders. „An den Genius der Unschuld“. V. 12, 40. *CII*. S. 218f. Ein Zusammenhang zwischen Blakes Gedicht und dem Tiger-Motiv in der philhellenischen Lyrik wird eindeutig bei Gerber

Bisher wurde aber noch nicht berücksichtigt, dass der türkische Tiger einem griechischen Löwen gegenübersteht – und dies, obwohl sich die Großkatzten mehrfach auf dem Kampfplatz ein und desselben Gedichts begegnen.⁶⁹ Allein der Umstand, dass Tiger und Löwe derselben Gattung angehören – *Panthera* –, macht eine gewisse Ebenbürtigkeit sinnfällig. Und obwohl die Philhellenen den Tiger als grausames und blutrünstiges Monster diffamieren, können sie doch nicht gänzlich die Konnotate seiner kulturhistorischen Bedeutung ausradieren⁷⁰: Hinter der Abscheu macht sich Ehrfurcht vor dem König des Dschungels bemerkbar, wenn beispielsweise der Sohn Hellas als „mit dem Königstieger kämpfender Sieger“⁷¹ bezeichnet wird oder der griechische Löwe endgültig gegen den Tiger zu verlieren droht.

Die gewaltigen Kräfte des Tigers bedeuten eine enorme Bedrohung: Einmal durch den revolutionären Ruf der *Epanástasis* entfesselt, tobt das Ungeheuer seine Blutgier aus und entwickelt zur Verteidigung seines unrechtmäßigen Territoriums tödliches Gewaltpotential. „Weh, Deutschland, dir! Wenn es den Leu verschlang“⁷² warnt Schumann vor den Folgen einer griechischen Niederlage. Er befürchtet, ein Sieg gegen Griechenland könne Expansions-

nachweisbar; vgl. Gerber. Griechenland. „Ein Gedicht“. V. 89, 90. *CI* (wie Anm. 9). S. 232ff. Scheitlers Postulat, es handle sich bei der philhellenischen Tiger-Metapher um eine besonders respektlose Diffamierung des türkischen Feindes, muss vor diesem Hintergrund einmal mehr differenziert werden: Der „Tyger“ Blakes ist zwar die Ausgeburt des Bösen. Die ungeheure Macht und Majestät des Tigers durchdringt die Verse aber ebenfalls.

69 Vgl. Anonym. „Ipsara“. V. 33, 57. *CI* (wie Anm. 9). S. 23ff.; Schumann. „An Deutschland“. V. 8, 61, 67, 68. *CII* (wie Anm. 16). S. 213ff.; ders. „Auf die Nachricht“. V. 7. 30. *CII*. S. 220ff.; Gerber. „Griechenland: Ein Gedicht“. V. 90, 437. *CI* (wie Anm. 9). S. 232ff.

70 „Eine ähnliche Rolle, wie sie der Löwe in der Vorstellung der Afrikaner und Europäer spielt, hat der Tiger in der Kultur der asiatischen Völker inne. Würde der Löwe hier ‚König der Tiere‘ genannt, galt der Tiger dort als ‚Herrscher über alle Tiere‘, ‚König des Dschungels und der Wälder‘, ‚Zar der Taiga‘ usw. In Asien gibt es Gebiete, in denen es die Bewohner nicht wagen, den Tiger bei seinem gemeinen Namen zu nennen. [...] Und es gibt – oder zumindest gab – vor nicht lange zurückliegender Zeit ganze Volksstämme, bei denen der Tiger den Status einer Gottheit hatte“; Vratislav Mazák. *Der Tiger. Panthera tigris*. 4. Aufl. Heidelberg/Berlin/Oxford: Spektrum, 1996. S. 9.

71 Bueren. „An Lord Byron“. *CI* (wie Anm. 9). S. 125ff.

72 Schumann. „An Deutschland“. V. 68. *CII* (wie Anm. 16). S. 215.

gelüste entfachen, des Tigers Gier wecken, ihn seine erstarkten Klauen gen Deutschland richten lassen. Das Einschreiten Deutschlands wird aber vor allem notwendig, weil dem Tiger ein größeres Kampfpotential zugetraut wird, als dem Löwen. Der nimmt sich gegen das „graue Ungeheuer“ (V. 65) vergleichsweise harmlos aus. Die animalische Strategie endgültiger Abgrenzung funktioniert in der Tiger-Metapher, solange das unkontrollierbar Böse gegen den Heldenmut des Löwen steht. Auf seinem moralischen Sockel ist der Löwe über die Bestie erhaben. Wenn sich aber Kriegserfahrung und Wehrtauglichkeit in das Wettrüsten um katzenhafte Überlegenheit mischen, liegt der Tiger vorn.

Man könnte angesichts philhellenischer Lyrik-Trends argwöhnen, die monotone Reproduktion von Selbst- und Fremdbildschablonen verdanke sich der unreflektierten Eingliederung in den Strom der Zeit. Aber ist der Umgang mit ihnen deshalb apologetisch ‚naiv‘ zu nennen? Sicher nicht, denn einige Gedichte zeugen unmissverständlich von einer bewussten Verwendung von Stereotypen, und zwar dann, wenn Perspektiven gedreht, wenn aus türkischer Sicht gesprochen wird: „Es machten ihm [dem Sultan] in dem und nächsten Jahren / Viel Ungemach die unbeschnittnen Hunde“⁷³, kehrt Chamisso die animalische Entwertung um und erklärt den Christen, der zu allem Überfluss auf ein genitales religiöses Zugehörigkeitsmerkmal reduziert wird, zum Köter.

Gottfried Wilhelm Bueren treibt mit seinem *Kriegslied der Osmanen* ein trickreiches Spiel, wenn das türkische Heer als „löwenkühn“ und als erfahrener Welteroberer dargestellt wird, während der griechische Feind zum „rohen Volk von Knechten“ und zur „wilden Kriegshorde“ verkommt.⁷⁴ Das Kriegslied der Osmanen spielt der philhellenischen Fremdwahrnehmungsgewohnheit einen Streich. Bueren, Autor mehrerer Gedichte, die in stereotyper Manier den Türken herabwürdigen, liefert den Beweis, dass ihm vollkommen bewusst ist, dass ein starkes nationales Selbstbild nur zum Preis

73 Chamisso. „Verbrennung der türkischen Flotte zu Tchesme“. V. 4, 5. *CI* (wie Anm. 9). S. 173f. Während der frühneuzeitlichen Türkenkriege wird „Türkenhund“ zum geflügelten Schimpfwort; vgl. Scheitler. „Griechenlyrik“ (wie Anm. 1). S. 206; Özyurt. *Türkenlieder* (wie Anm. 24). S. 90, 232, 250, 307, 318. Philhellenische Lyriker lassen in dieser Deutungstradition „wüthende Hunde“ und „Stambuls Bluthunde“ auf griechische Gegner los; vgl. Hempel. „Aufruf“. V. 18. *CI* (wie Anm. 9). S. 350; Anonym. *Lyra und Schwerdt* (wie Anm. 47) „Reuterlied“. V. 10. *CI*. S. 468.

74 Bueren. „Kriegslied der Osmanen“. V. 11, 21, 26, *CI* (wie Anm. 9). S. 149f.

einer ungerechtfertigten Degradierung des Anderen zu haben ist. Des Türken „Roß“ ist in Wirklichkeit „gleich schnell, sein Schwert gleich scharf“ (V. 4). Bueren und Chamisso decken eine Metaebene auf⁷⁵, die um die Mechanik von Stereotypen weiß. Das Ausbleiben einer Konsequenz – nämlich die Abkehr vom inhumanen Feindbild – zeigt auf, dass sich die Lyrik der Philhellenen der Objektivität und Wahrheitsfindung verweigert und die Lüge in den Dienst einer Nutznießung stellt.

VI. Politische, kulturelle und ideologische Funktionen philhellenischer Lyrik

Die oben besprochenen Motive und lyrischen Verfahren besitzen keinen autonomen ästhetischen Wert, sondern kreisen ununterbrochen um das Schwerefeld von Identität und Alterität. So ist beispielsweise die Übertragung von Oppositionsbeziehungen aus dem Natureich immer mit dem Ziel verbunden, anthropologische Unterschiede zu konsolidieren und Zivilisationen gegeneinander auszuspielen.⁷⁶ Nach Carsten Martin liegt, wenn der Gebrauchscharakter einer Lyrik die Autonomie ihrer ästhetischen Reizwerte aushebelt, *politische* Dichtung vor.⁷⁷ Inwiefern ist die philhellenische Lyrik politisches Handeln und worin liegt der Gebrauchswert ihrer Selbst- und Fremdbilder? Sie ist politisch, obwohl sie in Form und Inhalt einem Konflikt überantwortet wird, mit dem sie realpolitisch nichts zu tun hat. Zwar mag die Lyrik zur Mobilisierung der Philhellenen-Bataillone beigetragen und damit eine Brücke zum realen Kriegsgeschehen geschlagen haben. Bataillone und Hilfsvereine sind aber nur der Effekt einer Kopfgeburt und nicht die tagespolitische Reaktion auf eine unmittelbare existentielle Notlage. Und gerade die Mittelbarkeit des griechischen Krieges, die politisch-kulturelle Distanz zum (orientalisierten) griechisch-türkischen Konfliktraum, begründet seine Eignung als Artikulationsträger aktueller Botschaften im zensierten Restaurationsdeutschland.

75 Mit Perspektivwechseln spielt außerdem Johann Heinrich Müller: „Dem halben Mond ist auch noch was möglich – zu dämmen die Frechheit / Des wahn-sinnigen Volks, daß einen Herrn verläßt und gegen ihn wütet!“; Müller. „Der halbe Mond und die Sonne“. V. 2, 3. *CII* (wie Anm. 16). S. 7.

76 Vgl. Anm. 64 und 66.

77 Martin. *Kollektivsymbolik der Jahreszeiten* (wie Anm. 63). S. 13.

Dass philhellenische Lyrik einen Beitrag zum innerdeutschen Zeitgespräch leistet und politisch meinungsbildend wirkt, findet in der Rezeption vielfach Erwähnung. Zumeist bleibt aber die tagesaktuelle Lage als Motiv literarischen Handelns hinter seinen Funktionen kultureller Standortbestimmung und ideologischer Vergangenheitsbewältigung zurück. Diese Stellung ist m. E. nicht gerechtfertigt. Die *Gegenwart* ist ein mindestens gleichwertiger Antrieb für die Revitalisierung historischer Klischees, was ihre Einbettung in Freiheitsforderungen (deren dezidiertes Äußern in der gegenwärtigen Öffentlichkeit undenkbar wäre!), die mannigfachen Rufe nach Europa, der hämmernde Nationen-Begriff, die Ausgabe revolutionärer Parolen Freiheit und Brüderlichkeit und die versteckte Missbilligung gegenwärtiger Zustände nahelegen. Die auf den Vehikeln von Identität und Alterität transportierten politischen Botschaften sind so eindeutig wie möglich im zensierten Restaurationsdeutschland. Die oben beschriebenen Gesinnungsabweichungen und der bewusste Umgang mit der Mechanik der Stereotypie decken den Verschleierungs- und Politisierungscharakter philhellenischer Selbst- und Fremdbilder auf. Auf dem Hintergrund, dass Identitätsstrategien im Philhellenismus einem Selbstversprechen auf bessere Zeiten gleichkommen und Alterität zum generellen Anklagemittel von Missständen wird, lässt sich der Ausspruch „Bis zertreten die Türken, bis erschienen wir werth unseres Ursprungs“⁷⁸, folgendermaßen lesen: Wenn der Philhellene nach dem Ursprung des Europäischen fragt, der deutlich als griechisch markiert ist, heißt dieser Wert Demokratie, Zivilisation, Freiheit und jetzt – angesichts des aktuellen Ereignisses – revolutionäre Energie. Die Bestätigung des Selbst im griechischen Ideal hängt dabei vom Stärkegrad der

78 Anonym. „Griechenland“. Aus dem Englischen des Thomas Campbell. V. 36, 37. *CI* (wie Anm. 9). S. 19f. In der Übersetzung des englischen Gedichts steckt nicht nur der gemeinschaftliche Machtanspruch, der sich in der europäischen Abgrenzung gegen das Fremde manifestiert, sondern ebenso die Möglichkeit, Symbole revolutionärer Bestrebungen, wie den „Freyheitsbaum“ (V. 3), unzensiert besingen zu können. Umsturzambitionen werden in der philhellenischen Lyrik nicht selten unter den Deckmänteln von Übersetzungen (vgl. z.B. „Viennets Sendbrief“. V. 115-133. *CI*. S. 39) und fremdnationalen Zusammenhängen artikuliert (wozu sich die demokratischen Verfassungen Spaniens und Amerikas besonders gut eignen; vgl. etwa Gameter. „Beym Zeitunglesen“. *CI*. S. 256f.; Grosse. „Zueignung“. V. 41-48. *CI*. S. 257).

gegenwärtigen Missstände ab, die zerschlagen gehören.⁷⁹ Die Inwertsetzung des Eigenen regelt sich als Gegengewicht der Herabwürdigung des Fremden ein, das eben jene Werte negiert oder deren Durchsetzung verhindert. Die deutsche Willensbekundung zur (Selbst-) Wertsteigerung lässt sich in einem zensierten Land über das lyrische Klein-Format mit Hilfe literarischer Chiffre-Strategien multiplizieren. Der Türke fällt als Kollateralschaden des lyrischen Hypes aus.

Unterhalb dieser metaphorischen Lesart des Zitats – „Bis zertreten die Türken, bis erschienen wir werth unseres Ursprungs“ – schwelt eine Form inhumaner Abgrenzung, die unentschuldig bleibt (denn es ist der *Türke*, der zertreten werden soll). Die Turkophobie trägt einer Nutznießung Rechnung, die von anderer Schärfe ist und die, wie gezeigt wurde, über die Verwendung kontrastiver Verfahren verwirklicht wird, die aus der Minderwertigkeit des Anderen eine Legitimation hegemonialer Ansprüche beziehen. Das Ziel: Sichern der Pfründe im Wettbewerb eines modernen Europas und die Vermeidung eines weiteren Abfalls hinter der fortgeschrittenen Technisierung, Demokratisierung, Modernisierung und Kolonialisierung der großen europäischen Nachbarn.

Zur Stärkung der eigenen Position erscheint eine deutschnationale Einheit unabdingbar, wobei der Ruf nach ihr als Echo des enormen Patriotismus der Befreiungskriege nachhallt. Dabei ist eine deutsche Nation im restaurativen Territorialstaat des philhellenischen Jahrzehnts noch ein unklares Ziel, die Grenzen eines solchen Staates sind noch längst nicht vermessen. Die dahingehende Wirkmacht philhellenischer Lyrik entfaltet erst in den Folgejahrzehnten mit Märzrevolution 1848, Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 und der Reichsgründung 1870/71 konkrete Gestaltungskraft.⁸⁰

79 Zu den nationalspezifischen Zielen europäischer ‚Philhellenismen‘ vgl. Gunnar Hering: „Der griechische Unabhängigkeitskrieg und der Philhellenismus“. *Der Philhellenismus in der westeuropäischen Literatur 1780-1830*. Hg. Alfred Noe. Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 1994. S. 17-72. S. 56ff. Für Deutschland heißen diese Missstände vor allem Feudalismus, Repression und Pauperismus.

80 Dass sie eine haben würde, muss für die Dichter des Philhellenismus außer Frage stehen. Sie haben 1813/14 mit Arndt und Körner erlebt, dass Lyrik als meinungs- und willensbildendes Instrument eine ständeübergreifende Wirkmacht entfalten konnte; vgl. Ernst Weber. *Lyrik der Befreiungskriege (1812-1815). Gesellschaftspolitische Meinungs- und Willensbildung durch Literatur*. Stuttgart: Metzler, 1991. S. 74ff. Im Unterschied zur Lyrik der Befreiungskriege wird die der Philhellenen jedoch nicht vom Bestreben der Obrigkeit angeregt

Da das patriotische Pathos philhellenischer Lyrik mit seinen simplen Abwertungsstrategien die Schneisen eines Feindbildes auf ermüdende Weise austritt, soll zum Schluss ein letzter Verweis auf jene Abweichungen stehen, die bei Ferdinand Freiligrath, dem „See-Captain“ und Karl Phil. Conz bemerkbar werden.⁸¹ Sie sind es, die dem fundamentalistischen Duktus des Corpus wohl tun und dem Lyrik-inhärenten Ruf nach mehr Freiheit und Demokratie halbwegs gerecht werden.

oder gelenkt. Im Gegenteil identifiziert das Gros deutscher Kanzler, Fürsten und Könige den griechischen Krieg als Unruheherd, der den politischen Staterhalt bedroht; vgl. Friedgar Löbker. *Antike Topoi in der deutschen Philhellenenliteratur. Untersuchungen zur Antikerezeption in der Zeit des griechischen Unabhängigkeitskrieges (1821-1829)*. München: Oldenbourg, 2000. S. 12. Philhellenen führen im Untergrund lyrischer Verschleierungsstrategien jene Hoffnungsartikulationen fort, die nach Ende des deutschen Befreiungskrieges mit Polizeiwillkür und Demagogeninhaftierung torpediert worden sind. So gesehen ist die philhellenische Dichtung die erste deutsche Lyrik ‚von unten‘.

- 81 Zwei weitere Gedichte entlarven philhellenische Freund-Feindbild-Dichotomien als Vorurteil: Anonym. „Aufs Neujahr 1822“. V. 25-28, 43-51. *CI* (wie Anm. 9). S. 6-7 und Anonym [Gottfried Müller] „Hellas! Hellas! Land der schönen Trümmer...“. *CI*. S. 22. Müller relativiert philhellenische Alteritätsstereotype auf dem Hintergrund seiner Heimkehr als Kriegsfreiwilliger; vgl. Valerio Furneri. „Die deutschen Freiwilligen im griechischen Freiheitskampf“. *Graecomania. Der europäische Philhellenismus* (wie Anm. 12). S. 119-131. S. 126f.

Anastasia Antonopoulou (Athen)

Die griechische Revolutionsheldin Laskarina Bouboulina in der deutschen philhellenischen Literatur des Vormärz

I. Bouboulina als historische und literarische Gestalt

Laskarina Bouboulina überschritt die Erwartungen ihrer Zeit an eine Frau deutlich, sie wurde zu einer zentralen Figur der griechischen Revolution von 1821. Ihr sind mehrere Werke der deutschen philhellenischen Literatur gewidmet. Gedichte wie z.B von Wilhelm Müller, Ernst Grosse oder Heinrich Stieglitz, Romane wie etwa Christian August Vulpius' Roman *Bublina, die Heldin Griechenlands unserer Zeit*. Dazu kommen Schilderungen ihrer Persönlichkeit, enthalten in Berichten deutscher Philhellenen, welche die Gelegenheit hatten, sie persönlich kennenzulernen.

Im Folgenden wird der Versuch unternommen das Bild Bouboulinas aus den Dokumenten der philhellenischen Literatur herauszuarbeiten und es mit modernen Forschungstendenzen, die den weiblichen Heroismus in der deutschen Literatur um 1800 untersuchen, in Verbindung zu bringen.¹ Obwohl die Zahl der wissenschaftlichen Publikationen zum deutschen Philhellenismus in den letzten Jahrzehnten erheblich gestiegen ist, hat die Gestalt der Bouboulina in der einschlägigen Forschung bisher wenig Beachtung gefunden. Der einzige Beitrag dazu ist das Kapitel „Wesen und Erscheinungsbild der griechischen Frauen“ in Friedgar Löbkers² Studie *Antike Topoi in der*

1 Inge Stephan. „Da werden Weiber zu Hyänen...“. Amazonen und Amazonenmythen bei Schiller und Kleist. Dies. *Inszenierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2004. S. 113-132; Anett Kollmann. *Gepanzerte Empfindsamkeit. Helden in Frauengestalten um 1800*, Heidelberg: Winter, 2004; Mareen van Marwyck. *Gewalt und Anmut. Weiblicher Heroismus in der Literatur und Ästhetik um 1800*. Bielefeld: transcript, 2010.

2 Friedgar Löbker. *Antike Topoi in der deutschen Philhellenenliteratur. Untersuchungen zur Antikerezeption in der Zeit des griechischen Unabhängigkeitskrieges (1821-1829)*. München: Oldenburg, 2000. S. 231-237. Erwähnt werden sollte in diesem Zusammenhang der Aufsatz von Gilbert Heß. „Zwischen den Fronten. Weibliche Rollenkonzepte in philhellenischen Erzähltexten“. *Das*

deutschen Philhellenenliteratur, in dem unter Anderem auch Aspekte der Bouboulina-Literatur diskutiert werden.

Frauen und Revolution ist ein Thema, das Literatur und Kunst in allen Epochen immer stark anzieht, zugleich ist es ein Thema, das wiederholt zum Gegenstand der Forschung und insbesondere der Geschlechterforschung geworden ist. Es ist bekannt, dass die deutsche Literatur um 1800, die sich entscheidend mit der Französischen Revolution auseinandersetzt, das Modell der kämpferischen Revolutionärin vehement ablehnt, entweder durch direkte Diffamierung oder durch Strategien der Verharmlosung.³ Die griechische Revolution hatte jedoch einen anderen Charakter als die französische, da sie keine Revolution gegen die etablierte Ordnung war, sondern vielmehr eine nationale Erhebung, die von den Philhellenen durch Polaritäten wie ‚Kultur gegen Barbarei‘ oder ‚christlicher Glauben gegen den Islam‘ wahrgenommen wurde. Darum folgert Friedgar Löbker, dass „viele Philhellenen [...] die amazonenhafte ‚Heldengestalt‘ an der Seite des Mannes befürworten“. In der Mitwirkung der Frauen, setzt er fort, läge „nichts Anstößiges, sie scheint sogar erforderlich zu sein.“⁴ Wenn man aber die Philhellenen-Literatur näher und in ihrer Gesamtheit betrachtet (und dabei auch die Lyrik, die sich als die Stärke der Philhellenen-Literatur erwiesen hat, mitberücksichtigt), bemerkt man, dass die Frau bis auf wenige Ausnahmen vom Kampf ausgeschlossen bleibt.⁵

In der Dichtung erscheint sie hauptsächlich als Mutter, Witwe, Geliebte, Schwester oder Sklavin, die – ausgestattet mit idealtypischen weiblichen

Bild Griechenlands in Spiegel der Völker (17.-20. Jahrhundert). Hg. Evangelos Konstantinou. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2008. S. 363-383, der aus einer Geschlechter-Perspektive deutsche philhellenische Erzählungen untersucht, die aber nichts mit der Bouboulina-Figur zu tun haben.

- 3 Albrecht Koschorke. „Schillers ‚Jungfrau von Orleans‘ und die Geschlechterpolitik der französischen Revolution“. *Friedrich Schiller und der Weg in die Moderne*. Hg. Walter Hinderer. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006. S. 243-259; Katharina Rennbak/Virginia Richter (Hg.) *Revolution und Emanzipation. Geschlechterordnung in Europa um 1800*. Köln: Böhlau, 2004.
- 4 Friedgar Löbker. *Antike Topoi* (wie Anm. 2). S. 237.
- 5 Heinz Wetzell. „Frömmigkeit und Brutalität in deutschen Kriegsgedichten aus dem frühen 19. Jahrhundert“. *Weimarer Beiträge* 45 (1999): S. 547-568, hier S. 564.

Tugenden des Patriarchats – wartet, betet, duldet und trauert.⁶ Weiblicher Patriotismus wird oft als eine strenge mütterliche Haltung dargestellt, wie etwa in den Gedichten über die Mainottin.⁷ Diese wird als spartanische Mutter imaginiert, die ohne jegliche Spur von Zärtlichkeit von ihren Söhnen absolut ‚Sieg oder Tod‘ fordert. Die Frau bzw. das Weibliche erscheint weiter als Metapher oder Personifizierung von höheren abstrakten Ideen, wie die Freiheit oder Hellas selbst.⁸

Was die Literatur nun zur historischen Figur der Bouboulina betrifft, zeigt – wie es im Folgenden zu sehen sein wird – die Interpretation der ihr gewidmeten Werke, dass ihr Heroismus unter den Voraussetzungen der patriarchalischen Geschlechterordnung des 19. Jahrhunderts wahrgenommen wird; und dies, obwohl sie als Heldin glorifiziert wird. Der Frau werden auch hier nur insofern Rechte eingeräumt, als die androzentrische Ordnung nicht gestört wird. Die Voraussetzungen und die Grenzen weiblichen Tuns werden auch im Falle Bouboulinas klar festgelegt.

Der Ruhm von Bouboulina erreichte das restliche Europa früh, schon im ersten Revolutionsjahr, nämlich 1821. Über ihr Engagement wurde wiederholt in europäischen Zeitungen berichtet, oft in Begleitung von Zeichnungen und Abbildungen ihrer Gestalt. Bouboulina werden von Schriftstellern, Historikern und Betrachtern widersprüchliche Eigenschaften zugeschrieben, die zwischen hohen Bewunderung und tiefen Abwertung schwanken. Bei manchen werden ihre Großzügigkeit und Vaterlandsliebe sowie ihre

6 Vgl. z.B. die Sammlung philhellenischer Gedichte von Michael Busse. *Philhellenische Gedichte des deutschsprachigen Raumes zum Freiheitskampf der Griechen von 1821*, Corpus I+II. Marathon 2005. Hier seien nur einige Gedichttitel erwähnt: „Die Jungfrau von Athen“, „Die Mainottenwitwe“, „Der Griechin Klage“, „Die Jungfrau unter den Propyläen“, „Melika’s Klage am Grabe ihres Mannes“, „Klagegesang der griechischen Weiber 1823“.

7 Vgl. etwa die Gedichte „Der Mainottin Unterricht“ oder „Die Mainottin“ von Wilhelm Müller. Michael Busse. *Philhellenische Gedichte*. Bd. 2 (wie Anm. 6). S. 50, 66.

8 Vgl. z.B. Wilhelm Müllers Gedicht „Hellas und die Welt“. Michael Busse. *Philhellenische Gedichte*. Bd. 2 (wie Anm. 6). S. 7. Ähnlich in der Ikonographie des Philhellenismus wird Griechenland immer weiblich imaginiert, während der Feind immer männlich dargestellt wird.

hohe Gesinnung hervorgehoben⁹, während andere von Härte, Habgier und Hinterhältigkeit sprechen.¹⁰ Alle jedoch unterstreichen ihre Tapferkeit und ihren Mut. Sie solle – so ein Bericht im *Schwäbischer Merkur* von 1822 – „wohl [über] mehr Mut als viele der Kapitanys zusammen“ verfügt haben.¹¹

Sie wird fast immer als bewaffnet dargestellt, mit männlichen Gesichtszügen und männlichem Verhalten. Wie ein „weiblicher Kolokotronis“ wird sie z.B. von Théodore Blancard¹² geschildert, von einer „männlichen Bobolina“ spricht der erste österreichische Diplomat im neugegründeten griechischen

-
- 9 Vgl. z.B. Anastasios Orlandos. *Nautika, ētoi, Historia tōn kata to hyper anexartēsias tēs Hellados agōna pepragmenōn: hypo tōn triōn nautikōn nēsōn, idiōs tōn Spetsōn*, Bd. 1. Athen: Philadelphia, 1869. S. 68f.; Olivier Voutier: *Des Obersten Voutier Gemälde aus Griechenland oder der Kampf der Menschheit gegen Tyranny*, Übersetzt von Pr. Dr. Heidemann, Ilmenau: Bernh. Friedr. Voigt, 1824. S. 45; M. L. J. Koesterus. *Schicksale eines aus Griechenland zurückgekehrten deutschen Offiziers während seiner Reise und seines Aufenthalts in Morea in den Monaten Oktober 1821 bis Februar 1822*. Darmstadt: Leske, 1822 (nach Karl Dieterich. *Deutsche Philhellen in Griechenland 1821-1822*. Hamburg: Friedrichsen, de Gruyter, 1929. S. 93f.)
- 10 Die Engländer z.B. George Waddington und James Emerson oder der Franzose Persat. Vgl. Kyriakos Simopoulos. *Pos eidan oi ksenoi tin Ellada* (= Das aufständische Griechenland im Blickwinkel der Fremden). Bd. 1-4, Athen: Stahi, 1979-82, hier Bd. 3. S. 452; Bd. 4. S. 263 und Bd. 1. S. 416.
- 11 *Schwäbischer Merkur* 10 (1822). 8. Mai. S. 633. Nach Karl Dieterich (Anm. 9). S. 93. Den außergewöhnlichen Mut Bouboulinas unterstreicht auch Christian Müller in seinem Reisebericht *Reise durch Griechenland und die ionischen Inseln in den Monaten Junius, Julius und August 1821*, Leipzig: 1822. S. 67: „Der Insel Spezia gehört die bekannte Heroine Bobolina an, die drei Schiffe gegen die Türken bewaffnete, welche von ihren Söhnen commandiert, das größte aber von ihr selbst befehligt wird [...]. Sie hat mit ihnen den Türken zur See schon große Nachteile zugefügt und viele ihrer Schiffe genommen“. Auch Wilhelm Traugott Krug, Professor an der Universität Leipzig, der sich intensiv für den griechischen Freiheitskrieg eingesetzt hatte, erwähnt Bouboulina neben anderen griechischen Helden mit der Bemerkung, es müsse nach der Befreiung Griechenlands nur ein Homer kommen, der die neuen griechischen Helden, besingt, damit sie als Andenken der Nachwelt nicht minder glänzen als die alten Helden. Wilhelm Traugott Krug. *Neuster Stand der griechischen Sache*. Altenburg: Hofbuchdruckerei, 1822. S. 25.
- 12 Théodore Blancard. *Les Mavrogeni. Histoire d'Orient (de 1700 à nos jours)*, Paris: E. Leroux, 1909. Bd. 2. S. 331.

Staat Anton Graf Prokesch von Osten.¹³ Manche von den Philhellenen schildern sie als eine Frau mittleren Alters mit noch schönen Gesichtszügen¹⁴, andere beschreiben sie als „dick und ältlich“, mit einer strengen, wenig schönen Erscheinung.¹⁵ Für manche eine noble Erscheinung, für andere wie eine Frau auf dem Markt („wie eine Berliner Fischfrau“ – so der deutsche Carl Wilhelm Dannenberg¹⁶ – oder wie „die schmutzigen Käseverkäuferinnen auf einem Pariser Markt“ – so der Franzose Maurice Persat).¹⁷ Widersprüchlichkeit bestimmt auch die Ikonographie. In den Abbildungen erscheint sie mal als schön, jung und europäisch gekleidet und mal mit gröberen Zügen und speziotischer Tracht.¹⁸

Bouboulina selbst bleibt aber schweigsam, sie hat keine schriftlichen Dokumente hinterlassen – wir wissen ja nicht einmal, ob sie überhaupt gebildet war. Ihr eigenes Wort, ihre Denkweise, ihre Motive und ihr Alltag sind uns nur aus zweiter Hand bekannt.

Ihr Name ist nie unter den Unterschriften der führenden Kriegsrevolutionäre in Entscheidungsdokumenten und Verordnungen. Das heißt, sie durfte wohl als Frau am Krieg teilnehmen, aber nicht an den Entscheidungen mitwirken.¹⁹ Den historisch belegten Daten über ihre Person folgend, könnte man ihre Biographie wie folgt zusammenfassen: Laskarina Boubou-

-
- 13 Anton Graf Prokesch von Osten. *Geschichte des Abfalls der Griechen vom türkischen Reiche im Jahre 1821 und der Gründung des hellenischen Königreiches, aus diplomatischem Standpunkte*. Wien: C. Gerold's Sohn, 1867. 6 Bde., hier Bd. 1, S. 114.
 - 14 Olivier Voutier (wie Anm. 9): „Die Speziotin Bubulina [...] kam und begrüßte uns. Diese Frau ist 45 Jahre alt, noch schön und ihr Benehmen ist frei und offen“.
 - 15 M. L. J. Koesterus. *Schicksale eines aus Griechenland zurückgekehrten deutschen Offiziers* (wie Anm. 9).
 - 16 Carl Wilhelm Dannenberg. *Harmlose Betrachtungen gesammelt auf einer Reise von Hamburg nach Griechenland, Costantinopel und dem schwarzen Meer im Jahre 1822*, Hamburg: o. O., 1823. S. 94.
 - 17 Maurice Persat. *Mémoires Du Commandant Persat: 1806 à 1844*. Paris: Plon-Nourrit, 1910. S. 78f.
 - 18 Der dänische philhellenische Maler Adam de Friedel z.B. projiziert seine Vorstellungen von einem anmutigen weiblichen Heroismus auf Bouboulina und stellt sie in seinem 1827 entstandenen Porträt mit Charakteristika einer feinen und fragilen Schönheit dar. Andere Maler wie Peter von Hess malen die Heldin realistischer.
 - 19 Eudokia Olympitou. *Gynekes tou agona, Athen: Ta Nea*, 2010. S. 42.

lina²⁰ (1771-1825) stammt aus einer alten und einflussreichen Familie von Schiffskapitänen der Insel Hydra. Als junge Frau heiratete Bouboulina zweimal, aber ihre Ehemänner – beide waren Kapitäne und Schiffseigentümer von der benachbarten Insel Spetses – kamen in Seeschlachten gegen Piraten im westlichen Mittelmeer ums Leben. Im Jahr 1811, zehn Jahre vor dem Ausbruch der griechischen Revolution, war Bouboulina eine sehr begüterte Witwe mit sechs Kindern. Beide Ehemänner hinterließen ihr ein großes Vermögen.

Charakteristisch für ihre dynamische Persönlichkeit ist die Tatsache, dass es ihr gelang dieses Vermögen vor allen Enteignungsversuchen der türkischen Besatzer zu schützen und es sogar wesentlich zu vermehren. Nach dem Tod ihres zweiten Ehemanns baute sie selbst Schiffe weiter, zunächst für den Handel und dann für die griechische Revolution. Zusammen mit ihren Söhnen entfachte Bouboulina als Oberbefehlshaberin ihrer eigenen Schiffe die Revolution auf Spetses und besiegte die Türken in vielen Schlachten. Sie nahm auch an der Belagerung und Einnahme von Tripolitsa auf dem Peloponnes teil, ein Erfolg von zentraler Bedeutung für den griechischen Aufstand, der die Vorherrschaft der Griechen auf dem Peloponnes sicherte. Im ersten Revolutionsjahr und bei der Belagerung von Nauplia fiel ihr erster Sohn. Die Rolle Bouboulinas im griechischen Aufstand war ausschlaggebend, denn der Sieg der Revolutionsflotte wäre ohne ihren entscheidenden Beitrag undenkbar gewesen. Bouboulina starb 1825 auf ruhmlose Weise. Sie wurde während eines Streits mit einer anderen Familie in Spetses getötet.

II. Bouboulina in der deutschen Literatur: Die Rache der treuen Witwe

Die Hauptfrage, die bei der Interpretation der philhellenischen Texte über Bouboulina im Rahmen dieser Studie gestellt wird, lautet folgendermaßen: Wie wird die Tat der Frau in diesen Texten legitimiert, wie wird die

20 Ihren Namen findet man auch mit der Schreibweise Bobolina, Bubulina, Bobeline, auch Popelline oder Mpoupoulina. Zur geschichtlichen Person Bouboulina siehe Anastasios Orlandos. *Nautika* (wie Anm. 9); Anastasios Orlandos. *Peri tēs nēsou Petsas, ē Spetsōn*. Athen: Vivliopōleion N. Karavia, 1878; Anargyrou Andreou Chatzi-Anargyrou. *Ta Spetsiōtika*, 3 Bde., Athen: 1861-1926 (= Istoriki kai Ethnologiki Etaireia tis Ellados 1979).

Motivation zur Tat dargestellt? Als gemeinsamer Punkt hat sich in allen Werken die Hervorhebung bzw. die Verabsolutierung des Rachemotivs erwiesen. Die philhellenische Literatur stellt Bouboulina weniger als bewusste Freiheitsheldin dar und vielmehr – in dieser Hinsicht stark von der historischen Realität abweichend – als Rächlerin ihres Gemahls und ihrer Kinder.

Der bekannteste Erzähltext der deutschen Literatur der Zeit, der Bouboulina als Heldin thematisiert, ist der Unterhaltungsroman *Bublina, die Heldin Griechenlands unserer Zeit* (1822)²¹ von Christian August Vulpius.²² Sich an den deutschen Philhellenismus anschließend widmet Vulpius seinen Roman, der „Fiktion und Zeitgenossenschaft“²³ miteinander verbindet, dem „großen Freiheitskampf gegen die despotischen Unterdrücker der Bewohner des schönen Landes“ (Bd. I, S. III-IV).²⁴ Obwohl der Roman

21 Christian August Vulpius. *Bublina, die Heldin Griechenlands unserer Zeit*. Von dem Verfasser des Rinaldini, 2 Teile, Gotha: Hennings, 1822. Zitiert wird im Folgenden nach dieser Ausgabe. Die Zitate aus dem Text werden nur mit Angabe des Bandes und Seitenzahl ausgewiesen.

22 Christian August Vulpius (1762-1827) zählte mit über 30 dramatischen Texten und 70 Romanen zu den populärsten Unterhaltungsauteurs der Goethezeit. Zu dem typisierten Personal der Unterhaltungsliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehören Abenteurer und Räuber, aber auch Freiheitshelden und Amazonen. Die griechische Revolution stellte in diesem Kontext oft den Hintergrund für die Entstehung zahlreicher solcher Prosatexte. Vgl. dazu Gilbert Heß. „Zwischen den Fronten. Weibliche Rollenkonzepte in philhellenischen Erzähltexten“ (wie Anm. 2). Zu den Charakteristika der Trivilliteratur der Epoche vgl. vor allem die umfangreiche Einleitung von Andreas Meier: „Die ‚Triviale Klassik‘ – Unterhaltungsliteratur als kulturelles Komplement“, in: Christian August Vulpius. *Eine Korrespondenz zur Kulturgeschichte der Goethezeit*. Andreas Meier. Hg. Berlin, New York: de Gruyter, 2003, 2 Bde. Bd. 1. S. XV-CXCII.

23 Alexander Košenina. *Andere Klassik. Das Werk von Christian August Vulpius (1762-1827)*. Hannover: Wehrhahn, 2012. S. 92.

24 Die klare philhellenistische Haltung des Autors wird auch durch die Figurenrede bezeugt: „Erwacht sind Griechenlands Götter und Hellas wird frei! Die Augen der Welt blicken auf Griechenland und Griechenland wird der Welt ein großes Schauspiel geben, [...]. Blickt auf die Vorzeit und benutzet die Gegenwart!“ (I, 10). Der Roman bringt jedoch – wie der größte Teil der philhellenischen Literatur – den griechischen Aufstand in unmittelbare Beziehung mit den Freiheitskriegen gegen Napoleon. So wird z.B. Bublina, als sie das von ihr befehligte Schiff besteigt, vom Volk mit dem Anfangsvers der von Balthasar Gerhard Schumacher gedichteten preußischen Königshymne „Heil Dir, im

den Titel *Bublina*²⁵ trägt, handelt es sich dabei nicht um eine Biographie der griechischen Revolutionsheldin, sondern vielmehr um eine willkürliche Montage von zusammenhanglosen Szenen und Episoden.²⁶ *Bublina* als literarische Heldin ist nur grob gezeichnet, „zeigt kaum Entwicklung oder tragisches Potenzial“ und erscheint daher eher als „eine leitmotivische Ikone des Freiheitskampfes“.²⁷ Was die Motivation zur Tat betrifft, verpflichtet sich *Bublina* dem Aufstande um ihre Geliebten zu rächen, denn bei einem Angriff von türkischen Janitscharen – so der von der Realität abweichende Plot – hatte sie ihre ganze Familie (Mann und Kinder) verloren. Stärker als die patriotischen Motive treten also im Roman die persönlichen Rache-

Siegerkranz“ begrüßt (II, 23). Zum Thema vgl. auch Christian August Vulpius. *Eine Korrespondenz* (wie Anm. 22). S. CXXXII.

- 25 Als Quellen für die pragmatische Gestaltung des Romans haben Vulpius neben Zeitungen und Pamphleten auch Reiseberichte europäischer Reisenden nach Griechenland gedient, wie z.B. der Reisebericht *Voyage de Dimo et Nicolo Stephanopolo en Grèce*, der 1800 in Paris erschienen war, aus dem Vulpius eine lange (etwa achtseitige) Nacherzählung in die Romanhandlung seiner *Bublina* integriert (Bd. I, 88-106). Vgl. Dirk Sangmeister. „Das Bild Zyperns in der deutschen Belletristik des frühen 19. Jahrhunderts“. Sabine Rogge. Hg. *Zypern und der Vordere Orient im 19. Jahrhundert: Die Levante im Fokus von Politik und Wissenschaft der europäischen Staaten*. Münster: Waxmann, 2009. S. 225-254, hier S. 241f. Vulpius spricht in seiner Korrespondenz (25.11.1821) von einem weiteren Reisebericht, den er als Quelle herangezogen hatte und ihm „gute Dienste“ geleistet hatte, der bislang nicht ermittelt worden ist. Vgl. *Christian August Vulpius. Eine Korrespondenz* (wie Anm. 22), Bd. I, S. 324. Es könnte sich wohl dabei – so meine Hypothese – um den Reisebericht von Saverio Scrofani: *Voyage en Grèce, de Xavier Scrofani, Sicilien. Fait en 1794 et 1795*. Trad. de l'italien par J.F.C. Blanvillain. Paris, Strasbourg: Treuttel et Würtz, 1801, handeln. Von diesem Bericht mag Vulpius die Geschichte von Eleni Mattaranga entnommen haben, die er in den ersten Teil des Romans integriert (I, 63-65).
- 26 Roberto Simanowski bezeichnet das Werk als „ein konzeptionsloses Sammel-surium von Gedanken, historischen Anmerkungen, mythologischen Bezügen und kulturgeschichtlichen Informationen“. Roberto Simanowski. *Die Verwaltung des Abenteuers. Massenkultur um 1800 am Beispiel Christian August Vulpius*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1998, S. 327. Der Roman kann als eine Fortsetzung von Vulpius' Erfolgsroman *Ronaldo Ronalдини* (1799) angesehen werden, ohne aber über dessen konzeptionelle Geschlossenheit zu verfügen, was seine Leser daher enttäuscht haben mag.
- 27 Alexander Košenina. *Andere Klassik* (wie Anm. 23). S. 92f.

gefühle auf. In der Kirche, und „vor dem Bilde der Himmelskönigin“ schwört sie:

Da will ich kämpfen ritterlich, will rächen den Tod meines Gatten und meiner Kinder und falle ich, so schwebt mein Geist entgegen meinen verlorenen Lieben. Ermordet fielen sie von den Fäusten der Mahoms-Jünger. (I, 53f.)

Am Ende des ersten Teils, als Bouboulina das Kommando über die aufständischen Schiffe angenommen hatte, sagt sie:

Hin auf die Wellen, wo der gefürchtete Tod schwebt, wo Leichen und Stürme mich umfluten werden. Dahin nun eil ich, meinen Gatten zu rächen und meine geliebten Gemordeten. (I, 245)

Fest mit dem Versprechen für Tat ist das Versprechen Bublinas für Ent-sagung und Verzicht auf jede Form irdischer Liebe verbunden:

Wie soll mein Herz wieder entzündet werden von irdischer Liebe, [...]. Nie wieder soll ein Gemahl mich führen zum ehelichen Lager. (I, 53)

An anderer Stelle verbindet sie auf klare Weise ihre zwei „Gelübde“: Rache-tat und Entsagung:

Jetzt aber indem ich vor diesem Kreuze nieder knie, der Wonne und Zuver-sicht meines Heils! schwöre ich nochmals: den Schatten meiner Geliebten Rache, Rache, Rache zu. Dagegen aber lege ich ab dieses feierliche Gelübd: Liebe zu einem Manne, soll nie mein Herz berühren; unempfindlich soll es bleiben bei allen Klagen und Ergießungen der Liebe; unterdrücken will ich jedes liebende Gefühl, das sich mir aufdringen wollte; zurückweisen will ich jede liebevolle Andringlichkeit eines Mannes und kein Versprechen dieser Art, soll mich hindern, sobald ich das Gelübd der Rache erfüllt habe. (I, 245)

Bouboulina widmet sich dem Kampfe auf absolute Weise, im Dienst der Rache und im Namen ihres Glaubens. Sie weihet sich der heiligen Jungfrau und nennt sich weiter in ihrem Gebet als „Weib des Glaubens“ mit dem Ziel „die Schar der Ungläubigen“ zu vernichten. In diesem Kampfe versteht sie sich als eine Heldin und Kämpferin der Jungfrau Maria:

Ich weihe mich Dir Allerseeligste, in heiliger Ergebenheit und Andacht! [...] Ich aber, Deine Heldin, das Weib des Glaubens will niederschlagen die Schaar der Ungläubigen, eine sertige Schnitterin in dem Felde des Unkrauts. Umschwebe mich Allerheiligste und segne die Freiheit der Griechen. (I, 53)

Der Roman hat einen für die Griechen positiven Ausgang. Und was wünscht sich Bublina nach der Vollendung ihrer Mission?

Kein Versprechen dieser Art soll mich hindern, sobald ich das Gelübd der Rache erfüllt habe, mich und meine Seelenruhe der allerheiligsten Jungfrau in einem Kloster zu weihen, bis Gott mich fordert zu seinen himmlischen Freuden, deren ich teilhaftig zu werden hoffte. So wahr mir Gott gnädig und barmherzig sei. (I, 246)

Und tatsächlich erhält Bouboulina am Ende des Romans als Anerkennung ihrer Heldentaten den Segen des Bischofs, nimmt Klosterschleier und Büßerrinnengewand und geht in ein Kloster, um dort den Rest ihres Lebens zu verbringen.

Rache für den grausam ermoderten Ehemann ist auch das Hauptmotiv für Bouboulinas Engagement im anonym erschienenen Roman *Bobelina und Theodor vom Taygetus*.²⁸ Bouboulina tritt hier selbst als erzählende Figur auf und schildert in einem langen Bericht ihre Lebensgeschichte. Die Erzählung ist rein fiktiv und weist kaum Ähnlichkeiten mit der Biographie Bouboulinas auf. Die Handlung verlagert sich auf den Peloponnes, wo beim Ausbruch der Revolution ihr Geliebter, Theodor, von seinen Landsleuten zum Anführer der mainotischen Truppe ernannt wird.²⁹

In einem Brief an Bouboulina erklärt Theodor seine Entscheidung fürs Vaterland zu kämpfen und sich so der Liebe seiner Gattin, der edlen Griechin Bouboulina, „würdig zu zeigen“ (S. 160). Unter allgemeinem revolutionärem

28 Anonymus. *Bobelina und Theodor vom Taygetus. Eine Familiengeschichte unserer Zeit. Nach griechisch, polnisch, und französischen Originalpapieren*. Hamburg: Herold'sche Buchhandlung, 1822. Vgl. auch Friedgar Löbker. *Antike Topoi* (wie Anm. 2). S. 135.

29 „Unser Glaube ist angegriffen, schriean sie [die Mainotten], unsere Priester gemodert, unsere Altäre geschändet, unser Leben und Eigentum bedroht. Wir sind entschlossen zu sterben oder das Joch der Tyrannen abzuschütteln. Sie müssen uns anführen.“ (S. 159)

Enthusiasmus und mit der Losung „Freiheit oder Tod“ zieht er in den Krieg. Ihren Höhepunkt erreicht die Erzählung Bouboulinas mit der Schilderung der Festnahme, Folterung und schließlich Kreuzigung Theodors durch die Türken. Bouboulina findet ihren Geliebten gefoltert, aber noch lebend an einem Baum festgenagelt. Beim Anblick des grausamen Schauspiels wünscht sie zu sterben und stürzt zu Boden:

Blut! Tod! – wo verberge ich mich – sterben. – Eine an Wahnsinn grenzende Bewusstlosigkeit beraubte sie ihrer physischen Kräfte. Einer Toten gleich stürzte das liebende Weib zu Boden. Der gekreuzigte Gatte war Zeuge dieses neuen Opfers unmenschlicher Barbarei. (S. 250)

Sterbend bat Theodor seinen Freund, ihm seiner Qual mit einem Schuss ein Ende zu bereiten, was dieser auch tat. Theodor stirbt also als „Märtyrer“ (S. 251). Sein Tod allein mobilisiert Bouboulina zum Kampf. Er ist ein Kampf der „heißen, ewigen Rache“:

Der Schuss welcher den Qualen ihres Gatten ein Ende machte, belebte die Scheintote; sie sprang rasch auf, umarmte den Leichnam, färbte mit dem Blute des Geliebten ihr Gewand, schwur heiße, ewige Rache seinen Henkern und verbot Allen, ihr zu folgen. Einer wütenden Löwin gleich, der man die Jungen stahl, durchirrte sie einsam die öden Gefilde ihres Vaterlandes und näherte sich dem Meeresstrande, ein griechisches Schiff mit blitzenden Augen betrachtend. (S. 251)

So wird Bouboulina allmählich zur Revolutionsheldin. Seitdem – so endet der Roman – „tönt furchtbar den [...] Türken im Archipel der Heldenname Bobelina!“ (S. 252)

Als treue rächende Witwe wird Bouboulina auch in der philhellenischen Lyrik präsentiert. Wir betrachten zunächst das Gedicht *Bobolina* von Wilhelm Müller:

Bobolina, Bobolina, Königin der Meeresfluth!
Wie erglühen rings die Wogen um dich her so roth von Blut!
Wie dein schwarzer Witwenschleier stolz als Kriegsflagge weht,
Und mit tausend Argusaugen auf dem Mast die Rache steht!
Um sich späht sie durch die Meere, durch die Inseln, durch das Land,
Und es weint ihr jedes Auge, das noch keine Beute fand.

Bobolina, Bobolina! Durstig ist die Meeresfluth,
 Durstig sind des Schiffes Balken, durstig sind wir all' nach Blut.
 Horch, und aus der Wogen Grunde hallt ein dumpfer Geisterlaut:
 Schütte Blut mir in die Tiefe, Bobolina, meine Braut!
 Einen Bach für jeden Tropfen, der aus meinem Herzen sprang,
 Als der Dolch der Henkersknechte des Tyrannen es durchdrang.

Bobolina, Bobolina, führ' uns in den Kampf hinein!
 Hörst du nicht vom hohen Maste jubelnd schon die Rache schrein?
 Sausend schwellen deine Segel, und das schwarze Schleiertuch
 Flattert rauschend durch die Lüfte, wie des Leichenvogels Flug.
 Bobolina, Bobolina, gieb das Zeichen zu dem Streit.
 Warte nicht auf andre Boten! – Türkensegel sind nicht weit.

Das Gedicht stammt aus seiner Sammlung *Neue Lieder der Griechen* (2. Heft, 1823)³⁰, mit der sich Müller intensiv für die griechische Sache einsetzt und daher von seinen Zeitgenossen Griechen-Müller genannt wird. Seine Griechenlieder – das wurde von der Forschung wiederholt betont – unterscheiden sich wegen ihrer literarischen Qualität stark von der Masse philhellenischer Dichtung.³¹

Im oben zitierten Gedicht wird Bouboulina als „Inbegriff der Rache“³² präsentiert. Rache und Hass gegen die Besatzer erweisen sich zwar als Hauptmotive in der Griechendichtung Wilhelm Müllers³³, aber Rache entspringt hier

30 Zit. nach Busse. *Philhellenische Gedichte*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 80-81.

31 Vgl. z.B. Günter Hartung. „Wilhelm Müllers Griechengedichte.“ *Kunst kann die Zeit nicht formen*. Hg. Ute Bredemeyer/Christiane Lange. Berlin: Wilhelm-Müller-Gesellschaft, 1996. S. 86-99; Irmgard Scheitler. „Deutsche Philhellenlyrik. Dichter, Veröffentlichungsformen, Motive.“ *Ausdrucksformen des Europäischen und Internationalen Philhellenismus um 17-19 Jahrhundert*. Evangelos Konstantinou. Hg. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2007. S. 69-82. Andrea Polaschegg stellt bei Müller „ein Oszillieren zwischen kausal-diskursgeschichtlicher Einbindung in den Großkontext des Philhellenismus einerseits und ihrer literarischen Überschreitung auf der andere Seite“ fest. Andrea Polaschegg. *Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert*. Berlin: de Gruyter, 2005. S. 254.

32 Friedgar Löbker. *Antike Topoi* (wie Anm. 2). S. 233, Anm. 289.

33 Diese Dimension der Müllerschen Dichtung ruft beim heutigen Leser eher Befremden hervor. Vgl. dazu Maria-Verena Leistner. „Auf den Spuren des ‚Griechen-Müller‘.“ *Hellenika. Jahrbuch für griechische Kultur und Deutsch-Grie-*

ausschließlich dem engen familiären Bereich, da Bouboulina den Tod ihres Mannes rächen muss. Die Frau erhört die Bitte bzw. gehorcht dem Befehl des Mannes, der in der zweiten Strophe selbst hörbar wird: „Schütte Blut mir in die Tiefe, Bobolina, meine Braut!“

An keiner Stelle des Textes werden die Vaterlands- oder Freiheitsliebe der Heldin erwähnt. Die einzige Dimension ihrer Persönlichkeit, die hervorgehoben wird, ist ihr Witwendasein, das symbolisch durch den „schwarzen Witwenschleier“ (1. Strophe) bzw. das „schwarze Schleierruch“ (3. Strophe) unterstrichen wird. An der Stelle des historischen Revolutionsbanners, das die reale Heldin erhoben hatte, weht hier „der schwarze Witwenschleier stolz als Kriegsflagge“, wodurch Bouboulinas Engagement zur privaten Angelegenheit reduziert wird. Bouboulina tut ihre Pflicht als Witwe, sie muss dem Willen ihres Gatten folgen. Antrieb und Ermutigung erhält sie von der Stimme des toten Ehemannes.

Das einzige Gedicht der Griechenlieder Müllers, das ähnlich gestaltet ist, ist das Gedicht mit dem Titel *Der Phanariot*³⁴, das einem Kind gewidmet ist. Beide Eltern des kleinen Phanarioten – so das Gedicht – wurden im Befreiungskrieg von den Türken auf demütigende Weise getötet und seine Schwester wurde als Sklavin in Asien verkauft. Anregung für seine kriegerischen Taten bzw. Imaginationen erhält das Kind von der tiefen Gruft der Eltern:

Ja, mich rufen meine Eltern aus der tiefen, weiten Gruft,
Rufen Rache – und ich schleudre Türkenköpfe in die Fluth,
Bis gesättigt ist die Rache, bis die wilde Woge ruht.

Der kleine Phanariot und Bouboulina, die hier jeweils als stellvertretend für Kinder- und Frauenheldentum stehen, brauchen und erhalten Motivation und Ermutigung für ihre heroischen Taten von ihren grausam getöteten geliebten Menschen. Dort war es der Gatte, hier sind es die Eltern, die

chische Beziehungen. Neue Folge 3 (2008). S. 9-16. Heinz Wetzel, der die deutsche Kriegsliteratur im frühen 19. Jahrhundert untersucht, kommt zu dem Ergebnis, dass in dieser Dichtung der Kampf für die Freiheit als gut, gerecht und heilig dargestellt wird, sogar Gott engagiert sich auf der Seite derer, die dafür kämpfen. Als Hauptdimensionen dieser Dichtung hat Wetzel neben den Motiven des Hasses und der Rache die Bestialisierung des Gegners und die Funktionalisierung der christlichen Frömmigkeit herausgearbeitet. Vgl. Wetzel. „Frömmigkeit und Brutalität“ (wie Anm. 5).

34 Vgl. Busse. *Philhellenische Gedichte*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 48.

nach Rache dürsten. Ganz anders sind aber die Gedichte Wilhelm Müllers strukturiert, die männlichen Revolutionshelden, wie Alexander Ypsilanti oder Marco Bozzaris gewidmet sind. Das Gedicht *Alexander Ypsilanti auf Munkacs*³⁵ präsentiert den in der Festung Munkacs in Ungarn gefangenen Revolutionshelden Alexander Ypsilanti vom „geliebten Vaterland“ oder vom „Land der Väter“ träumend. Im Traum erscheint ihm der antike Held Leonidas, um ihn zu ermutigen:

Alexander Ypsilanti, sei begrüßt und fasse Mut!
 In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
 Wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
 Haben über die Barbaren freie Griechen heut' gesiegt.
 Diese Botschaft dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt.
 Alexander Ypsilanti! frei wird Hellas heil'ges Land.

Leonidas verkündet dem resignierten und müden Freiheitskämpfer einen Sieg der Griechen bei den Thermopylen, also genau an dem Ort, wo dreihundert Spartaner gefallen waren.

Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: Leonidas!
 Und er fühlt, von Freudentränen sind ihm Aug' und Wangen naß.
 Horch! es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
 Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt.

Leonidas, der historische Prototyp des Patriotismus und der Aufopferung für die Freiheit steht visionär vor Ypsilanti, um ihm beizustehen und ihn aus seiner Resignation herauszuholen. Die glorreiche Vergangenheit Griechenlands wird so mit der Gegenwart verbunden; die Linie der tapferen Helden wird fortgesetzt. Heroische Ahnen und heroische Enkel erscheinen im Gedicht charakterisiert durch den gemeinsamen Zug ‚Vaterlandsliebe‘. Ähnlich wird in Müllers Gedicht *Bozzari*³⁶, das dem in Missulonghi gefallenen Revolutionshelden Marco Bozzari gewidmet ist, der männliche Held mit der Idee der Freiheit selbst identifiziert:

Freiheit! war sein letzter Hauch. Freiheit hat er nun gefunden.
 Frei flog seine Heldenseele aus des Busens offenen Wunden

35 Ebd. S. 61.

36 Vgl. Busse. *Philhellenische Gedichte*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 78.

In das Reich der Freiheit auf. Oder will sie noch verweilen
Unter uns und jeden Kampf mit den Erdenbrüdern theilen?

Das Private Familiäre, das im Bobolina – Gedicht Müllers dominiert, spielt bei den männlichen Helden gewidmeten Gedichten keine Rolle.

Auch beim Bouboulina – Gedicht von Heinrich Stieglitz mit dem Titel *Die Spetziotin*³⁷ tritt persönliche Rache als Hauptmotiv der Tat auf. Hier ist die Präsenz des Ehemannes noch stärker als in Müllers Gedicht. Der Gatte erscheint in der ersten sowie in der letzten Strophe, er rahmt also das Gedicht ein und bestimmt die Handlung absolut, da alles seinetwegen geschieht. In der ersten Strophe wird über seinen Tod von der Hand der „Schergen des Tyrannen“ berichtet, ein Tod, der eine tiefe Wunde im „treuen Herzen“ der Gattin hinterlassen hat und nicht ohne Antwort bleiben darf:

Als die edle Bobobolina
Von den Schergen des Tyrannen
Sah des Volkes starke Hoffnung
Ihren vielgeliebten Gatten,
Zu dem Blutgerüste führen,
und sein theures Blut entströmen,
Fühlte sie im treuen Herzen
Tief die blutige Wunde mit.

In seinem Namen handelt also Bouboulina. Sein Tod war der Ausgangspunkt für ihren Entschluss, denn er war ihrer „Rache Nahrung“. Das Bild des Ehemannes stellt zugleich den einzigen Ansporn für die Verwirklichung der Entscheidung und für das Gelingen der Tat dar. Er mahnt sie zur blutigen Sühne:

Nahten nun des Feindes Maste,
Schwebt' ihr vor das Bild des Gatten,
Sie zur Blutiger Sühne mahnend;
Und beseelt von Rach' und Liebe
Kämpfte die erhabne Fürstin,
Pallas gleich im Schmuck des Erzes;

37 Heinrich Stieglitz/Ernst Grosse Hg. *Gedichte. Zum Besten der Griechen*. Leipzig: J. G. Mittler, 1823. Hier wird das Gedicht zit. nach Busse. *Philhellenische Gedichte* (wie Anm. 6), S. 321-322.

In der letzten Strophe wirkt sein Bild tröstend:
 Wenn sie dann die dunkeln Fluthen
 Sah von Feindesblut geröthet,
 Stillten sich die blut'gen Wunden,
 Und des Gatten Bild trat tröstend
 Aus der Freiheit ew'gen Höhen;
 Hellas Freiheitstag verkündend,
 Ihr im stillen Geist' hervor.

Charakteristisch für unsere Problematik ist die Tatsache, dass der Ehemann und nicht Bouboulina mit den Ideen der Freiheit und des Patriotismus verbunden wird. Er wird als „die große Hoffnung des Volkes“ in der ersten Strophe bezeichnet und er ist derjenige, der die Freiheit am Ende des Gedichts verkündet. Bouboulina bleibt „die edle, erhabene Fürstin“, die ihre Pflicht ihrem Gatten gegenüber erfüllt und Kühnheit zeigt. Der Ehemann wird als ein Held im Dienste des Vaterlandes und des Volkes, Bouboulina als eine treue Witwe im Dienste ihres Mannes gezeichnet.

Die gleiche Haltung bezüglich der Geschlechterbeziehungen weist auch das Gedicht *Bobolina* von Ernst Grosse³⁸ auf. In diesem langen dialogischen Rollengedicht kommt der Ehemann selbst zu Wort, als er Bouboulina im Traum erscheint und über die Situation in seinem Vaterlande klagt. Vorher hatte Bouboulina in ihrer Rede vor den versammelten Griechen (15 Verse) die grausame Hinrichtung ihres Ehegatten durch die Türken beschrieben, eine öffentliche Enthauptung auf dem Trauergerüst.³⁹ Dies wird als der alleinige Grund für den Kampf dargestellt:

Raubte der schändliche Feind nicht des Gatten Kuss und Umarmung
 Dem laut jammernden Weib? Und führte den trefflichen Vater
 Von dem friedlichen Heerd' umhüpft von den lockigen Knaben,
 In des Kerkers Nacht, wo nimmer des strahlenden Phöbos
 Sich ein Armer erfreut, an die Sklavenfessel geschmiedet?
 Doch viel härter Geschick ward jenem Manne bereitet.
 Denn des Pascha Befehl und des Sultan grausamer Blutspruch

38 Heinrich Stieglitz/Ernst Grosse Hg. *Gedichte* (wie Anm. 37). Hier zit. nach Busse. *Philhellenische Gedichte*. Bd. 1 (wie Anm. 6). S. 277-288.

39 Die Beschreibung verweist auf Praktiken der Französischen Revolution und kaum der griechischen.

Sandten dem theuren den Tod, es griffen die blutigen Schergen
Ihn mit schimpflichen Händen, zum räumigen Markt ihn führend,
wo vom Volk' umwogt, mit leichtgezimmerten Stufen
Sich das Trauergerüst' auf schwarzen Pfosten emporhebt.
Ach ich sah den geliebten mit diesen schwindelnden Augen,
Hörte das murmelnde Volk! Da blitzend zuckte der Scherif
Rasch geschwungenes Schwert, und in dem durstigen Sande
Zuckte das theure Haupt, dem schwarzer Blutquell entströmte.

Bou Boulina bleibt nach dem Tod ihres Ehemannes „ein laut jammerndes Weib ohne des Gatten Kuss und Umarmung“. Sie verbringt Jahre in absoluter Trauer:

Drauf neun traurige Jahr' in Elend hab' ich verjammert,
tief im Busen den Gram, der jegliche Blüte dahinrafft;
Und nicht freute mein Herz die Zier der bunten Gewänder,
Noch das schöne Geflecht der sanft hinwallenden Locken,
Tief in Trauer gehüllt; auch führte kein blühender Jüngling
Mich zum lieblichen Tanz und zum fröhlichen Reigen des Festes;
Nein, ganz einsam daheim. Wo mir verödet das Haus stand,
Klagt' unermesslichen Schmerz die tiefbekümmerte Seele.

Die Klage des verstorbenen Ehemannes hört sie in ihrem Schlaf:
Jenes traurige Bild des trefflichsten Gatten und Vaters,
Und dem staunenden Ohr ertönte die klagende Rede:
„Ist denn jegliche Kraft erstorben im traurigen Hellas?
Ist denn jegliche Tat verklungen der herrlichen Väter?

Die Auswirkung dieser 36 Verse umfassenden Klagerede auf Bou Boulina ist enorm, denn gleich danach:

Schnell dann rafft' ich empor die rasch ermunterten Glieder,
drückte den Helm aufs Haupt, es schwoll der wallende Busen
Unter dem blitzenden Erz, und wo der zierliche Gürtel,
Glänzend von edlem Gestein, das faltenreiche Gewand schließt,
Hing das schneidige Schwert in künstlich gebildeter Scheide.
Dort in felsiger Bucht nun liegen drei räumige Schiffe,
Wohlgelüftet zum Kampf mit schwellenden Segeln und Masten.

Die Tat von Bouboulina hatte im Privaten ihren Ausgangspunkt, sie war jedoch für das ganze Volk von Bedeutung. Das wird im Gespräch der Greise der Stadt sichtbar, die wie ein Chor in einer antiken Tragödie am Ende des Gedichts miteinander optimistisch von der Zukunft des Landes sprechen. Die Schlussverse des langen Gedichts gehören ihnen:

Uns dann kehren zurück die goldenen Tage der Väter,
Und das köstliche Gut der völkerbeglückenden Freiheit.

III. Identifikationsfiguren: a. Idealisierter Heroismus. Bouboulina als Jungfrau von Orleans

Der Vergleich Bouboulinas mit Jeanne d'Arc erweist sich als gemeinsamer Topos der deutschen Bouboulina-Literatur, da sie immer wieder mit der französischen Kämpferin identifiziert wird, besonders jedoch mit der Schillerschen Version in seiner romantischen Tragödie *Die Jungfrau von Orleans*.⁴⁰ Schillers Bearbeitung setzt die Kriterien weiblichen Heroismus nach der patriarchalischen Geschlechterordnung um 1800 so klar, dass alle Heroinnen an diesen gemessen werden. Die Parallelen, die freilich Vulpius' Werk zu Schillers Drama hinsichtlich der Gestaltung der Titelprotagonistin aufweist, sind zahlreich und reichen oft bis zur wortwörtlichen Übernahme.⁴¹

Beide Heldinnen zeichnen sich durch eine hochbetonte Frömmigkeit aus⁴², beide handeln in einer politisch extremen Situation, für beide ist das heroische Tun mit Entsagen verbunden, beide verstehen ihre Betätigung

40 Bouboulina wird von dem Franzosen Chretien – eine von den männlichen Figuren im Vulpius' Roman – als eine „treffliche Jeanne d'Arc“ charakterisiert (I, 234).

41 Beispiele für wortwörtliche Übernahmen: Bei Schiller (V. 411): „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren“. Entsprechend bei Vulpius (I, 246): „Liebe zu einem Manne, soll nie mein Herz berühren“. Oder bei Schiller (V. 1087ff.): „Eine reine Jungfrau / Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden / Wenn sie der irdschen Liebe widersteht“ und entsprechend bei Vulpius: „Wie soll mein Herz wieder entzündet werden von irdischer Liebe“ (I, 53).

42 Beide tragen eine Fahne, die ihre Religiosität manifestiert: Johanna eine Fahne, auf der „die Himmelskönigin“ zu sehen ist „zusammen mit dem schönen Jesusknaben“ (1159f.), während die griechische Jeanne d'Arc als Wappen auf ihrer Fahne ein doppeltes rotes Kreuz auf einem weißen Grund hat (II, 7, II, 34 und 166).

als eine Mission von bestimmter Dauer und beide müssen nach der Beendigung dieser Mission von der Öffentlichkeit beseitigt werden. Schiller lässt seine Johanna, wie bekannt, einen verklärten Tod sterben, Vulpius lässt seine Bublina freiwillig ins Kloster gehen. Beider Entschluss zur Tat entspringt nicht einer eigenständigen politischen Entscheidung: Johanna befolgt blind das Gebot Gottes, Bublina folgt dem Gebot der Rache. Beide werden als politisch unreife Wesen dargestellt, die nicht über die Fähigkeit verfügen selbstständig und rational zu denken.

Wir haben also in diesem Roman die bekannten Voraussetzungen, die der Geschlechterdiskurs des 19. Jahrhundert fordert, um die Tat der Frau zu legitimieren. Damit diese Voraussetzungen erfüllt werden, weicht Vulpius stark von den historischen Tatsachen ab. Er stattet seine Heldin mit einer besonderen Biographie aus, die das Bild der Kriegerin mit dem der gutbürgerlichen Frau und Mutter harmonisiert: Er lässt seine Bublina im Krieg ihre ganze Familie verloren haben und stellt sie als eine völlig einsame und resignierte Frau dar:

Ach! – – was habe ich gelitten und empfunden. Ewig war es um mich Nacht. Diese war selbst Sonnenschein gegen meines Schicksals Trauerfarbe. Geweinet sind sie jetzt alle die Tränen meiner Menschheit. – – Himmelsfreude umleuchtet euch und mich empfangen des Meeres ungestüme Fluten. (I, 245)

Bei ihrer Betätigung im Aufstand hätte diese devote Witwe und Mutter nichts zu verlieren, den Tod fürchtet sie nicht, denn er würde sie ihren Geliebten näher bringen: „und falle ich so schwebt mein Geist entgegen meinen verlorenen Lieben“ (I, 53).

Vulpius, wie Schiller, funktionalisiert die Geschichte, damit seine Protagonistin den Weiblichkeitsvorstellungen der Epoche angepasst wird. Diesen Bestrebungen ist auch die Gestaltung des Romanendes unterzuordnen. Bublinas freiwillige Isolierung in Vulpius' Werk, die gar nichts mit der historischen Realität zu tun hat, ist charakteristisch für die Geschlechterauffassung im frühen 19. Jahrhundert und korrespondiert mit Machtverlustphantasien des männlichen Individuums. Kämpferinnen, die sich im Krieg als den Männern ebenbürtig oder sogar überlegen erwiesen haben, dürfen im zivilen Leben diese außerordentliche Rolle nicht mehr weiter spielen, denn dies würde eine klare Bedrohung der Geschlechterordnung bedeuten.

Wiederum zeigt Schillers *Jungfrau von Orleans* die zwei Möglichkeiten, die einer Kriegsheldin nach der Erfüllung ihrer Aufgabe erlaubt sind:

heiraten oder sterben. Die Vertreter der staatlichen und kirchlichen Macht schlagen in Schillers Tragödie tatsächlich Johanna vor – nachdem für die Franzosen positiver Ausgang des Krieges und nach der Sicherung der Monarchie – die Rüstung abzulegen und zu heiraten. Schiller wählt aber die zweite Lösung: die romantische Apotheose der Heldin.⁴³

Durch die Bouboulina-Figur werden also keine Emanzipationskonzepte vermittelt. Dies wird weiterhin durch die Tatsache unterstützt, dass in Vulpius' Roman – wie auch in Schillers Drama – eine Ebene des Märchenhaften und des Utopischen entsteht, welche die reale Identifikation mit dem heldenhaften Tun der Protagonistinnen stark einschränkt. Dies wird bei Vulpius einerseits durch die Integration von verschiedenen märchenhaften Episoden in die Bublina-Handlung erreicht⁴⁴, und andererseits durch die zahlreichen Bezüge und Verweise auf andere Romane des Autors, wodurch „Bublina zum Dokument einer literarischen Phantasiewelt“⁴⁵ wird.

Ähnlich dominiert in Schillers Tragödie das „Wunderbare“⁴⁶, das dem Geschehen eine Dimension des Utopischen verleiht, während der Tod der Heldin am Ende opernhafte mit märchenhaften Elementen gestaltet ist.⁴⁷ Weiblicher Heroismus bleibt auf diese Weise von der sozialen Realität fern und unübertragbar auf die gesellschaftlichen Verhältnisse.

43 Ähnliches gilt auch für die Kämpferinnen in den napoleonischen Kriegen. Vgl. dazu: Karen Hagemann. „Heroic Virgins' and ‚Bellicose Amazons‘. Armed Women, the Gender Order and the German Public during and after the Anti-Napoleonic Wars“. *European History Quarterly* 30 (2007), S. 507-527.

44 Wie z.B. das Melusinen-Märchen (II, 83-86 und 128-135), das direkt in die Bublina-Handlung eingreift und ihren heroischen Inhalt stark relativiert.

45 Vulpius. *Eine Korrespondenz* (wie Anm. 22), S. CXXXIII. Das Montageverfahren und die selbstreferentielle Motivkombination gehören zu Vulpius' Roman-Technik, die er auch in anderen Werken verwendet. Dadurch „verlieren jedoch die einzelnen Werke zunehmend ihre Charakteristik, historische und literarische Differenzen werden in einem planierenden Erzählspiel aufgehoben“. Ebd. S. CXXXV.

46 Zur Bedeutung des Wunderbaren in Schillers *Jungfrau von Orleans* vgl. Paul Barone. *Schiller und die Tradition des Erhabenen*. Berlin: Erich Schmidt, 2004. S. 308-322.

47 Zur Gestaltung der Schlusszene vgl. Inge Stephan. „Hexe oder Heilige? Zur Geschichte der Jeanne d'Arc und ihrer literarischer Verarbeitung“. *Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft*. Inge Stephan/Sigrid Weigel. Hg. Berlin: Argument, 1983. S. 35-66.

Beide Figuren werden mit der antiken Göttin Athene, der jungfräulichen Schutzgöttin der Griechen im Krieg, identifiziert und treten bewaffnet mit Helm und Schwert auf.⁴⁸ So heißt es bei Vulpius: „Da trat sie entschlossen herbei, bewaffnet, wie ehemals die Göttin der Athener, das Haupt mit einem Helm bedeckt, Bublina, die hehre Frau, zog das Schwert, [...] und sprach [...]“ (S. 52). Die Beschreibung erinnert stark an Schillers *Johanna*: „eine Jungfrau, mit beheltem Haupt“ (Schiller V. 955). Aber auch der Vergleich Bouboulinas mit der Göttin Athene im Vulpius Text verweist ebenfalls auf Schiller und, allgemeiner, auf die männliche Imagination der jungfräulichen Kriegerin. Schiller hatte das Titelblatt der Erstausgabe seiner *Jungfrau von Orleans*⁴⁹ mit einem Bild der Athene schmücken lassen. *Johanna* erscheint tatsächlich in Schillers Drama „Wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich / Und schrecklich anzusehn“ (V. 956). Darüber hinaus wird sie an anderer Stelle von Agnes Sorel mit der „strengen Pallas“ verglichen:

Leg diese Rüstung ab, kein Krieg ist mehr,
 Bekenne dich zum sanfteren Geschlechte!
 Mein liebend Herz flieht scheu vor dir zurück,
 Solange du der strengen Pallas gleichst. (V. 2639)

Nicht nur bei Vulpius, auch in der Lyrik wird Bouboulina als bewaffnete Athene dargestellt. Im oben interpretierten Gedicht von Heinrich Stieglitz z.B. kämpft Bouboulina als „erhabne Fürstin, / Pallas gleich im Schmuck des Erzes“. Ähnlich heißt es bei Ernst Grosse:

Wer ist der Herrlichen eine,
 die im männlichen Schmuck der hellaufblitzenden Waffen
 Vor den munteren Rei'n der streitgerüsteten Männer
 Wie die Göttin zu schauen, die einst aus Zeus des Vaters
 Götterhaupt entsprang, mit Schild und Lanze gewappnet?

Die Rüstung gehört schon seit der Antike zu den Charakteristika der Kriegerin. Annet Kollmann bemerkt dazu:

48 Eine solche Kostümierung, die Bouboulina wie einen männlichen mittelalterlichen europäischen Helden erscheinen lässt, hat nichts mit der Erscheinung der historischen Figur zu tun.

49 Berlin: Unger 1801.

Über die Rüstung wird die Kriegerin als ambivalentes Wesen wahrgenommen und einer heroischen *Communitas* zugeordnet. [...] In ihrer Exceptionalität folgt sie damit der überzeitlichen Ikonographie von Leitfiguren, die sich schon in ihrer ungewöhnlichen Aura von den anderen abheben und die insbesondere als ‚strahlende Helden‘ die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.⁵⁰

Als eine solche in ihrer Rüstung strahlende und die Tradition von der Göttin Athene bis zu Jeanne d'Arc fortsetzende Heldin wird Bouboulina von den deutschen Poeten imaginiert, obwohl dies mit der Erscheinung der historischen Figur nichts zu tun hatte. Die Identifikation mit Athene bringt jedoch weitere Assoziationen wie Strenge, androgyne Charakteristika und Jungfräulichkeit bzw. Reinheit zum Vorschein. Die Bewahrung der Sittlichkeit der Kriegerin durch Verleugnung ihrer Geschlechtsidentität wird auch hier zur absoluten Voraussetzung für weiblichen Heroismus.⁵¹

IV. Identifikationsfiguren: b. Bouboulina als Schreckbild

Lionardo, der männliche Protagonist in Vulpius' *Bublina-Roman*, zeigt nur als Kampfgefährte Interesse an der Heldin. Frauen, wie *Bublina*, erklärt er, kann man „bewundern“ (II, 216), aber man hat „nicht die Kühnheit sie zu lieben“ (II, 227f.).⁵² Er vergleicht sie mit „*Omphale*“ und *Dejanira* (II, 216),

50 Kollmann. *Gepanzerte Empfindsamkeit* (wie Anm. 1). S. 197.

51 Charakteristisch dafür ist die Bezeichnung ‚Heldn Jungfrau‘ für die weibliche Kriegerin. Dazu vgl. Hannelore Cyrus: „Schön zugleich und schrecklich anzusehen“ – die Heldn Jungfrau. Gedanken zur Gestaltung eines Mythos“. *Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung*. Hg. Jutta Dalhoff/Uschi Frey/Ingrid Schöll. Düsseldorf: Schwann, 1985. S. 218-228.

52 Obwohl Bouboulina am Anfang des Romans von Vulpius als „ein schönes, hochherziges Weib“ dargestellt wird, das „Spindel und Schwert [...] gleich gut zu führen“ und Herzen „so gut zu besiegen, wie Feinde“ weiß (I, 9f.), verliert die Beschreibung der Heldin im Laufe des Romans dieses Gleichgewicht und es dominieren allmählich die männlichen Charakteristika. So wird sie als „Amazonen“ (I, 52) vorgestellt und im Weiteren als eine Frau mit einer „männlichen Seele“ (I, 67). Weibliche Qualitäten, die dem Weiblichkeitsideal des 19. Jahrhunderts entsprechen, werden auf die anderen weiblichen Figuren des Werkes verteilt, z.B. auf *Isminde*, genauso wie bei Schillers *Johanna-Tragödie*, in der ideale Weiblichkeit von der *Maitresse des Königs, Agnes Sorel*, verkörpert wird.

zwei mythologischen Figuren, die mit der Vernichtung eines mächtigen Mannes verbunden sind.⁵³ Dass dabei Männerphantasien mitspielen, die das starke, heroische Weibliche als Bedrohung der eigenen Männlichkeit empfinden, liegt auf der Hand.

Weiterhin wird Bouboulina im Roman mit Ninon verglichen (II, 228). Es handelt sich dabei um die bedeutende gelehrte Frau des 17. Jahrhunderts Ninon de Lenclos, die Schiller in seinem Gedicht *Die berühmte Frau* (1789) parodierend dargestellt hatte. Weibliche Gelehrsamkeit wird bei Schiller als Unnatur dargestellt, als ein klarer Verstoß gegen die bestehende Geschlechterordnung und wird deswegen vehement abgelehnt.⁵⁴ Die politisch kämpferischen Frauen und die mit der Feder produzierenden werden in Vulpius' Text in Analogie gebracht, denn beide stellen als grenzüberschreitende Figuren für den Autor eine „Verunsicherung“⁵⁵ dar.

Diese Verunsicherung, die zu einer ambivalenten Wahrnehmung von Bouboulina führt, wird auf die klarste Weise in den Berichten der Philhellenen Adolf von Lübtow und Gustav Feldham formuliert. Bei beiden Betrachtern löst die Konfrontation mit der Erscheinung und dem Wirken Bouboulinas große Verwirrung und Gefühle der Ohnmacht und des Schreckens aus. Charakteristisch ist, dass beide die Ähnlichkeit Bouboulinas mit der Jungfrau von Orleans stark negieren. Der preußische Leutnant Adolf von Lübtow

53 Beiden Frauen war es gelungen Herakles, den Helden, der das patriarchalische Ideal der Männlichkeit verkörpert, zu vernichten. Herakles wurde von seiner Frau Dejanira auf listige Weise getötet als Rache für seine Untreue. Nach einer anderen Sage hatte die Königin Omphale Herakles gekauft, als dieser, von den Göttern bestraft, für ein Jahr als Sklave dienen musste. Als die Königin erfuhr, wer der Sklave war, heiratete sie ihn. In blinder Liebe zu ihr und verweichlicht durch üppiges Leben ließ sich der Heros herab, Frauenkleider anzuziehen, Wolle zu spinnen und andere Frauenarbeit zu verrichten. Als die Zeit der Strafe vorüber war, erkannte der Held seine Verblendung und verließ Omphale.

54 Silvia Bovenschen. *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1979. S. 220ff.

55 Roberto Simanowski. *Die Verwaltung des Abenteurers* (wie Anm. 26), S. 327. Wie die Analysen von anderen Werken des Autors von Simanowski zeigen, trifft dies auch auf andere Frauengestalten, wie die Nixe Hulda, oder die Zauberin Lucindora, zu. Diese Frauengestalten verkörpern das ambivalente Gegenmodell zur ‚integrierten Frau‘. Man kann sie bewundern und verehren, aber nicht lieben.

z.B. bemerkt, dass die „neuere Jeanne d'Arc“ nichts Gemeinsames mit der Schillerschen Heldin zu tun hat, „denn Privatrache entflammte die Griechin, hohe Begeisterung und Vaterlandsliebe die Jungfrau von Domremy, wie Schillers unsterbliche Muse sie unvergesslich besungen.“⁵⁶ Ein Vergleich zwischen Bouboulina und Johanna wäre daher unmöglich: „Wenn man diese moderne Seeheldin mit der Jungfrau von Orleans vergleicht, so tut man unrecht“. Der Blick wird von der idealisierten Gestalt Schillers entfernt und auf das Wilde und Rohe der Kleistschen Penthesilea gelenkt. Auf sie wird implizit verwiesen, wenn es heißt:

„Sie [Bouboulina] ritt, als Amazone, ein schönes arabisches Pferd und war mit reichen Pistolen und einem kostbaren Säbel bewaffnet, umgeben von einem Haufen Bewaffneter, welche, wie Windhunde eines gestrengen Landjunkers, nebenher liefen und die Luft mit Freudengeschrei ertönen ließen“.

In gesteigerter und expliziterer Form werden die Angstgefühle bei Gustav Feldham zum Ausdruck gebracht, der vom „kalten Schauer“ bei seiner Begegnung mit Bouboulina spricht: „und ihr Ton war so schrecklich dabei, dass mir ein kalter Schauer durch die Glieder lief“.⁵⁷ Auch für Feldham stellt die Rache das zentrale Motiv der Griechin dar:

So gleicht sie der Löwin, die nach Beute, nach Blut dürstend, die Wüste durchstreift. Wehe dem türkischen Schiffe, das ihr ausstößt. [...]. Sie kennen die Furchtbare, sie weichen ihrem Anastasius, dessen Bildnis und Namen sahen wir im Spiegel und in der Kajüte angebracht, aus, wie sie nun können.⁵⁸

56 Adolph von Lübtow. *Der Hellenen Freiheitskampf im Jahre 1822. Aus dem Tagebuche des Herrn A.v. L., Kampfgenossen des Generals Grafen von Normann, bearbeitet von Ludwig von Bollmann*, Bern: 1823, hier zitiert nach Dieterich. *Deutsche Philhellenen in Griechenland 1821-1822* (wie Anm. 9). S. 90-91.

57 Gustav Feldham. *Gustav Feldhams Kreuz- und Querzüge oder Abentheuer eines Freiwilligen, der mit dem General Normann nach Griechenland zog*. Leipzig: Hartmann, 1822. S. 54. Die Echtheit dieses Berichtes ist stark umstritten. Robert Arnold z.B. bezeichnet ihn als einen „Memoirenroman“, vgl. Robert Arnold: „Der deutsche Philhellenismus. Kultur- und literaturhistorische Studie“. *Euphorion* 2. Ergänzungsheft (1896): S. 71-181, hier S. 103f. Regine Quack-Eustathiades beweist, dass es sich dabei um einen fingierten Bericht handelt. Regine Quack-Eustathiades. *Der deutsche Philhellenismus während des griechischen Freiheitskampfes 1821-1827*. München: Oldenburg, 1984. S. 95-103.

58 Gustav Feldham. *Gustav Feldhams Kreuz- und Querzüge* (wie Anm. 57). S. 48.

Die tierische Wildheit und die Jagdmetaphorik verweisen direkt auf Penthesilea, wo Charakterisierungen wie „Wölfin“, „Löwin“, „Hyäne“ oder „Dogge“ immer wieder vorkommen.⁵⁹ Eine Analogie mit der Schillerschen Johanna wird nur in ihrer Dimension der Unerbittlichkeit hergestellt:

Aber wie die unerbittliche Jungfrau folgt sie ihnen pfeilschnell nach, wenn der Wind nur einigermaßen dient, und zieht nicht eher ein Segel ein, bis sie die Unglücklichen mit ihrer Ladung erreichen kann. Ihr Schiff war ein trefflicher Schnellsegler.“⁶⁰

Als Beispiel für die Wildheit, ja Barbarei Bouboulinas wird bei Feldham folgende Szene geschildert:

Eine türkische Schebecke lag im Schlepptau. Sie [Bouboulina] hatte sie vor zwei Tagen genommen: Von der Besatzung war nichts zu spüren. Viel fragen mochten wir auch nicht danach, denn einige Türkenköpfe, die, von der Sonne halb verzehrt, schrecklich grinsend, zwischen dem höchsten Takelwerke vom Winde bewegt, an einer Leine hin und her schaukelten, ließen uns leicht bemerken, dass ihre ehemaligen Herren alle im Meere schwammen.⁶¹

Solche Grausamkeiten werden sonst in der philhellenischen Literatur dem Feinde, also den Türken, zugeschrieben und sie dienen als Strategien für die Bestialisierung des Fremden und die Sakralisierung des Aufstandes. Bei Adalbert von Chamisso's langem Gedicht *Chios* (1828) etwa, das den Heldentaten

59 Bei Kleist wird Penthesilea auch als „Halb Furie, halb Grazie“ (V. 2456), „Kentaurin“ (V. 118, 548) und „Rasende Megäre“ (V. 393, 533) charakterisiert. S. dazu Wolfgang Frhr. von Löhneysen in seinem Aufsatz „Ideal und Wirklichkeit. Deutsche Reisende in Griechenland 1800 bis 1840“. *Zeitschrift für Religions- und Geisteswissenschaften* 38 (1986). S. 132-166, hier S. 158: „Kleists Penthesilea zeigt das Zerstörerische, das Selbstzerstörerische des tragisch handelnden und untergehenden Menschen [...]. Das großartig Befremdende dieser erdichtenden Frauengestalt stand der Iphigenie, wie Goethe sie Jahren zuvor gedichtet hatte, gegenüber. Kleists Penthesilea ist unbildbar, ursprüngliche Natur, die nicht durch ihr Wollen, sondern durch ihr Tun und Handeln scheitert und durch ihr Gefühl den Tod erleidet. Aber gerade darum ist diese Griechin mit einer Frau des Aufstandes von 1821 vergleichbar“.

60 Gustav Feldham. *Gustav Feldhams Kreuz- und Querzüge* (wie Anm. 57). S. 48.

61 Ebd., S. 49.

des Revolutionskriegers Konstantin Kanaris gewidmet ist⁶², erreicht die Darstellung der Barbarei des Feindes eine grausame Monumentalität⁶³, wodurch die Tat von Kanaris ihre Legitimation erhält und glorifiziert wird:

Chios blüh'nder Friedengarten,
 Weh'! du unterliegst dem harten,
 Dem entmenschten Blutgericht;
 Deine neunzigtausend Bürger
 Sind erwürgt, es zürnt der Würger,
 Daß an Opfern es gebricht.

Der fünfte Teil des Gedichtes von Chamisso mit der Überschrift „Die Leichen“ stellt weitere Bilder der Grausamkeit dar, die mit Feldhams oben zitiertem Auszug vergleichbar sind. Das Meer ist angefüllt mit Leichen ermordeter Griechen, die der Landwind dem Schiff Kara Alis wieder zutreibt:

Und aus finstrer Wolkenschichte
 Bricht hervor des Mondes Scheibe;
 Schaudernd seh'n sie bei dem Lichte,
 Daß der Landwind Leichen treibe,
 Leichen in gedrängten Scharen,
 Raja-Leichen, die da waren
 Ali's grauses Siegesmal?
 Angespült wie von Gedanken,
 Legen sie sich um die Flanken
 Seines Schiffes sonder Zahl.⁶⁴

Diese monumentale Grausamkeit als Charakteristikum des feindlichen Anderen, die übrigens auch in den Gedichten von Wilhelm Müller zu finden ist, wird bei Feldham Bouboulina zugeschrieben. Man könnte hier von einer Umkehrung des Schemas „Kultur/Griechen – Barbarei/Türken“, das die philhellenische Literatur durchzieht, sprechen, da die Griechin Bouboulina nicht mit dem kultivierten Eigenen identifiziert wird, sondern eher als das barbarische Fremde wahrgenommen wird.

62 Ihm war es gelungen das vor der Insel Chios ankernde Flugschiff der türkischen Flotte in Brand zu setzen als Vergeltung für das Massaker von 1822.

63 Andrea Polaschegg, *Der andere Orientalismus* (wie Anm. 31). S. 257f.

64 Zit. nach Busse, *Philhellenische Gedichte*. Bd. 1 (wie Anm. 6). S. 156-165.

Je mehr Bou Boulina dämonisiert wird, desto mehr Sympathie zeigt der Philhellene für die Türken. Sie ist die „Furchtbare“ und die Türken sind die armen „Unglücklichen“⁶⁵.

Bei Heldinnen wie Bou Boulina stellt Feldham „etwas Unnatürliches“ fest und vergleicht sie mit Figuren der Bibel:

Ich verglich in Gedanken Bobelinen mit der Deborah, dem Weibe von Sissera, mit der Judith, mit der Mutter der Makkabäer und mit so vielen anderen alten und neuen Heldinnen, wie sie mir das Gedächtnis vorführte, ohne gerade zu einer großen Verehrung der Tapfren gezeigt zu werden: Es war mir doch etwas Unnatürliches darin.⁶⁶

Der Name beider Figuren, Deborah und Judith, mit denen Bou Boulina identifiziert wird, ist mit der Ermordung von starken Männern verbunden.⁶⁷ Das 19. Jahrhundert schöpft immer wieder Bilder und Mythen aus der Bibel, um das Weibliche zu definieren, vor allem aber um der Angst des Mannes vor dem Weiblichen Ausdruck zu geben, in einer Epoche, in der die Emanzipation der Frau im Horizont der 1848er Revolution historisch möglich war.⁶⁸ Durch die zwei biblischen Figuren wird die Angst einer in Krise geratenen Männlichkeit⁶⁹ vor dem starken Weiblichen manifestiert.

65 Gustav Feldham. *Gustav Feldhams Kreuz- und Querzüge* (wie Anm. 57). S. 48.

66 Ebd., S. 54f.

67 Deborah wird in der Bibel als die einzige Frau im gesamten Richterbuch dargestellt, die das Amt der Richterin innehatte, zugleich jedoch verfügte sie über die Gabe der Prophetie. Ihr Name wird – und in diesem Zusammenhang erwähnt sie Feldham – mit der Prophezeiung der Ermordung des Feldhauptmanns Sissera von einer Frau in Verbindung gebracht. Dies geschah tatsächlich mit Hilfe der Jüdin Jaël (Ri 4,22), der es gelang, ihm mit einem Nagel und einem Hammer die Schläfe zu durchschlagen. Judith hatte den grausamen Tyrannen Holofernes mit seinem eigenem Schwert geköpft und dadurch das jüdische Volk gerettet.

68 Vgl. dazu Renate Möhrmann. *Die andere Frau. Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der Achtundvierziger-Revolution*. Stuttgart: Metzler, 1977, besonders S. 45-49 und Inge Rippmann: „...statt eines Weibes Mensch zu sein“. Frauenemanzipatorische Ansätze bei jungdeutschen Schriftstellerinnen“. *Das Junge Deutschland. Kolloquium zum 150. Jahrestag des Verbots vom 10. Dezember 1835* (Düsseldorf 17.-19. Februar 1986). Hg. Joseph A. Kruse/Bernd Kortländer. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1987. S. 108-133.

69 Zum Thema Männlichkeit im 19. Jahrhundert vgl. Thomas Kühne (Hg.). *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*.

Weiblicher Heroismus wird bejaht, nur solange er den Kriterien, die Schiller mit seiner Johanna gesetzt hatte, entspricht. Die Gegenwart Bouboulinas ist weit von diesem Ideal entfernt. Feldham zitiert folgende Verse aus Schillers *Jungfrau von Orleans*:

Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
 Das harte Dulden ist ihr schweres Los,
 Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden,
 Die hier gedient, ist dort oben groß. (V. 1102 -1105)

und kommentiert dazu:

Diese Worte unseres Schillers standen hier in einem so furchtbaren Kontrast mit der Gegenwart, und die Türkenköpfe im Segelwerke grinsten so schrecklich dazu herab, das ich recht froh war, als der Abend dämmerte, und wir uns alle der Heldin zum fernern Wohlwollen empfahlen um auf die indessen nebenher segelnde Fregatte zurückzukehren.⁷⁰

Auch hier entstehen Bilder des Fremden. Bouboulina steht im Kontrast zu den Worten „unseres Schillers“. Wem gehört Schiller? Den Deutschen? Den Männern? Mit Erleichterung verabschiedet sich Feldham von Bouboulina und beendet seinen Bericht mit einer weiteren literarischen Referenz als Identifikationsfigur der griechischen Heldin. Es ist wieder eine Frau, die aus Rache ihren Ehemann ermordet: „Ich glaubte Alfieris Rosamunde zu sehen“, notiert er und zitiert aus dem Gedächtnis folgenden Vers: „O R a c h e komm und fülle mich vom Scheitel bis zum Zeh“.⁷¹

V. Fazit

Durch die deutsche Bouboulina-Literatur werden keine Konzepte bürgerlicher Frauenemanzipation vermittelt. In keinem der oben untersuchten Texte erscheint Bouboulina als autonomes Subjekt. Glorifiziert wird Bouboulina

Frankfurt a.M., New York: Campus, 1996. In direktem Zusammenhang zu unserer Problematik hierin der Aufsatz von Karin Hagemann. „Heran, heran zu Sieg oder Tod! Entwürfe patriotisch-wehrhafter Männlichkeit in der Zeit der Befreiungskriege“. S. 51-68.

70 Gustav Feldham. *Gustav Feldhams Kreuz- und Querzüge* (wie Anm. 57). S. 55.
 71 Ebd.

nicht als Figur der weiblichen Emanzipation, sondern als treue Ehegattin und Mutter und zugleich als sittliche und fromme Frau. Unter diesen Voraussetzungen wird ihr revolutionäres Engagement akzeptiert.

Bouboulina wird als Heldin ambivalent dargestellt. Als Wunschbild erscheint sie ausgestattet mit Charakteristika der Treue, der Frömmigkeit und des Gehorsams und wird mit Schillers Johanna identifiziert. In der Philhellenen-Literatur wird sie als Schreckbild mit Dejanira, Judith, Rosamunde oder Ninon de Lenclos gleichgesetzt. Beide Strategien, sowohl jene der Idealisierung als auch jene der Dämonisierung, sind als Reaktionen des männlichen Individuums zu verstehen, das Bild der Revolutionärin, das stark gegen die bürgerlichen Stereotype verstößt, in die Grenzen der patriarchalischen Ordnung einzufügen.

Paula Henrikson (Uppsala)

Swedish Philhellenism and the Question of Transnational Exchange

Swedish philhellenism, still only sparsely explored, flourished in the years around 1826 and was channelled primarily through *Grekwännernas Sällskap* ('Society for the Friends of Greece')¹, founded on the initiative of 26 years old lieutenant Otto August Cronhielm. The primary mission of the society was to coordinate the economic support for the Greek independence movement, forwarded through *Comité Philhellénique* in Paris. A couple of Swedish volunteers also went to Greece to fight for freedom.² The political and charitable activities were paralleled by a discursive philhellenism, being a precondition for the massive popular support. At the bottom, and as a prerequisite for the philhellenic uprising, were cultural representations of the classical heritage, serving as a legitimising authority, and gluing competing or even conflicting groups together.

In the following I will try to illuminate Swedish philhellenism in its practical, discursive, and transnational dimensions. I will begin with a fairly ample overview of the activities of the Swedish philhellenic society and will then proceed to discuss philhellenic literature in Sweden. Swedish philhellenism should however be understood in its context as one instance of a transnational movement, i.e., as a translation culture, where national and linguistic boundaries are of secondary importance. Studying European philhellenism as a series of nationally demarcated enclaves would be counterproductive considering that philhellenism exemplifies one of the earliest

1 All translations into English are my own, if not indicated otherwise.

2 The story of Swedish philhellenism has previously been told by Erik Wikén. "Sveriges hjälp till grekerna på 1820-talet". *Svensk tidskrift* (1941): p. 347-352; Petra Pakkanen. *August Myhrberg and North-European Philhellenism: Building the Myth of a Hero*, Helsingfors: Papers and monographs of the Finnish Institute at Athens 10. 2006; Pär Sandin. "Norsk litterär filhellenism 1821-1832 och dess svenska kontrast". *Sammlaren* (2012): p. 90-106; Paula Henrikson, "Filhellenism i svensk romantik. Exemplet Atterbom", *Ett möte. Svensk och dansk litterär romantik i ny dialog*. Ed. Gunilla Hermansson. Göteborg: Makadam, 2008. p. 72-87.

massmedially transmitted European mass movements, not authorised by the governments.³ In a final case study I thus, tentatively but comprehensively, will examine literary and journalistic representations of the Greek heroine Laskarina Bouboulina as they spread across Europe during the 1820s – and as they reached Sweden in the drama *Vublina* (1823). I do not primarily posit linear relationships or intentional influences, but wish rather to point towards a European and North American ‘omnitext’, shaping a modern consciousness in the early 1800s.

I. Swedish Philhellenism: a Short Overview

“In the town of Missolonghi a granite monument has been dedicated to the Swedes who died for Greece in her struggle for independence. Our gratitude is even more durable than that granite.”⁴ By these words, Giorgos Seferis in his Nobel lecture 1963 addressed the Swedish philhellenes, honoured in Missolonghi by a memorial made of Swedish stone. But how wide-ranging were the Swedish efforts, in terms not only of philhellenes departing for Greece, but also of fund raising, political debate, and general cultural mobilisation? Spirits of philhellenism can be traced in Swedish newspapers and especially *Allmänna Journalen* from the early 1820s⁵; in 1826 the efforts were canalised through *Grekwännernas Sällskap*.⁶ The society was preceded by a petition, published the 3rd of May 1826, which was incidentally the day of the new heir-apparent of Sweden and Norway to be born to crown princess Josephina – a cousin of Napoleon III – in Stockholm. The call bore the title “Till

-
- 3 An exemplary approach is taken by Natalie Klein (“*L’humanité, le christianisme, et la liberté*”. *Die internationale Philhellenische Vereinsbewegung der 1820er Jahre*. Mainz: Von Zabern, 2000), who in her transnational study emphasises the transatlantic dimension of philhellenism.
 - 4 *Nobel lectures including presentation speeches and laureates’ biographies. Literature 1901-1967*. Ed. Horst Frenz. Amsterdam/London/New York: Elsevier, 1969. p. 584. Cf. “Monumentet i Missolonghi har avtäckts”. *Svenska Dagbladet* 5.4.1939.
 - 5 Cf. Göte Jansson, *Tegnér och politiken 1815-1840. En skalds syn på sin tids samhällsproblem*, Uppsala: Almqvist & Wiksell, 1948. p. 89.
 - 6 The society may seem as a direct reaction to the massacre in Missolonghi; this, though, was not known in Sweden until the 31st of May; cf. *Dagligt Allhandla* 31.5.1826.

Swenska Allmänheten” (‘To the general public of Sweden’) and included an invitation to donate money in support of the suffering Greeks.⁷ The call ended with a special appeal to Swedish women, who by their charity could be important in world politics. This modest appeal can be read as a Swedish response to the petition written by Evanthia Kairi on behalf of Greek women, asking for support from the philhellene ladies in Europe.⁸ The letter was translated into English and French and contributed substantially to the mobilisation of women for the Greek cause in Europe and America.⁹ A Swedish version of the letter was published in *Allmänna Journalen* the 6th of June 1826, and there is also evidence of Swedish women having shown special commitment for the Greek cause.¹⁰

The petition the 3rd of May 1826 was written by the lieutenant, later politician Otto August Cronhielm, but printed anonymously. It is worded with caution, paying respectful homage to the king as well as to religion, and repeatedly referring to ‘the cause of humanity’ (‘mensklighetens sak’). The timing might be late, but ‘a people fighting for freedom and raising in masses is not subdued by momentary setbacks’ (‘ett folk, som strider för sin frihet,

7 [Otto August Cronhielm]. “Till Swenska Allmänheten”. *Stockholms Posten* 3.5.1826; *Allmänna Journalen* 3.5.1826. Cf. *Stockholms Posten* 20.6.1826.

8 Ἐπιστολή Ἑλληνίδων τινῶν πρὸς τὰς Φιλελληνίδας συντεθεισα παρὰ τινος τῶν σπουδαιωτέρων Ἑλληνίδων, Hydra 1825. English version as *A Voice from Greece Contained in an Address from a Society of Greek Ladies to the Philhellenes of their own Sex in the Rest of Europe*. Tr. George Lee. London: John Hatchard and Son, 1826.

9 Cf. Gunnar Hering. “Der griechische Unabhängigkeitskrieg und der Philhellenismus”. *Der Philhellenismus in der westeuropäischen Literatur 1780-1830*. Ed. Alfred Noe. Amsterdam: Rodopi, 1994. p. 41; Paschalis M. Kitromilides. “The Enlightenment and Womanhood: Cultural Change and the Politics of Exclusion”. *Journal of Modern Greek Studies*. Vol. 1, No 1 (1983): p. 53f.; Eleni Varikas. “Women’s Participation in the Greek Revolution, 1800-1827”. *Political and Historical Encyclopedia of Women*. Ed. Cristine Fauré. New York/London, 2003. p. 246f.; Maïte Boussy, “1826. Women in Philhellenism”. *Political and Historical Encyclopedia of Women* (see above). p. 253-269.

10 Swedish version as “Bref till Europas Philhelleniska Fruntimmer, från Helleniska Fruntimmer”. *Allmänna Journalen* 6.6.1826. On women’s commitment, cf. Carl Hallendorff, “Grekvännernas sällskap”, *Svenska Dagbladet* 13.6.1924; Klein. “L’humanité, le christianisme, et la liberté” (see footnote 3). p. 99; Pakkanen. *August Myhrberg* (see footnote 2). p. 24.

och som i massa rest sig, kufwas icke genom ögonblickliga motgångar”), the petition states. The response was huge; in the following issues of *Stockholms Posten* and *Allmänna Journalen* reports can be read of funds received by the bookseller Anders Wiborg, who had been appointed treasurer. These reports not only mention the names or signatures of the donors, but are also more often than not followed by a few words, serving as a motto for the gift, such as ‘From a five-year-old girl for the poor Greeks’, ‘Receive, pious, brave, noble people! the gift our friendship provides you’, ‘Dii meliora!’¹¹

One should stress that the society was a national one, though administered from Stockholm: funds were received from all over the country’s provinces, and from different social classes, and arrangements such as theatres and exhibitions were made from Umeå in the north to Helsingborg in the south. In the accounts of funds received this nation-embracing character is obvious. At the end of May the sum had been reached at which, according to the petition, it was time to institute the society. This took place on May 24th; the members met in *Lilla börssalen*, the room where the burghers used to gather at the sessions of the *Riksdag*. They elected from their number a committee to lead the work.¹²

The establishment of a Greek society initiated a period of intense Swedish philhellenism. Concerts, boat cruises and art exhibits in support of the Greeks were arranged, theatre performances took place, and a steady stream of philhellenic literature emerged from the printing presses, provided on the cover sheet with the declaration that the books were sold to support the suffering Greeks. Officially, though, as in continental Europe, the Greek rebellion was considered a revolt against a legitimate superiority. Since the philhellenic movements stood in opposition to the power structures that were they had to be cautious in their expressions.¹³ Roughly, the arguments for the Greek

11 These examples can be found in *Allmänna Journalen* 5.6.1826.

12 According to *Stockholms Posten* 23.5.1826 and 24.5.1826 a total of 132 men, mentioned by name, were summoned for the meeting. Since it was still possible to sign up, the figure may have increased further. *Stockholms Posten* 25.5.1826 reports that the meeting had gathered ‘as great an amount of people as the restricted room could possibly accommodate’. In *Allmänna Journalen* 31.5.1826 a committee of in total 18 men is presented.

13 There are indications, though, that the king – who by the Liberals was hoped for as a saviour of the Swedish nation – had a mild attitude to Greek sympathies. Cf. Stig Torsslow, who asserts that the performance of the pro-Greek drama *Sulioterna* by Per Adam Wallmark was staged on initiative of the king.

cause can be divided into three groups. Firstly, they were motivated in terms of religion: an atmosphere resembling the crusades was brought about, in which Muslim barbarism was contrasted to Christian civilisation. Secondly – but this could be politically dangerous – the support was motivated by a libertarian, liberal, or even nationalistic tendency. Thirdly, the supporters of Greek independence assumed an historical continuity, so that from an awareness of the role of ancient Hellas as the cradle of European civilisation emerged the sense of a duty to repay the debt to the Greek people. It has been pointed out how such interacting motifs made it possible for philhellenism to bring together diverse groups in society, supporting the same cause but for different reasons.¹⁴ This observation is certainly valid for Sweden. Among the (initially) 18 men in the committee for the Greek society, the lawyer Johan Gabriel Richert was an outspoken advocate of liberal reforms. At the same time conservatism was strongly represented; one can mention the baron and theatre director Gustaf Åkerhielm and the lieutenant colonel and count Per Gustaf af Ugglas, both decidedly conservative members of the committee. Mercantile interests were brought to bear by merchants Anders Broberg and Gottlob Fredrik Smerling, military interests by lieutenant colonel Israel af Ekenstam and colonel Johan Peter Lefrén, religion by the bishop and poet Johan Olof Wallin. Frans Michael Franzén, a celebrated poet, was also elected into the committee. Among the sympathisers of the Greek cause one may also mention the clergyman Jacob Berggren, formerly at legation in Constantinople but in 1822 forced to leave because of the war. Berggren, skilled in Arabic and Oriental studies, depicted his experiences in *Resor i*

(Stig Torsslow. *Edvard Bäckström och hans dramatiska diktning*, Göteborg: Gumperts, 1947. p. 26.) Princess Sofia Albertina, sister of the former king Karl XIII of the Holstein-Gottorp family, even arranged Greek fundraising; cf. Klein. “*L’humanité, le christianisme, et la liberté*” (see footnote 3). p. 99. The journal *Allmänna Journalen*, whose responsible editor was Per Adam Wallmark, was for other reasons subject of suspensions in 1814 and 1824. In 1826, Wallmark’s writings on Greece caused him a discontent remark from the Turkish ambassador, though at this time not leading to suspension. Cf. Clara Wallmark. *Pebr Adam Wallmark. En tidsbild från adertonhundralets första hälft*, Stockholm: Ivar Hægström, 1914. p. 150.

14 Cf. Andrea Polaschegg. *Der andere Orientalismus: Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert*. Berlin/New York: de Gruyter, 2005. p. 264f.

Europa och Österländerne (1826-1828), in 1834 translated into German as *Reisen in Europa und im Morgenlande*.¹⁵

The Greek sympathies thus cut through the strata and factions of society, and the discussion was vivid also within the committee.¹⁶ A controversial issue was whether parts of the funds should be used to annul a contract on 30 cannons from the iron foundry in Åkers Styckebruk, purchased on behalf of Egypt. "Swedish iron blushes to be forged into weapons of Turks and barbarians", the newspapers declared, and eventually the cannons remained in Sweden, on payment of 6000 Riksdaler banco.¹⁷ After the war, the cannons in question were purchased by the Greek government, mediated by the Swedish consul Carl Peter von Heidenstam.¹⁸ The cannon issue is interesting not least since it also reveals political controversies among the philhellenes in Sweden.

There was furthermore a handful – around ten – Swedish volunteers who travelled to Greece to support the Greek cause¹⁹; one of them, Captain Sass, belonged to Lord Byron's battalion. Sass died in Greece, though not in combat. Nils Fredrik Aschling, who departed for Greece in the beginning of

15 Jacob Berggren, *Reisen in Europa und im Morgenlande*. Tr. Franz Heinrich Ungewitter, Vol. 1-3, Leipzig/Darmstadt: C.W. Leske, 1834.

16 Cf. Jansson. *Tegnér och politiken* (see footnote 5). p. 97.

17 *Stockholms Posten* 5.6.1826; *Stockholms Posten* 6.6.1826; *Stockholms Posten* 14.6.1826; *Stockholms Posten* 20.6.1826; *Allmänna Journalen* 1.5.1826; *Allmänna Journalen* 25.5.1826; *Allmänna Journalen* 3.6.1826; *Allmänna Journalen* 3.7.1826; *Allmänna Journalen* 4.7.1826; *Allmänna Journalen* 5.7.1826; *Dagligt Allahanda* 2.6.1826; *Dagligt Allahanda* 9.6.1826. Cf. Wikén. "Sveriges hjälp till grekerna på 1820-talet" (see footnote 2); Hallendorff. "Grekvännernas sällskap" (see footnote 10).

18 Erik Wikén. "Med svenskar i 1800-talets Hellas". *Mitt Grekland*. Ed. Roland Hentzel. Stockholm: Natur och kultur, 1958. p. 85. Carl Peter von Heidenstam, born in Smyrna and educated in Paris, is known for travel books and novels, among these one from the Greek war of Independence: *L'Orpheline d'Argos. Épisode de la révolution Grecque*, Paris: G.A. Dentu, 1830. He was Swedish consul in Greece 1831-1878.

19 Cf. Pakkanen. *August Myhrberg* (see footnote 2). p. 8, footnote 23 for a comprehensive overview of the evidence of Swedish volunteers. Cf. also Wikén. "Med svenskar i 1800-talets Hellas" (see footnote 18); Wikén. "Sveriges hjälp till grekerna på 1820-talet" (see footnote 2). p. 340ff.; William St Clair, *That Greece Might Still Be Free. The Philhellenes in the War of Independence*. New edition, rev., corr., and with additional ill. and updated bibliography. Cambridge: Open Book Publishers, 2008 (first ed. 1972). p. 356.

1822, in many ways exemplifies a disillusioned volunteer, according to whom the Greek fighting spirit was deficient and the Greek resources insufficient. Aschling elaborated his experiences and his advice in his book *Försök till grekiska revolutionens historia, enligt anteckningar gjorde på stället* ('An Attempt at a History of Greek Revolution, made according to notes written on location', 1824). His desire is to moderate the extremism he had discovered in previous accounts from the Greek insurrection. Aschling still supports Greek independence, he declares, but he is convinced that a successful victory is dependent on huge and hitherto unseen efforts. The Greeks had to handle massive problems with bad finances, a lacking leadership, and internal partiality and controversies, with especially the islanders insisting on their greater efforts justifying greater benefits. The goal, according to Aschling, should be a constitutional monarchy; if nothing is done, though, a protectorate would be more likely to be the outcome.²⁰

Those who stayed in Sweden collected money, with inventiveness and creativity. The birth of the prince was a happy coincidence, increasing the generosity.²¹ A standard phrase was to celebrate the freedom of Sweden and its heir apparent by working for the victory of freedom in Greece as well.²² Art exhibitions, arranged for the benefit of the Greeks, were one way to stim-

20 Cf. Nils Fredrik Aschling. *Försök till grekiska revolutionens historia, enligt anteckningar gjorde på stället*. Stockholm: Samuel Rumstedt, 1824. A positive review of Aschling's account is found in *Swensk Litteratur-Tidning* 12.7.1824, col. 362-368.

21 According to Carl Hallendorff ("Nationalinsamlingen för grekerna 1826". *Svenska Dagbladet* 14.7.1924) the sum amounted to about 70.000 franc. Cf. Wallmark. *Pebr Adam Wallmark* (see footnote 14). p. 150. Wikén ("Sveriges hjälp till grekerna på 1820-talet"; see footnote 2. p. 349f.) mentions a sum of 40.500 Riksdaler (i.e., 28.000+2.500+10.000; 1 Riksdaler equalled ca 2 franc); cf. Pakkanen. *August Myhrberg* (see footnote 2). p. 24. For fund raising in Europe and North America, see Klein. "*L'humanité, le christianisme, et la liberté*" (see footnote 3). p. 21-151; Regine Quack-Eustathiades. *Der deutsche Philhellenismus während des griechischen Freiheitskampfes 1821-1827*. München: Oldenbourg, 1984. p. 50ff.

22 Cf. Hallendorff. "Nationalinsamlingen för grekerna 1826" (see footnote 21). The importance of the concept of freedom in the Swedish identity and self-understanding in the 17th and 18th century has been discussed by Jonas Nordin in *Ett fattigt men fritt folk. Nationell och politisk självbild i Sverige från sen stormaktstid till slutet av frihetstiden*. Stockholm: Symposium, 2000. p. 264ff.

ulate sympathies for Greece; there is evidence from exhibits in Stockholm and Helsingborg. June 17th 1826, a concert was held in Hedvig Eleonora Church, where among other pieces performed one could listen to Mozart and Pergolesi, and also a newly composed work for piano and choir by Bernhard Crusell, *'Hymn to the Greek Liberation'* (*Hymn för Greklands befrielse*), as well as the cantata *'Swea to the sons of Hellas'* (*Swea till Hellas' söner*) by Bernhard von Beskow. The concert yielded 3160 Riksdaler banco, donated to the Greeks.²³ Theatrical performances were given, both in the provinces and in Stockholm. Among these the most important play was *'The Suliots'* (*Sulioterna*) by Per Adam Wallmark, staged eight times in 1827-1829.²⁴ Among the odder events was a boat cruise in the lake Mälaren with the pedal boat Gefion, 'to support the compatriots of Archimedes' ("att understödja Archimedes' landsmän"). The participants listened to a song by Carl Fredrik Dahlgren, and a plausible motive behind the arrangements was that the pedal boat would through this marketing become a profitable proposition.²⁵

Pamphlets were printed and distributed in Sweden as all over Europe. One example of an outspoken translation was the liberal politician Benjamin Constant's pamphlet *Appel aux nations chrétiennes en faveur des Grecs* (1825), the same year printed in Stockholm as *Appell till de christna folken för grekerna*.²⁶ And not least, literary works were printed, in translation and in the original. During the period 1823-1838 one may find novels, plays, songs, epics and lyric poems, by writers such as Per Adam Wallmark, Carl August Nicander, Julia Nyberg (Euphrosyne), Bernhard von Beskow, Carl Fredrik

23 Cf. *Stockholms Posten* 10.6.1826; *Stockholms Posten* 20.6.1826; *Allmänna Journalen* 19.6.1826; *Kometen* 1826, no. 52. Cf. Pakkanen. *August Myhrberg* (see footnote 2). p. 24f. and Wikén. "Sveriges hjälp till grekerna på 1820-talet" (see footnote 2). p. 349.

24 Wikén. "Sveriges hjälp till grekerna på 1820-talet" (see footnote 2). p. 349. Per Adam Wallmark. *Sulioterna, eller Sulis öfvergång; en händelse ur början af grekernas befrielse-krig; historiskt skådespel i tre akter, första gången uppfördt på kongl. stora theatern, den 11 maj 1827; med bifogade upplysningar och anekdoter ur grekiska befrielse-krigets äldre och nyare historia*. Stockholm: Ecksteinska tryckeriet, 1827.

25 Cf. *Allmänna Journalen* 26.5.1826; 6.6.1826. [C. F. Dahlgren]. *Sång, afsjungen på fartyget Gefion den 28 maj 1826. Säljes till grekernes förmon*. Stockholm: C.F. Wennström, 1826.

26 Another pamphlet is *Skola grekerne gå under eller ej? Betragtelse af en opartisk*, Stockholm: Wennlundska boktryckeriet, 1826.

Dahlgren, Fredrika Christina Linder, and Constantia von Strussenfelt. In many cases the revenues were reserved for the Greeks; other works supported the Greeks in a more symbolic way.²⁷ A certain distinction belongs to a number of Byron-poems, translations of Byron's works as well as original Swedish works dedicated to the memory of Lord Byron.²⁸ Fundraising activities are reported from the Swedish society until the end of 1827²⁹; in 1828 the last portion of funds were received by the Comité Philhellénique in Paris.³⁰ Thereafter the society ceased to exist.

-
- 27 Some examples are Wallmark. *Sulioterna* (see footnote 24); Carl August Nicander. *Markos Botzaris eller den selleidiska örnen. En grekisk sång*. Stockholm: Joh. Hörberg, 1826; [Julia Nyberg]. *Vublina, dramatiskt poem af Euphrosyne*, Stockholm: Fr. B. Nestius, 1823; [Bernhard von Beskow]. *Swea till Hellas' söner. Cantate, att uppföras vid den Concert, som kommer att gifvas till förmån för Grekerna*. Stockholm: Fr. B. Nestius, 1826; [Bernhard von Beskow]. *De nya sulioterna eller Scenens undergång. Komisk hjeltedikt. Inkomsten af upplagan tillfaller Grekerna*. Stockholm: C.F. Wennström, 1827; [Carl Fredrik Dahlgren]. *Sång, afsjungen på Fartyget Gefion den 28 maj 1826. (Säljes till Grekernes förmon.)* Stockholm: C.F. Wennström, 1826; [Fredrika Christina Linder]. *Marko Bozaris grafvärd. Prologue i 2 acter med musique och sång. Upförd, den 8 Oct. 1826, å stora Rådhus-Salen i Ume Stad, då ett Sällskaps-Spectakel gafs, till förmon för de olyckliga Grekerna*. Stockholm: Zacharias Haeggström, 1826; Frkn R*** [Constantia von Strussenfelt]. "Pilgrimen vid Missolonghi, 1826", "Vid Underrättelsen att Canaris blifvit illa blesserad, 1826", "Vid Generalskan Guras död, i striden vid Athen 1827". *Dikter af Fröken R****, Vol. I, Stockholm: L. Öberg, 1832.
- 28 Some examples are A. L-d [Assar Lindeblad]. "Lord Byron's död". *Stockholms Posten* 1824, no 219; Frkn R***. "Lord Byron". *Dikter af Fröken R**** (see footnote 27). p. 97-100; Per Daniel Amadeus Atterbom, "Byron", *Swea* 13 (1831): p. 16-17; Karl August Nicander. "Lord Byron på Delphis ruiner". *Hebe. Poetisk Calender för 1831*. Stockholm: Zacharias Haeggström, 1830. p. 87-94; Johan Nybom, *Byron i Grekland: skaldeestycke i tre sånger*. Stockholm: L. J. Hiertas förlag, 1838. Cf. Gunnar Biller. "Byron i den svenska litteraturen före Strandberg. Några anteckningar". *Samlaren* (1912): p. 123-165; Ingrid Elam. "'Dissolve All Dissonance': The Fortunes of Byron in Sweden". *The Reception of Byron in Europe*. 2 vol. Ed. Richard A. Cardwell. Vol. 2: *Northern, Central and Eastern Europe*. London/New York: Thoemmes continuum, 2004. p. 381-385.
- 29 Wikén. "Sveriges hjälp till grekerna på 1820-talet" (see footnote 2). p. 349f.
- 30 Klein. "*L'humanité, le christianisme, et la liberté*" (see footnote 3). p. 107.

II. Discursive Philhellenism: The Classicist Dichotomy Revisited

The origins of European Philhellenism in the late 1700's coincide with a decisive shift in European culture. This rupture, by Reinhart Koselleck labelled a result of the discrepancy between the space of experience and the horizon of expectation, meant that history had lost its prognostic function; what had happened could no longer predict what would happen.³¹ The French Revolution and its outcomes threw a melancholic light on history, and Greece itself, the cradle of civilisation, could be looked upon from a new angle, the classical models no more being considered eternal norms, but being found changeable in their values over time. In analogy with this idea of a time-dependent evolution of consciousness it can be argued that literature was conceptualised as history at that moment when it could no longer claim immediate, i.e. unmediated, validity for present existence. As a consequence, the classical heritage became antiquated as *repertoire*: the same way as modern science had made the ancient body of knowledge obsolete, the insight into the incomparability of the modern age with the past had relativised the classical models of literary production. But this also meant that the classical heritage could re-emerge as *tradition*: as antiquity was looked upon from a distance it became visible as ideological background for the emerging modern society.

As a motivating force for the driving members of the Greek societies in Europe and North America the continuity with classical Greece might have been overestimated³²; philhellenic literature, though, was nevertheless transformed into a place for deliberation between classical norms and modern politics. Along with the real war, a discursive, or symbolic, war was fought. We should bear in mind that modern Greece was only one aspect of European philhellenism. Most philhellenes did not go to Greece, but projected their dreams and fears on the conflict, which was transformed into a symbolic conflict of words and concepts. On the other hand it is obvious that many of the volunteering philhellenes actually became a burden rather than an asset to the Greeks; the North Europeans did not understand the Greek

31 Reinhart Koselleck. "Erfahrungsraum' und 'Erwartungshorizont' – zwei historische Kategorien". Ders. *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1989. p. 349-375.

32 According to Klein. "*L'humanité, le christianisme, et la liberté*" (see footnote 3). p. 222f., 238f.

war and insisted on playing heroes.³³ One can even argue that the Greek cause was annexed by Western philhellenes as an illustration of symbolic battles entirely at home in the north-western corner of Europe. What was at stake in European philhellenism was nothing less than the origin of Western civilisation, and of European identity as sprung from the classical heritage of Greece. Thus the classical heritage, transformed from a present repertoire (as in classicism) to a past tradition (as in romanticism), was also transformed into memory. The modern disconnection with the classical era meant the invention of classicity as we know it, i.e., as an historical artefact in the realms of a cultural memory. At the same time memory acquired a normative role, in the terms of Ross Poole, 'it informs us of the obligations and responsibilities we have acquired in the past, and that ought to inform our behaviour in the present'.³⁴

Permeated as the philhellenic literature is by classical references it should be central for the investigation of Romantic Neoclassicism, often incorrectly described as a purely aesthetic intention to revive and reconnect with the classical – and in particular Greek – heritage. Ideas of an aesthetic utopia revitalised from classical roots permeated a variety of pamphlets on aesthetics around 1800. In the 1820s, though, this aesthetic utopianism acquired political overtones and was brought together with the desire to support Greek independence. It was mandatory in philhellenic works to refer to the grandeur of the classical era, and this was also exposed as a main argument for supporting the Greeks: Greece was the cradle of Western civilisation, and now the duty fell on us to repay our debt. One example among many can be found in Esaias Tegnér, bishop and celebrated poet in Sweden:

O Greklands minnen! Romas hjältedar!
I flydden icke, I stå ännu kvar,
och trotsen, krönta med er stjernekrone,
den nya tid, och Stambul och Verona.³⁵

33 Cf. Klein. *L'humanité, le christianisme, et la liberté* (see footnote 3). p. 54. Cf. Pakkanen. *August Myhrberg* (see footnote 2). p. 9ff.

34 Ross Poole. "Memory, history and the claims of the past". *Memory Studies* 1 (2008): p. 149-166, p. 152.

35 Esaias Tegnér. *Samlade skrifter*. Ed. Fredrik Böök/Ewert Wrangel. Vol. IV (1822-1824). Stockholm: Tiden, 1920. p. 46; Cf. Jansson. *Tegnér och politiken* (see footnote 5), p. 102f.

(‘Oh memories from Greece! Heroic days of Rome! You did not vanish, you are still there, and with your diadem of stars you defy the new times, and Stambul, and Verona.’)

Tegnér contrasts classical greatness with contemporary misery, i.e. Istanbul, the Turkish ravages, and the Congress of Verona 1822, confirming the resolution that the great powers should continue to acknowledge the Turkish rights to rule Greece, and therefore oppose the Greek rebellion. A typographic illustration of Greece in need of help from the North can be found in the cantata ‘*Svea to the sons of Hellas*’ (*Svea till Hellas söner*) by author Bernhard von Beskow. On the title page the romanticised, weak Roman type of Hellas is seconded by the robust German type in black-letter, a typographical argument for the Greek need of support.³⁶

Mobilising the memories of ancient Greece more often than not had explicitly or implicitly allegorising consequences. An illustrative example of this is a translation of the famous poem by Friedrich von Schiller, “Die Götter Griechenlands” (1788). In 1826 Schiller’s poem was printed in a Swedish translation sold for the benefit of the Greeks.³⁷ Schiller’s description of the Greek gods giving way to Christianity, and surviving in poetry only, was now located in a new context, not foreseeable by Schiller, but loading the poem with new, allegorical significance. The apostrophising of the flight of the gods could now be read as a story about Greek klephts hiding in the mountains – ‘the one god’ in such an allegorical reinterpretation would be not the Christian God but Allah, putting Greek gods to flight. The allegorical pattern is dominant and without concern for intentions and origins.

In such allegorising use of ancient Greece the Persian wars were brought into particular focus.³⁸ This theme was exploited by, among others, Johan Nybom in his late philhellenic epic *Byron i Grekland* (*Byron in Greece*) from 1838:

36 von Beskow. *Svea till Hellas’ söner* (see footnote 27).

37 Friedrich von Schiller. *Grekländs gudar. Efter Schiller. Skaldeestycke. Till trycket lemnadt, att försäljas till förmån för närvarande tids olycklige greker*, tr. M. M. af Pontin. Stockholm: Henrik A. Nordström, 1826.

38 Cf. the anthology *Cultural Responses to the Persian Wars. Antiquity to the Third Millenium*. Ed. Emma Bridges/Edith Hall/P. J. Rhodes. Oxford: Oxford University Press, 2007.

S W E A

T I L L

HELLAS' SÖNER.

C A N T A T E,

*att uppföras vid den Concert, som kommer att gifvas till förmån
för Grekerna.*



S T O C K H O L M,
tryckt hos F R. B. N E S T I U S, 1826.

Det går en feber-ryckning genom tiden,
 Och folk och throner skakas utaf den;
 Var därför' redo, Hellas, och i striden
 Låt Europa känna dig igen;
 Spartaner-börd naturen åt din ungdom gifvit,
 Och adels-brefvet på dess panna skrifvit.³⁹

(‘A fever tremor passes through our times, and people and thrones are shaken by it; thus, be ready, Hellas, and in the battle let Europe recognise you; nature has given Spartan ancestry to your youth and has written the patent of nobility on its forehead.’)

“Hvarenda här består af Leonider, / Och hvarje pass är ett Thermopylæ” (‘Every army is made up of Leonids, and every pass is a Thermopylae’)⁴⁰, Nybom states, equalling the classical past with the present war. Thus, Nybom produces a double exposure, where ancient and modern Greece are both discernible through the abiding Greek landscape.

III. Case Study: Laskarina Bouboulina Moving North

Acknowledging the mediality and transnationality of philhellenism, it is crucial that it should be explored as a *movement* in the literal sense of the word, rather than a static phenomenon. The most striking aspects of the philhellenic efforts can in this sense be found in transitions, passages and transformations. The dissemination of evidence and fanciful stories will here be indicated by means of a condensed case study, demonstrating the way Laskarina Bouboulina (1771-1825) became a European heroine in the 1820s, not only in fact but also in fiction. The case of Bouboulina, the naval commander who equipped several war-ships and took part in the naval blockade of Nauplion⁴¹, indicates the excitement with which Western media received and transformed news from Greece, and gives rise to questions of ideology, femininity and the use of classical heritage. By my investigation I hope to supplement and possibly also adjust the conclusion by Friedgar Löbker, who

39 Nybom. *Byron* (see footnote 28). p. 25.

40 Nybom. *Byron* (see footnote 28). p. 8.

41 Cf. Varikas. “Women’s Participation in the Greek Revolution, 1800-1827” (see footnote 9). p. 248.

claims that the depictions of Bouboulina in philhellenic literature served to present to the reader an exemplary prototype for the warlike lady.⁴²

Tracing the representations of Bouboulina we will start the 23rd of February 1828 in Stockholm, where a baby girl was born, who was to be christened as Sara Wublina Cunigunda. Her three-year-old brother already bore the names Erik Isak Niketas, the last one obviously after Nikitas Stamatelopoulos, the ‘Turk-eater’. Wublina, in turn, was a transcription of Bouboulina.⁴³ Their father was Johan Tulindberg, born in Uleåborg, Finland, and son of the renowned Finnish composer Erik Tulindberg. In 1824 Johan Tulindberg had married Catharina Kijk, born in Kalanti, Finland, and since then he had been serving as curate of the Finnish church in Stockholm. The names of his children, Wublina and Niketas, seemed exotic, of course, in Sweden as well as in Finland. Between the baby Bouboulina and her Greek paragon lay not only a Europe of contested ground, left after the Napoleonic wars in shock and disorder, but also factual and fictitious stories of Bouboulina’s fame, spread through journalistic reports, eyewitness accounts and, not least, through literary appropriations, adaptations and translations of her adventures – in poems, novels and a play. The case of Bouboulina illustrates the dissemination of information in the early 19th century, which we can only partially grasp. Nevertheless, it is possible to discern the traces of a wave of war reports, taking place in a field that is European and North American, but where national and linguistic borders play only a limited role. In the following I will present a very short overview of some of the European embodiments of Bouboulina, leading, finally, to the Swedish drama *Vublina* (1823) by Julia Nyberg.⁴⁴

42 Friedgar Löbker. *Antike Topoi in der deutschen Philhellenenliteratur: Untersuchungen zur Antikerezeption in der Zeit des griechischen Unabhängigkeitskrieges (1821-1829)*. München: Oldenburg, 2000. p. 231ff.

43 Cf. gw5.geneanet.org/rafaelo?lang=nl;p=sara+wublina+cunigunda;n=tulindberg.

44 After the completion of my essay I learnt that the article by Anastasia Antonopolou in this volume is devoted to depictions of Bouboulina in German literature in the 1820s. I have therefore, to avoid unnecessary repetition, omitted parts of my discussion where we have reached similar conclusions. It is my hope that what remains will not appear redundant but will serve as an illumination of the processes that led to the name of the heroine being given to a newborn girl in Stockholm in 1828.

On the one hand we have eyewitness accounts, laying claim to truth and trustworthiness. In 1823 the French naval officer Olivier Voutier described Bouboulina, whom he met in Greece, as “une femme de quarante-cinq ans, encore belle; ses manières sont franches et ouvertes”. “Bouboulina n’est pas une amazone, mais, pleine de sentiments généreux et du plus ardent patriotisme, elle est une tradition fidèle des femmes de Sparte.”⁴⁵ His enthusiastic words were soon transmitted in German translations.⁴⁶ The English clergyman George Waddington depicted Bouboulina in a less favourable way:

Nothing is so dull and unpopular as truth: are we not educated in the flattering belief that heroines are a species distinctively valiant, generous, and disinterested, – surpassingly beautiful, and of unfading youth? Such ought to be the heroine Bobolina; and it is not without reluctance that I am brought to confess that this warlike lady, the Hippolyta of the nineteenth century, is old, unmannerly, ugly, fat, shapeless, and avaricious.⁴⁷

His words were disseminated in books and papers⁴⁸, and they possibly also influenced the American physician Samuel Gridley Howe, who described

45 Olivier Voutier. *Mémoires du colonel Voutier sur la guerre actuelle des Grecs*. Paris: Bossange Frères, 1823. p. 60. Cf. Löbker. *Antike Topoi* (see footnote 42). p. 231.

46 Olivier Voutier. *Gemälde aus Griechenland oder der Kampf der Menschheit gegen Tyranny*. Ilmenau: Voigt, 1824. p. 45; Olivier Voutier. *Denkwürdigkeiten des Obersten Voutier über den gegenwärtigen Krieg der Griechen*. Stuttgart: Franckh, 1824, p. 42f.; *Historische und malerische Wanderungen in Griechenland. Kriegs- und Reiseszenen aus dem neunzehnten Jahrhundert. Nach den Schilderungen von Blaquiere, [...] Voutier u. A.* Ed. Johann M. Braun. Stuttgart: Köhler, 1837. p. 33. Cf. *A Picture of Greece in 1825 as Exhibited in the Personal Narratives of James Emerson, esq., Count Pecchio, and W.H. Humphreys, esq., Comprising a Detailed Account of the Events of the Late Campaign, and Sketches of the Principal Military, Naval, and Political Chiefs*. Vol 1. London: H. Colburn, 1826. p. 162.

47 George Waddington. *A Visit to Greece, in 1823 and 1824*. 2nd ed. London: J. Murray, 1825. p. 134f.

48 Cf. for instance George Waddington. “The Heroines of Greece”. *The Mirror of literature, amusement, and instruction*, March 5, 1825: p. 151; Robert Walsh. *A Residence at Constantinople during a Period including the Commencement, Progress, and Termination of the Greek and Turkish Revolutions*. London: Westley & Davis, 1836. p. 202. Further descriptions of Bouboulina can be found in Maxime Raybaud. *Mémoires sur la Grèce, pour servir à l’histoire de la guerre de l’indépendance*. Vol. I. Paris: Tournachon-Molin, 1824. p. 450ff.;

his meeting with Bouboulina in *An Historical Sketch of the Greek Revolution* (1828)⁴⁹ – which in its turn was a model for further reports about the heroine.⁵⁰

The examples can be multiplied, and there is nothing exceptional in such a whispering game; this is how media works. We can observe in this process the way in which the fate of Bouboulina was adapted into a Western European narrative that was quite different from the Greece of Bouboulina. She was transformed into a fictional character, carrying the weight of problems and interests entirely at home in North Western Europe. This is a process of adaptation aptly described by Linda Hutcheon as “a process of appropriation, of taking possession of another’s story, and filtering it, in a sense, through one’s own sensibility, interest, and talents.”⁵¹

That the descriptions of Bouboulina by Voutier and Waddington were quite incompatible, or even contrary, illustrates the extent to which their accounts were conditioned by other circumstances than truth (whatever that is, or was). Voutier’s idealising depiction might be grounded in a European desire for a noble origin, while Waddington’s denigrating portrait rather stems from the disappointment when confronting a culture much more foreign and alien than expected. Still, a heroine like Bouboulina was not easy to handle for a society where the constraints on women were tight, which might have stimulated the pervasive but short-lived fascination with her fate in the literature of the 1820s.

On the other hand we have fictitious stories, with a relaxed relation to truth. In the anonymously published novel *Bobelina und Theodor vom Taygetus. Eine Familiengeschichte unserer Zeit* (1822), the fiction is framed by

Hubert Lauvergne. *Souvenirs de la Grèce pendant la campagne de 1825, ou Mémoires historiques et biographiques*. Paris: Avril de Gastel, 1826. p. 181f. Extracts of Waddington’s book are also published in *The Portfolio of Entertaining & Instructive Varieties in History*. Vol 4 (1825): p. 407; *The Lady’s Magazine or Mirror of the Belles-Lettres*. Vol 6 (1825): p. 137f.; *The Museum of Foreign Literature and Science*. Vol VI (1825): p. 421ff.

49 Samuel Gridley Howe. *An Historical Sketch of the Greek Revolution*. New York: Gallaher & White, 1828, p. 59ff.

50 Cf. “The Greek Heroine Bobalina”. *American Masonick Record and Albany Saturday Magazine*. No 37 (1828): p. 291.

51 Linda Hutcheon. *A Theory of Adaptation*. New York: Routledge, 2006. p. 18.

the mandatory assurance of authenticity.⁵² The story, as one will see, is not about the war-lady but the fiancée and wife. The fanciful adventures are pervaded by a bourgeois mentality, where the virtues of the bride are eventually supposed to motivate her rage at the husband's death, which suddenly transforms her into an Amazon.⁵³ Rather than breaking the constraints on womanhood, Bobelina here confirms them, by reacting to their annihilation with wrath and fury. A similar mentality pervades the Bouboulina novel by Christian August Vulpius, *Bublina, die Heldin Griechenlands unserer Zeit* (1822), where the bourgeois setting is somewhat obscured but nevertheless present. Bublina is not much to be seen; she is mostly away at war and emerges as an exception in a world of weak, amorous maidens.⁵⁴ Consequently, after she has fulfilled her task in the war, Bublina enters a convent, where she mourns the loss of her family.

In both novels, the warlike Bouboulina embodies the threats levelled against the bourgeois society. The fascination for her greatness is intermingled with fear; she is admired but distant, tangible only as an alien Amazon. Bouboulina being crowned a heroine through the loss of her family is a recurring theme in the Bouboulina-literature. We find it in Heinrich Stieglitz' poem "Die Spezziotin", where Bouboulina, "beseelt von Rach' und Liebe", equips her ships and fights the Turks as a memorial to her lost family.⁵⁵ Thus, the story of Bouboulina is incorporated into an overarching story of the disciplining strategies of modern society.

Friedrich Sickler, archaeologist, philologist and an outspoken supporter of Greek independence, published his poem "Bobelina, die griechische Heldenfrau zur See" in his journal supporting the Greeks. His poem certainly invokes the heroine's role as wife and mother, but even if the theme of the idyllic family under threat is essential, the poem also assumes a direct connection between Ancient and Modern Greece, which is often taken for

52 [Anonymous]. *Bobelina und Theodor vom Taygetus; eine Familiengeschichte unserer Zeit. Nach griechisch, polnisch, und französischen Originalpapieren.* Hamburg: Herold'schen Buchhandlung, 1822. Cf. Löbker. *Antike Topoi* (see footnote 42), p. 232ff.

53 *Bobelina und Theodor vom Taygetus* (see footnote 52), p. 252.

54 [Christian August Vulpius]. *Bublina, die Heldin Griechenlands unserer Zeit.* Gotha: Hennings, 1822, p. 228; 164.

55 [Heinrich Stieglitz]. "Die Spezziotin". *Gedichte. Herausgegeben zum Besten der Griechen von Heinrich Stieglitz und Ernst Große.* Leipzig: J.G. Mittler, 1823. p. 41.

granted in philhellenic literature. Sickler's poem is written in elegiac distichs, in itself a tribute to Ancient Greece:

Weib, ein griechisches Weib, das bin ich; in Hellas geboren;
Aus lakonischem Stamm rollt in mir griechisches Blut.
Auch mir lächelte Kypris, als auf des Taygetos Höhen
Einstens in heimischer Au Blumen zu Kränzen ich wand.⁵⁶

In reality, Bouboulina stemmed from Hydra and Spetses (but was born in Constantinople); in the literary works depicting her, though, she is often endowed with a Laconian (Spartan) origin. This is an effect, obviously, of Bouboulina being a warlike lady. But even more it is an effect of the modern war for Greek liberation being foiled against the Spartan wars, especially the Persian wars, as we also saw in Johan Nybom above. Bobelina's main responsibilities in Sickler's poem are her responsibilities as "Griechin":

Vorwärts! ruf ich zu Männern; sie folgen zum Kampf mit den Würgern.
Unter mir brauëet das Meer; über mir donnert die Luft;
Ringsum tobet die Schlacht. – Mein Blut schon färöte die Wogen,
Glücklich preiëe man mich, find ich für Hellas den Tod.⁵⁷

The end sounds like a tribute to the war-songs of the elegiac poet Tyrtaeus, famous for his glorifying of the graceful death on the battlefield.

The classical theme is exploited also in the epic poem "Bobolina" by Ernst Große, which is written in hexameters and obviously parallels the Greek war of independence with the epic wars of Homer. Bouboulina is here depicted as a classical hero, provided with a Homeric epithet ("die wogendurchsegelnde Meerbraut"), and is compared with Amazons and Spartan women.⁵⁸ In Wilhelm Müller, on the other hand, the Greek setting – whether Ancient or Modern – is less important. His poem "Bobolina" is a poem of outrageous revenge.⁵⁹ Müller's *Lieder der Griechen*, of which "Bobolina" forms a part, is

56 Friedrich Sickler. "Bobelina, die griechische Heldenfrau zur See". *Anastasia oder Griechenland in der Knechtschaft unter den Osmanen [...] eine Zeitschrift in freien Hefen*. Nr. 3 (1822): p. 327.

57 Sickler. "Bobelina" (see footnote 56). p. 327.

58 Ernst Große. "Bobolina". *Gedichte* (see footnote 55). p. 101-112.

59 Wilhelm Müller. "Bobolina". Wilhelm Müller. *Neue Lieder der Griechen*. 2 vol. Leipzig: Brockhaus, 1823, Vol. 2. p. 6-8.

an example of Müller's political poetry and at the same time a tacit contribution to the political debate – or the lack of it – in the German states. As Roger Paulin has noted, it was not an easy thing to bypass the “limits imposed by censorship and political constraint”,⁶⁰ Greek war-songs, indeed, always made double interpretations possible: being about the others, or being about ourselves, and Müller overtly exploited this ambiguity.

It is a striking fact that the German embodiments of Bouboulina inserted her in the existing social organisation of gender, rather than made her challenge it.⁶¹ This should moderate the conclusion of Löbker, who claims that the depictions of Bouboulina divinised her by connecting her person to ideals from classical literature, although she in reality seemed unattractive.⁶² Deviating from the hitherto mentioned authors, the Swedish author Julia Nyberg, known under her pseudonym Euphrosyne, in 1823 published a Bouboulina play in which she made use of the feminist potential of the story. Nyberg explicitly stated that her ambition was to depict Bouboulina rather as ‘a concentrated embodiment of the spirit of freedom, which now seems to have taken possession of every Greek mind, than as an enraged wife and mother’.⁶³ Freedom in itself was the mission for Nyberg, not (primarily) Bouboulina's womanliness. The Greek War of Independence is thus translated into a struggle for female independence: not only is a bold woman at the centre of her drama; the text is also permeated by female metaphors and myths. The reader encounters mother Sweden and mother Hellas, fighting Amazons, erinyes, maenads, Medea, Gaia and Aphrodite; Jean d'Arc and Antigone – and when the Christian woman prays, she does not turn to Christ, but to his mother. The language of war is basically female-encoded in this play.

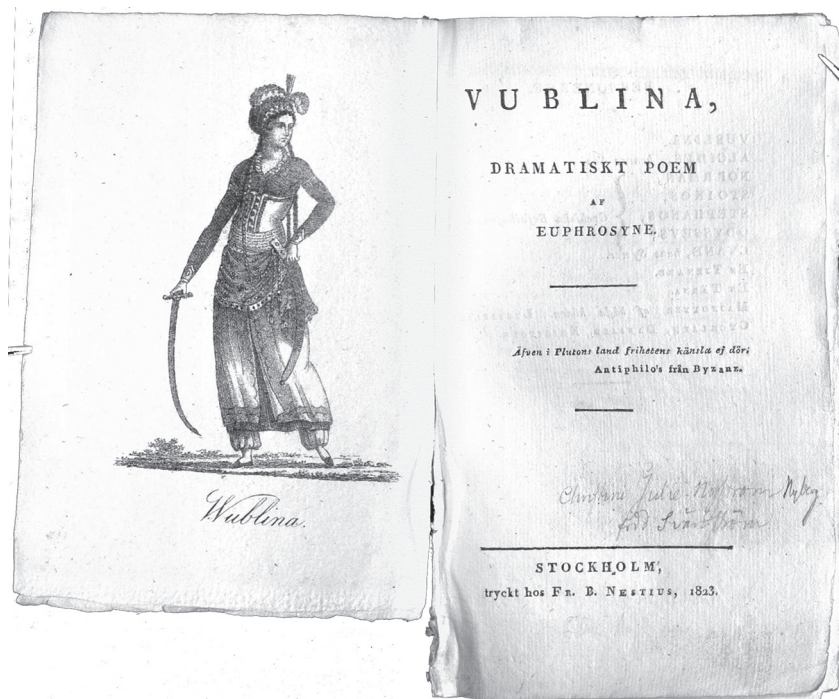
Nyberg declared that while she had used the Swedish translation of Friedrich August Ukert's geographic and historical overview of Greece, all she knew about Bouboulina she had learnt through the scarce reports in the

60 Roger Paulin. “Some Remarks on the Occasion of the New Edition of the Works of Wilhelm Müller”. *The Modern Language Review*. Vol. 92, 2 (1997): p. 375.

61 A similar conclusion is drawn by Anastasia Antonopolou in her contribution.

62 “Obschon Bouboulina auf jene Philhellenen, die ihr begegnet sind, alles andere als attraktiv wirkte, versucht man von ihr das Bild einer geradezu göttlichen Heldengestalt zu zeichnen. Dies erreichen die Philhellenen vor allem dadurch, dass sie bewusst an Idealbilder aus der antiken Literatur anknüpfen.” Löbker. *Antike Topoi* (see footnote 42). p. 233.

63 Nyberg. *Vublina* (see footnote 27). unpaginated introduction.



Ill. 2. Euphrosyne [Julia Nyberg], *Vublina. Dramatiskt Poem* (1823).
(Uppsala University Library.)

Swedish press.⁶⁴ She had not read the German novel about the heroine – probably she meant Vulpius’ novel, which actually was being translated into Swedish at the time (this is mentioned in a journal in October 1822⁶⁵), a

64 Nyberg. *Vublina*. unpaginated introduction. The heroine was presented in *Stockholms Posten* 9.6.1821 as ‘a Greek heroine, by name Wublina, whose husband and five children have been murdered by the Turks’; cf. Jansson. *Tegnér och politiken* (see footnote 5). p. 90. Ukert’s Geography of the Greeks was printed as Friedrich August Ukert, *Historisk-geographisk tafla af Grekland, i dess närvarande tillstånd, tillika med en öfversigt af de hvälfningar, som öfvergått detta land sedan Alexander den stores tid*. Stockholm: Zacharias Haeggström, 1821.

65 *Post och inrikes tidningar* (29.10.1822): “Att Vublina, die Heldin Griechenlands unserer Zeit, von dem Verfasser des Rinaldini, är under öfversättning, tillkännagifves härmed.”

project which was never realised. But probably she had heard Greek war-songs by Wilhelm Müller, at least from the first volume (published in 1822); there is evidence that they were read in the literary circles of the Swedish Romantics.⁶⁶ Furthermore, the engraving of Bouboulina found in Nyberg's play as printed is obviously made with the lithograph of the heroine by the French lithographer Langlumi as a model.

The most striking trait of Nyberg's Bouboulina, when compared to her European counterparts, is her dedication and strength. In the opening of the drama a dominant contrast is established between the passively sleeping Hellas and the vitality of Vublina:

ALCIDES.
[– – –] På båren
Såfver Hellas – ingen räddar
Hennes barn. Vid klagoljuden,
Turken, hånfullt, grafven bäddar
Åt den sköna hjelte-bruden,
Och dess minnen sönderbryter. –

GUBBEN.
Men – du känner ej törhända
Fru Vublina?

ALCIDES.
Nej.

GUBBEN (*stolt*).
Hon byter
Manligt bort, båd' nål och slända,
Emot svärdet.

ALCIDES.
Hvilken Qvinna!⁶⁷

ALCIDES.
[– – –] On her stretcher
Hellas sleeps – no one rescues
Her children. At the laments,
The Turk contemptuous prepares a grave
For the lovely and heroic bride,
And destroys her memories. –

THE OLD MAN.
But – you may not know, perchance
Madame Vublina?

ALCIDES.
No.

THE OLD MAN (*proudly*).
She substitutes
With manliness both needle and distaff
With the sword.

ALCIDES.
What a Woman!

The immediately following question – “Men hur blef hon först hjeltinna?” (“But how did she first become a heroine?”) – is not answered in the usual

66 Malla Montgomery-Silfverstolpe. *Memoarer*. Ed. Malla Grandinson. Vol. 3. Stockholm: Bonnier, 1910. p. 73 (27.10.1822).

67 Nyberg. *Vublina* (see footnote 27). p. 4.

way: not her rage at the death of her family is given as an explanation. Instead a legend is told about Vublina, who is indignant at the horrific carnage in Greece. She kneels at the altar of Mary, 'the mother of Christianity', who by means of a choir of angels exhorts Vublina: 'Fight for your Christian brothers!' ("Strid för dina christna bröder!").⁶⁸ She is, thus, divinely chosen rather than driven by personal-bourgeois motives, and during the course of the play she is even transformed into a kind of Christ Figure.

It is often stated in studies of the philhellenic movement that the basic narrative in Western philhellenism was that of a Western hero rescuing a Greek woman from an evil Turk.⁶⁹ Nyberg thus subverted the foundations of Western philhellenism, which had consequences. The reviews of her play were generally negative, and the reviewer Anders Lindeberg simply stated: 'Nature has not intended woman either for greatness or for public presence. This judgement is so general, that we do not know one single exception from it'⁷⁰ – a declaration aiming, of course, at Bouboulina as much as at Nyberg herself.

*

In terms of media history, philhellenism is instructive as a demonstration of the power that lay in the journalism and book trade of the time. Thus it is crucial to explore Swedish philhellenism as a transnational media phenomenon, i.e. as a crossroads where national interests met international influences, mediated by the translation culture of the early 1800s. Pamphlets and reports moved between languages and gathered allies in popular culture, such as the novel and the theatre. Like Facebook or Twitter today, presses and journals mobilised Europe for the Greek cause.

As long as the classical heritage had been looked upon as a normative resource for the present, it also implied a paradoxical simultaneity. What we can see in philhellenism is a recontextualisation of the classical heritage, abolished in its normative function, but also restructured into a source for

68 Nyberg. *Vublina* (see footnote 27). p. 7.

69 David E. Roessel. *In Byron's Shadow. Modern Greece in the English and American Imagination*. Oxford: Oxford University Press, 2002. p. 61.

70 Anders Lindeberg, rev. of *Vublina*, *Stockholms Posten* 1823, no 238 (14 Oct.), 240 (16 Oct.) and 242 (18 Oct.). Cf. Eva Borgström. 'Om jag får be om ölost.' *Kring kvinnliga författares kvinnobilder i svensk romantik*. Göteborg: Anamma, 1991. p. 162f.

Western identity. Romanticism has been described as the epoch through which the opposition first brought to the fore by the 17th century *querelle des anciens et des modernes* finally resulted in the definitive emancipation of the *Gegenwartsverständnis* from antiquity.⁷¹ Such a linear historiography, though, does not account for the new form of 19th century *Traditionsbewußtsein*. This cannot be regarded as a mere reaction in relation to a modern experience of time; on the contrary, it has the rupture as its prerequisite. As Aleida Assmann has convincingly demonstrated, the norm of classicity and its claims to resist time presupposes the experience of temporal distance: “Das auf die Norm des Klassischen gegründete Traditionsbewußtsein und das auf die Erfahrung des zeitlichen Wandels gegründete Geschichtsbewußtsein fügen sich zu einander wie das Konvex zum Konkav.”⁷² At the same time, the new form of *Traditionsbewußtsein* is related to the process by which the printed word became the dominant medium. European philhellenism was certainly made possible by a media system of a new kind. The advances within the Gutenberg era by means of machine-made paper and fast printing presses was a prerequisite for modern journalism, linking distant parts of the world together. But at the same time, writing brought with it an experience of absence and distance, making hermeneutics – the search for lost meaning – the aesthetic paradigm of the new era.⁷³ Thus the aesthetic artefact itself was considered an expression of time, memory, and loss, contributing to the multifaceted functions of tradition: straitjacket and resource, legitimacy and threat.

In my examples, Bouboulina is the node through which the classical past passes into the cultural memory of modern Europe, thus producing a new tradition of classical Greece. Bouboulina is mobilised to serve the most various ends: she justifies nationalism, emancipation of women and bourgeois family values, and she connects modernity to the past and to the classical heritage. In her transformation from fact to fiction Bouboulina illustrates the media of memory in the early 19th century, characterised by expansion and conditioned by the explosive power of journalism and of faster communications.

71 Cf. Hans Ulrich Gumbrecht. “Modern”. *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Vol. 4. Ed. Otto Brunner. Stuttgart: Klett-Cotta, 1978. p. 99-109.

72 Aleida Assmann. *Zeit und Tradition. Kulturelle Strategien der Dauer*. Köln: Böhlau, 1999. p. 119.

73 Cf. Glenn Most. “Rhetorik und Hermeneutik. Zur Konstitution der Neuzeitlichkeit”. *Antike und Abendland* 30 (1984): p. 62-79.

We can assume that the parents of Sara Wublina Cunigunda, the baby girl born in 1828, had read about the Greek war-lady in the newspapers; they might have read the Swedish play and they might have read Müller's poems. They certainly supported the Greek insurrection, possibly as an example for further European nations. We should bear in mind that Finland, formerly an integrated part of Sweden, in 1809 was transformed into an autonomous grand principality of the Russian Empire. When Sara Wublina Cunigunda died in 1922, at the age of 94, Finland had declared its independence only five years earlier (1917). The practice of using personal names as political vehicles seems to have been a fashion of the era; what the exact intentions of the parents of the Tulindberg children might have been is however hard to estimate.⁷⁴ At the



Ill. 3. Sara Wublina Cunigunda Tulindberg, photographed by Johan Jakob Reinberg. (Åbo Akademi Picture Collections.)

same time, however, they also paved the way for a renewed conception of the Greek heritage. Actually, observing the photograph of the elderly Sara Wublina in her dark dress we should note the ancient pillar on which her left hand rests as an illustration of memory, of cultural transition and of the classical heritage reaching the outskirts of Northern Europe.

⁷⁴ A comparable instance is American babies being named after English, Corsican and American champions of liberty; cf. Arthur M. Schlesinger. "Patriotism Names the Baby". *The New England Quarterly*, Vol. 14 (1941), No. 4: p. 611-618; esp. p. 613.

Athanasios Anastasiadis (Hamburg)

„Ich werde den Parnaß, ich werde Delphi nicht sehen.“

Grillparzer und Griechenland

Das Werk von Franz Grillparzer nimmt eine literaturgeschichtliche Zwitterstellung ein; man verortet es zwischen Weimarer Klassik, Romantik und Biedermeier. Dem Wiener Dichter haftet der Ruf eines epigonalen und verstaubten Klassikers an, dessen dramatisches Œuvre im Schatten Goethes und Schillers steht. Dabei hat Heinz Politzer bereits in den 1970er Jahren psychologisch und mentalitätsgeschichtlich ‚moderne‘ Aspekte des Werks herausgearbeitet.¹ Und Helmut Bachmaiers Urteil zufolge lassen besonders die Tagebücher „ihn als einen Autor erkennen, in dem sich die Bewusstseinslage der Vormärzautoren – zwischen Hypochondrie und Verzweiflung – exemplarisch spiegelt.“² Die zahlreichen literatur- und kulturwissenschaftlichen Publikationen zu unterschiedlichen Facetten seiner Werke belegen ihr hohes semantisches Potenzial, das unterschiedliche Lesarten zulässt.

Franz Grillparzer war ein vorzüglicher Kenner der antiken Literatur, die er im Original intensiv studiert und exzerpiert hat. Seine klassisch-humanistische Bildung hat ihn aber keineswegs dazu bewogen, zum Anhänger der philhellenischen Bewegung zu werden, sich publizistisch zum griechischen Unabhängigkeitskrieg von 1821 zu äußern oder gar aktiv daran teilzunehmen. Keineswegs lässt sich sein Werk dem literarischen Philhellenismus zuordnen. Aber Franz Grillparzer und seine Dramen weisen in dreierlei Hinsicht Bezugspunkte zu Griechenland, und zwar zum antiken wie zum modernen auf, die im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen stehen:

- 1) Zwischen 1817 und 1831 verarbeitete er in seinen ‚Griechendramen‘ Stoffe der klassischen Antike.
- 2) Im Jahr 1843 unternahm er eine Reise in den Orient und hielt sich auch im jungen griechischen Staat auf, wovon er in seinem *Tagebuch auf der Reise nach Konstantinopel und Griechenland* desillusioniert Zeugnis ablegte.

1 Heinz Politzer. *Franz Grillparzer oder das abgründige Biedermeier*. Wien u.a.: Molden, 1972.

2 Helmut Bachmaier. „Franz Grillparzer“. *Metzler Lexikon Weltliteratur. 1000 Autoren von der Antike bis zur Gegenwart*. Bd. 2. Hg. Axel Ruckaberle. Stuttgart: Metzler, 2006. S. 68-70, hier S. 68f.

- 3) Die Griechendramen wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Griechenland rezipiert. Sie blieben bis in die 1930er Jahre auf Athener Bühnen präsent und wurden in der Presse kontrovers diskutiert.

I. Die Griechendramen

Grillparzer hat in drei Dramen antike Sujets aufgegriffen: Im Trauerspiel *Sappho* illustriert er die inneren Konflikte der legendären griechischen Dichterin. In der Trilogie *Das goldene Vließ* stellt er am Beispiel des bekannten mythologischen Stoffs Fremdheitserfahrungen und die Kollision unterschiedlicher Lebenswelten dar. In der Tragödie *Des Meeres und der Liebe Wellen* adaptiert er schließlich die romantisch-tragische Liebesgeschichte von Hero und Leander, um Mechanismen gesellschaftlicher Repression zu beschreiben. In all diesen Werken stehen das Schicksal und das Seelenleben exponierter antiker Frauenfiguren im Mittelpunkt.³ Grillparzer idealisiert weder das klassische Griechenland noch beschwört er die Antike um ihrer selbst willen herauf, sondern verhandelt vielmehr soziale und mentalitätsgeschichtliche Probleme sowie psychologische Prozesse in antikem Ambiente. Er projiziert also keine antiken Ideale auf seine Gegenwart, wie es in der philhellenischen Literatur im Vormärz oft der Fall war, sondern rückt ‚moderne‘ Themen wie Geschlechter- und Kulturkonflikte, Identitätskrisen

-
- 3 Geschlechtsrollenzuweisungen und Geschlechtskonstruktionen in Grillparzers Werk ist besonders im Kontext der *gender studies* und kulturwissenschaftlicher Ansätze Aufmerksamkeit geschenkt worden. Vgl. z.B. Dagmar C. G. Lorenz. „Frau und Weiblichkeit bei Grillparzer“. *Der Widerspenstigen Zähmung. Studien zur bezwungenen Weiblichkeit in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hg. Sylvia Wallinger/Monika Jonas. Innsbruck: Institut für Germanistik der Universität Innsbruck 1986. (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft: Germanistische Reihe Bd. 31). S. 201-216; Pia Janke. „Gescheiterte Authentizität. Anmerkungen zu Grillparzers Frauenfiguren“. *Lenau Jahrbuch* 26 (2000): S. 57-72; Brigitte Prutti. „Sapphos Todessprung bei Grillparzer oder: Wie tötet man eine Diva?“ *Goethe Yearbook* 11 (2002): S. 279-305; Stefanie Wodianka. „(Un-)Männliches‘ und ‚(Un-)Weibliches‘: Das Spiel der Geschlechter in den Dramen Franz Grillparzers“. *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 44 (2003): S. 117-146; Brigitte Prutti. „Letale Liebe und das Phantasma idealer Mütterlichkeit in Grillparzers Trauerspiel ‚Des Meeres und der Liebe Wellen‘“. *Zeitschrift für deutsche Philologie* 124 (2005): S. 180-203.

und -verlust, hierarchische Strukturen und Domestizierung durch psychische Gewalt in den Fokus.⁴ Grillparzer unterminiert in seinen Griechendramen subtil das verklärende Postulat der deutschen Klassik von „der edlen Einfachheit und stillen Größe“ der Hellenen.

I.1 Sappho

Ogleich Grillparzer ein Kenner der antiken Literatur war, stieß er mehr zufällig auf den Sappho-Stoff. Nach dem Erfolg der effekthascherischen und schaudererregenden Schicksalstragödie *Die Ahnfrau* suchte er nach einem einfachen Stoff, der „durch die bloße Macht der Poesie Wirkungen hervorzubringen imstande sei.“⁵ Auf einem Praterspaziergang schlug ihm ein Bekannter vor, ein Opernlibretto über die griechische Dichterin Sappho zu schreiben. Er griff die Idee auf und realisierte sie in knapp einem Monat in Gestalt eines Trauerspiels, das manche Berührungspunkte zu Goethes Künstlerdrama *Torquato Tasso* aufweist. Gleichwohl hatte er recherchiert und war offensichtlich darauf bedacht gewesen, dem Stück einen griechischen Anstrich zu verleihen – was auch immer er darunter verstanden haben mag. In einem Brief an den einflussreichen Archäologen und Oberinspektor der Antikemuseen in Dresden Karl August Böttiger vom 20.2.1818 baut er

-
- 4 Zwei Aufsätze behandeln explizit Grillparzers dramatische Verarbeitung antiker Stoffe: Wilhelm von Hartel. „Grillparzer und die Antike“. *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* 17 (1907): 165-189; Jürgen Blänsdorf. „Grillparzer und die Griechen“. *Amusement und Schrecken. Studien zum Drama und Theater des 19. Jahrhunderts*. Hg. Franz Norbert Mennemeier/Bernhard Reitz. Tübingen: Francke, 2006. (Mainzer Forschungen zu Drama und Theater 34). S. 45-66. Blänsdorf zieht folgendes Fazit: „Grillparzers Griechen [...] sind böse, doktrinär, heuchlerisch, intrigant, oder sie wiegen sich aus Lebensunerfahrenheit in trügerischer Selbstgewißheit und sind ihren Gefühlen und Leidenschaften ausgeliefert, die sie ihrer selbstgewählten Bestimmung entreißen. Keine edle Seele, die kraft ihres Adels andren die Erkenntnis höherer Menschlichkeit aufzwingen möchte.“ (S. 65)
- 5 Franz Grillparzer. *Sämtliche Werke. Ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte. Vierter Band. Selbstbiographien, autobiographische Notizen, Erinnerungen, Tagebücher, Briefe, Zeugnisse und Gespräche in Auswahl*. Hg. Peter Frank/Karl Pörnbacher. München: Hanser, 1965. S. 80.

eine Opposition ‚hellenisch‘ vs. ‚nordisch‘ auf, ohne auf die ästhetischen und poetologischen Implikationen dieser Adjektive näher einzugehen:

Was den hellenischen Ton in meinem Gedichte betrifft, so würde ich mich glücklich schätzen, wenn davon auch nur die Hälfte soviel darin wäre, als Sie gefunden zu haben mir schmeicheln. An Lektüre der Griechen habe ich es nicht fehlen lassen, aber dennoch scheint mir, besonders in den mittleren Aufzügen, nur zu häufig das nordische Gespenst vorzugucken.⁶

Die formale Komposition des am 31. Januar 1817 uraufgeführten Dramas ist streng klassizistisch: Die Einheit der Handlung, des Ortes und der Zeit wird gewahrt, und die fünfhebigen Jamben verleihen dem Text antikisierenden Duktus. Sappho kehrt als Siegerin des Dichtkunstwettbewerbs von Olympia nach Lesbos zurück. Ihr zur Seite steht der Jüngling Phaon, der aus bescheidenen sozialen Verhältnissen stammt. Sie ist ihm geistig überlegen, hat sich ihn gleichsam als erotischen Gespielen auserkoren und möchte ihn nun, die konventionellen Rollenverhältnisse ins Gegenteil verkehrend, in der Heimat inthronisieren. Phaon respektiert die selbstbewusste Dichterin, aber er liebt sie nicht, sondern verliebt sich in Sapphos naiv-kindliche Dienerin Melitta, die den bürgerlich-patriarchalischen Weiblichkeitsvorstellungen des 19. Jahrhunderts entspricht.⁷ Melitta und Sappho stehen in einem vermeintlich innigen Mutter-Tochter-Verhältnis, das sich im Verlauf des Stücks als eine verkappte Herr-Knecht-Beziehung entpuppt. In ihrer Eifersucht wird Sappho gewaltbereit und will ihre Sklavin von der Insel verbannen. Als diese nach einem gescheiterten Fluchtversuch mit Phaon gefangengenommen wird, verzichtet Sappho schließlich auf Vergeltung und nimmt sich das Leben.

Die vorklassische Dichterin liefert zwar das historische Vorbild, die *story* hat jedoch wenig mit den (schwerlich rekonstruierbaren) historischen Tatsachen zu tun. Am Ende des ersten Aktes legt Grillparzer zwar seiner Protagonistin eine Ode der historischen Sappho in den Mund.⁸ Und der fiktive Brief

6 Franz Grillparzer. „Selbstaussagen des Dichters zum Werk“. *Werke in sechs Bänden. Band 2: Dramen 1817-1828*. Hg. Helmut Bachmaier. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1986. (Bibliothek der deutschen Klassiker, 14). S. 732-748, hier S. 734.

7 Zu Sappho und Melitta als Kontrastfiguren vgl. Janke. „Gescheiterte Authentizität“ (wie Anm. 3). S. 61f.

8 Der Altphilologe Blänsdorf beurteilt fundiert: „Grillparzer hat das längste und am besten erhaltene Fragment Sapphos zur Authentifizierung seines Dramas

der verlassenen Sappho an Phaon aus Ovids *Heroides*, in dem sie vor ihrem Todessprung vom Leukadischen Felsen ihr Liebesleid klagt, dient ihm als literarische Vorlage. Grillparzers Absicht war es indessen, das Psychogramm einer innerlich zerrissenen, alternden, selbstherrlichen und eifersüchtigen Künstlerin vor dem Hintergrund einer antiken Kulisse zu zeichnen.

Die gottgleiche Sappho nimmt sich öffentlich vor, in bukolischer Idylle ein familiäres Leben zu führen und am gesellschaftlichen Leben zu partizipieren. Der ‚Repräsentant des Lebens‘ Phaon hat sie von den ätherischen Höhen der Poesie auf den Boden der Wirklichkeit zurückgeholt:

Er war bestimmt, in seiner Gaben Fülle,
 Mich von der Dichtkunst wolkennahen Gipfeln
 In dieses Lebens heitre Blüten-Täler
 Mit sanft bezwingender Gewalt herabzuziehn.
 An seiner Seite werd' ich unter euch
 Ein einfach stilles Hirtenleben führen;
 Den Lorbeer mit der Myrte gern vertauschend
 Zum Preise nur von häuslich stillen Freuden
 Die Töne wecken dieses Saitenspiels. (V. 89ff.)⁹

Sappho entschließt sich also das schöpferisch-kreative Leben (Lorbeer) gegen häuslichen und ehelichen Frieden (Myrte) einzutauschen.¹⁰ Als sie bemerkt, dass sich zwischen Melitta und Phaon ein Liebesverhältnis anbahnt, nimmt sie ihre ‚Tochter‘ als Konkurrentin wahr. Sappho zweifelt an ihrer eigenen Attraktivität, fühlt sich gekränkt. Die Eifersucht gewinnt die Oberhand und nimmt allmählich psychopathologische Züge an:

benutzt, um [...] den Vorwürfen zu begegnen *Sappho* beruhe auf freier Erfindung. Die sieben Strophen dieser Ode sind eine meisterhafte Übersetzung [...]“ Blänsdorf. „Grillparzer und die Griechen“ (wie Anm. 4). S. 48.

9 Zitiert wird aus der Ausgabe: Franz Grillparzer. *Werke in sechs Bänden. Band 2* (wie Anm. 6). Es wird im laufenden Text auf die Versangabe in Klammern verwiesen.

10 Politzer zufolge „[schlummern] in den Reden dieser griechischen Dichterin die vom Handel und Wandel des Bürgertums bestimmten Sittenbegriffe aus der Zeit des Vormärz.“ Politzer. *Grillparzer und das Biedermeier* (wie Anm. 1). S. 90.

Wie er sie hielt! Wie sie sein Arm umschlang!
 Und nun, dem Drange weichend hingegeben
 Auf seinen Mund sie – fort! ich will's nicht denken!
 Schon der Gedanke tötet tausendfach! – (V. 799ff.)

Für einen Moment wird ihr zwar bewusst, dass ihr Abstieg ins ‚gemeine Leben‘ ihrer künstlerischen Selbstverwirklichung entgegensteht: „O Törin! Warum stieg ich von den Höhn [...] Hernieder in das engbegrenzte Tal, / Wo Armut herrscht und Treubruch und Verbrechen?“ (V. 941ff.). Doch dann überwältigt sie ihre Eifersucht, die sich zu Rachegelesten steigert. Sie beleidigt und bedroht die unterwürfige Melitta und agiert ihre narzisstischen Machtphantasien aus: „Sie ist mein Werk! Was wär' sie ohne mich? / Und wer verwehrt dem Bildner wohl sein Recht / Das zu zerstören was er selber schuf?“ (V. 1244ff.). In einem Moment des Kontrollverlusts versucht sie sogar, das junge Mädchen zu erdolchen.

Sappho erkennt schließlich, dass ihr Versuch, eine ‚biedermeierliche‘ Existenz zu führen und privates Glück mit künstlerischer Mission zu vereinen, gescheitert ist. „Ich suchte *dich* und habe *mich* gefunden“ (V. 1960), sagt sie zu Phaon. Im Schlussakt inszeniert sie – ausgestattet mit Purpurmantel, Lorbeer und goldener Leier – ihren spektakulären Selbstmord und kehrt so symbolisch wieder in die göttliche Sphäre zurück.¹¹

Der prominente Philhellene Lord Byron zeigte sich von der Lektüre des Dramas beeindruckt und bescheinigte dem Dichter antike Größe und Modernität zugleich. Er führt nicht explizit aus, worin er dies begründet sieht, spielt aber offenbar darauf an, dass Grillparzer moderne, komplexe psychische Befindlichkeiten in antik-griechischem Gewand artikuliert:

Grillparzer! Ein teuflischer Name; aber man wird ihn aussprechen lernen müssen. Bei allem, was man auf eine Uebersetzung, zumal auf eine italienische, abrechnen muß, ist das Trauerspiel ‚Sappho‘ großartig und erhaben, das lässt sich nicht läugnen; [...] Grillparzer ist groß, antik, nicht ganz so einfach, wie die Alten, aber sehr einfach für die Modernen.¹²

-
- 11 Sapphos Freitod lässt verschiedene Interpretationen zu und wird in der Forschung kontrovers diskutiert. Vgl. Prutti. „Sapphos Todessprung“ (wie Anm. 3).
 12 Zitiert nach: Franz Grillparzer. *Werke in sechs Bänden. Band 2* (wie Anm. 6). S. 751.

1.2 Das goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in drei Abteilungen

Die Trilogie ist zwischen 1818 und 1820 entstanden und wurde am 26. und 27. März 1821 im Wiener Burgtheater uraufgeführt, also exakt einen Tag nach dem offiziellen Ausbruch des griechischen Unabhängigkeitskrieges. Aber die Koinzidenz dieser beiden Ereignisse steht in keinem kausalen Zusammenhang. Auf den antiken Stoff war Grillparzer erneut rein zufällig gestoßen. Ihn inspirierte die Lektüre des Artikels über Medea aus Benjamin Hederichs bekanntem und einflussreichem mythologischen Lexikon.¹³

Bereits zu Grillparzers Lebzeiten wurde die *Medea* häufig unabhängig von den ersten beiden Teilen der Trilogie gespielt und ging über zahlreiche deutsche Bühnen. Die Titelrolle wurde zu einer Domäne großer Schauspielerinnen, an der sich die Darstellungskunst großer weiblicher Charakterrollen glänzend bewähren ließ. Die Trilogie, insbesondere der dritte Teil, wird häufig mit Goethes *Iphigenie auf Tauris* sowie Heinrich von Kleists *Penthesilea* in Verbindung gebracht und ist Gegenstand zahlreicher feministisch oder interkulturell orientierter Untersuchungen.¹⁴

-
- 13 In der Selbstbiographie stilisiert er die Stoffwahl hoch: „Hier sollte ich, wieder durch den Zufall, den Stoff zu meiner dritten dramatischen Arbeit finden [...] Das mir bestimmte Zimmer war von dem Sohne der Hauswirthin, einem Studenten, bewohnt worden. Da meine Bücher noch nicht angekommen waren, ergriff ich einen von ihm zurückgelassenen Schweinslederband. Es war Hederichs Mythologisches Lexikon. Darin herumblättern, fiel ich auf den Artikel Medea. Nun wusste ich, wie natürlich, die Geschichte dieser berüchtigten Zauberin sehr wohl, hatte aber die einzelnen Ereignisse in solcher Nähe auf einmal nie vor mir gehabt. Mit derselben Plötzlichkeit wie bei meinen früheren Stoffen gliederte sich mir auch dieser ungeheure, eigentlich größte, den je ein Dichter behandelt.“ Franz Grillparzer. *Sämtliche Werke. Vierter Band* (wie Anm. 5). S. 87.
- 14 Vgl. z.B. Ortrud Gutjahr. „Iphigenie – Penthesilea – Medea. Zur Klassizität weiblicher Mythen bei Goethe, Kleist und Grillparzer“. *Frauen: MitSprechen, MitSchreiben. Beiträge zur literatur- und sprachwissenschaftlichen Frauenforschung*. Hg. Marianne Henn/Britta Hufeisen. Stuttgart: Heinz, 1997. S. 223-243; Clemens Ruthner. „Argonaut und Tourist: Repräsentationen der Fremde(n) bei Franz Grillparzer“. *Aneignungen, Entfremdungen. The Austrian Playwrighter Franz Grillparzer (1791-1872)*. Hg. Marianne Henn/Clemens Ruthner/Raleigh Whiting. New York u.a.: Peter Lang, 2007. (Austrian Culture, 37). S. 49-68; Karina Becker. *Autonomie und Humanität. Grenzen der Aufklärung in Goethes Iphigenie, Kleists Penthesilea und Grillparzers Medea*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2008; Friederike Raphaela Lanz. *„Weil eine Fremd“*

Für die Bearbeitung des Argonauten- und Medea-Stoffs dienten Grillparzer u.a. Euripides, Seneca, Ovid, aber auch das Argonautenepos von Apollonios Rhodios als Quellen.¹⁵ Während die ersten beiden Teile (*Der Gastfreund* und *Die Argonauten*) die Vorgeschichte im archaisch-barbarischen Kolchis behandeln, spielt *Medea* einige Jahre später im hellenisch-gesitteten Korinth, das sich jedoch nur vermeintlich als Schauplatz von Ordnung und Zivilisation erweist, an dem subtile Mechanismen der Repression und Domestizierung regieren. Der Aufeinanderprall einander fremder Kulturen, Akkulturation und Xenophobie, nehmen ebenso wie Identitäts- und Fremdekonstruktionen einen wichtigen Platz in der Trilogie ein.

Im ersten Teil kommt der Grieche Phryxus mit dem aus Delphi entwendeten goldenen Vließ in das entlegene Kolchis und bittet Medeas Vater Aietes um Gastrecht, in der Absicht, das fremde Land zu kolonisieren. Der habgierige König, der Fremde grundsätzlich mit Feinden gleichsetzt, lässt ihn ermorden; die mit Zauberkraften ausgestattete Medea trägt indirekt zu dem Verbrechen bei. Der Mord wird zum Auslöser der tragischen Verstrickungen und der Gewaltspirale, die im dritten Teil in Medeas Kindsmord gipfeln. Phryxus beschreibt Medea aus seiner männlich-griechischen Perspektive als exotische ‚Barbarin‘; ihre furchteinflößende Attraktivität vereint in sich Helligkeit und Dunkel, Wohlwollen und Bedrohung, liebliche Anmut und dämonische Ekstase:

Die roten Lippen und der Wange Licht
 Sie scheinen Huld und Liebe zu verheißen,
 Streng widersprochen von dem finstern Aug,
 Das blitzend wie ein drohender Komet
 Hervorstrahlt aus der Locken schwarzem Dunkel.
 Halb Charis steht sie da und halb Mänade,
 Entflammt von ihres Gottes heil'ger Glut. (*Gastfreund*, V. 244ff.)¹⁶

ich bin, aus fernem Land...‘ – Fremdheit und Fremde im dramatischen Werk Franz Grillparzers und Friedrich Hebbels. Dissertation Johannes Gutenberg-Universität Mainz: Onlineressource, 2009; Markus Winkler. *Von Iphigenie zu Medea. Semantik und Dramaturgie des Barbarischen bei Goethe und Grillparzer.* Tübingen: Niemeyer 2009.

- 15 Zu Grillparzers Quellen vgl. Grillparzer. *Werke in sechs Bänden. Band 2* (wie Anm. 6). S. 799-800.
 16 Zitiert wird aus der Ausgabe: Franz Grillparzer. *Werke in sechs Bänden. Bd. 2* (wie Anm. 6). Es wird im laufenden Text auf die Versangabe in Klammern verwiesen.

Im zweiten Teil geht es um die Expedition der Argonauten und ihres Anführers Jason. Sie kommen nach Kolchis, um das Vließ wiederzugewinnen. Die Griechen nehmen das kulturell Fremde als Schrecken und bedrohliche Gefahr wahr:

Und jeder dürre Stamm scheint mir ein Riese
 Und jedes Licht ein Feuermann. 'S ist seltsam.
 Was unbedenklich sonst, erscheint hier schreckhaft
 Und was sonst greulich wieder hier gemein. (*Argonauten*, V. 328ff.)

Die erste Begegnung zwischen Jason und Medea treibt beide Figuren in eine Zerrissenheit zwischen Misstrauen und Faszination. Jason nimmt Medea in ähnlicher Weise wahr wie Phryxus und beschreibt sie als ein „doppeldeutiges Geschöpf“, das „liebenswert und hassenswert“ zugleich sei. Medea rettet Jason zweimal das Leben und steht ihm bei der Rückeroberung des Vließes bei. Ihr Selbstentfremdungsprozess und ihre Identitätskrise setzen bereits in der Heimat ein. Sie wird von ihrem Vater als Verräterin denunziert, während Jason sie unnachgiebig drängt, ihre Identität aufzugeben, und sie schließlich, samt dem begehrten Vließ, nach Griechenland mitnimmt:

Vergiß was du gehört, was du gesehn,
 Was du gewesen bist auf diese Stunde. [...]
 So reiß' ich dich von allen Banden los,
 Die dich geknüpft an dieses Landes Frevel. (*Argonauten*, V. 1398ff.)

Im dritten Teil wird Medea mit ihrem Gatten und den beiden Kindern nach dem rätselhaften Tod von König Pelias aus Thessalien vertrieben und sie suchen Aufnahme beim korinthischen König Kreon. Hier in der Fremde erfährt sie Ausgrenzung, Verrat und Desillusionierung. Sie stellt die Normen der hegemonialen griechischen Kultur in Frage und entlarvt die Verlogenheit, die Selbstgefälligkeit und das Machtstreben der Griechen.¹⁷ In der Eingangsszene vergräbt sie an der Küste Korinths das goldene Vließ und weitere Gegenstände aus ihrer Heimat: Sie ist entschlossen, ihre kulturelle Identität aufzugeben und sich zu assimilieren. Die erniedrigende Diskriminierung und ihre Hilflosigkeit artikuliert sie ebenso schonungslos wie eindrucksvoll:

17 Die Griechen „erweisen sich entgegen ihrem eigenen Anspruch nicht als Träger einer höheren Kultur, sondern als heuchlerische und skrupellose Utilitaristen, die ihre Handlungsweise auch noch mit vorgeblicher Fürsorge und Vernünftigkeit bemänteln.“ Blänsdorf, „Grillparzer und die Griechen“ (wie Anm. 4). S. 58f.

Weil eine Fremd' ich bin, aus fernem Land
 Und unbekannt mit dieses Boden Bräuchen,
 Verachten Sie mich, sehn auf mich herab,
 Und eine scheue Wilde bin ich ihnen,
 Die Unterste, die Letzte aller Menschen,
 Die ich die erste war in meiner Heimat.
 Ich will ja gerne tun, was ihr mir sagt,
 Nur sagt mir was ich tun soll, statt zu zürnen. (*Medea*, V. 400ff.)

Auf seinen eigenen Vorteil bedacht, wird Jason Medea hintergehen: Er erfüllt Kreons Bedingung und geht eine Verbindung mit dessen Tochter ein, seiner Jugendliebe Kreusa, die einen passiven, häuslichen Frauentypus repräsentiert¹⁸, und erhält so Asyl für sich und seine Kinder. Medeas Enttäuschung schlägt in Rache und Destruktion um. Sie „bejaht ihre verdrängte ‚barbarische Identität‘ und kündigt an, daß sich diese Identität nun in der Rache als machtvolle Essenz erweisen soll.“¹⁹ Medea vernichtet mit Hilfe ihrer alten Zauberkunst Kreusa und die ihr verhasst gewordenen Kinder. Jason wird aus Korinth verbannt, während sie sich auf den Weg nach Delphi macht, um das von Phryxus entwendete goldene Vlies zurückzugeben und sich dem Gott Apollo zu stellen.

Im Rückblick bekannte Grillparzer, dass ihm die griechische Antike als Folie zur Darstellung unterschiedlicher Verhaltensnormen diene: „[Jason und Medea] sind ja nicht verschiedene Menschen, sondern Charaktere, die sich weiter entwickelt haben. [...] Solchen Richtungen zu begegnen, brauchen wir nicht Jahrtausende zurückzugreifen, nicht nach Griechenland uns zu versetzen.“²⁰

I.3 *Des Meeres und der Liebe Wellen*

In der Liebestragödie *Des Meeres und der Liebe Wellen*, uraufgeführt am 5. April 1831 am Wiener Burgtheater, verarbeitete Grillparzer die hellenistische Sage um das Liebespaar Hero und Leander. Seine Hauptquellen waren die Briefpaare Hero an Leander und Leander an Hero aus Ovids *Heroides*, das spätantike Kleinepos *Hero und Leander* von Musaios aus dem

18 Vgl. Lorenz. „Frau und Weiblichkeit“ (wie Anm. 3). S. 208.

19 Winkler. *Von Iphigenie zu Medea* (wie Anm. 14). S. 229.

20 *Dichter über ihre Dichtungen. Franz Grillparzer*. Hg. Karl Pörnbacher. München: Heimeran, 1970. S. 142f.

5. Jahrhundert sowie die deutsche Volksballade *Von den zwei Königskindern* und Friedrich Schillers Ballade *Hero und Leander*.²¹

Hero tritt als Priesterin in den Dienst des Aphrodite-Tempels in Sestos und muss Abschied von der Außenwelt nehmen. Als beim Weihefest ihr Blick auf Leander fällt, gerät sie außer Fassung und ist verwirrt. In einer späteren, zufälligen Begegnung gesteht ihr Leander seine Liebe. Der Oberpriester – Repräsentant der lebensfeindlichen, klösterlichen Ordnung – schreitet jedoch ein und bringt Hero ins Turmgemach. In der Nacht steht Leander unversehens an ihrem Fenster, nachdem er das Meer vom gegenüberliegenden Abydos aus durchschwommen hat. Als am nächsten Abend Hero schlafend auf ihn wartet, löscht der Oberpriester die Lampe, deren Licht Leander als Orientierung diente, so dass er in den Fluten des Meeres ertrinkt. Am anderen Morgen entdeckt Hero Leanders Leiche, klagt den Priester und die Götter an und stirbt.

Hero ist der Überzeugung, durch die Übernahme der Priesterschaft der bedrückenden, despotischen Willkür in ihrer Familie endgültig entkommen zu sein. Sie sehnt sich nach einem selbstbestimmten, kontemplativen Leben in klösterlicher Ordnung. Der ‚Familiendiskurs‘ im ersten Akt reflektiert die patriarchalen und autoritären ‚biedermeierlichen‘ Familienstrukturen des 19. Jahrhunderts.²² Hero hat in ihrer Kindheit psychische und offenbar auch physische Gewalt erfahren müssen:

Mein Vater wollte was kein Andres wollte,
 Und drängte mich, und zürnte ohne Grund.
 Die Mutter duldete und schwieg.
 Mein Bruder – Von den Menschen all, die leben,
 Bin ich nur einem gram, es ist mein Bruder.
 Als Älterer, und weil ich nur ein Weib,
 Ersah er mich zum Spielwerk seiner Launen. (V. 202ff.)²³

21 Vgl. Franz Grillparzer. *Werke in sechs Bänden. Band 3: Dramen 1828-1851*. Hg. Helmut Bachmaier. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1987. (Bibliothek der deutschen Klassiker, 20). S. 596-598.

22 „Es sind insgesamt die Überzeugungen einer bornierten kleinbürgerlichen Gesinnung, die als zeitkritische Replik auf vorherrschende Normen gelesen werden können: aus der antiken Verkleidung treten Wiener Bürger des Biedermeier mit ihren Lebens- und Moralauffassungen hervor.“ Grillparzer. *Werke in sechs Bänden. Band 3* (wie Anm. 21). S. 600.

23 Zitiert wird aus der Ausgabe: Franz Grillparzer. *Werke in sechs Bänden*. Bd. 3 (wie Anm. 21). Es wird im laufenden Text auf die Versangabe in Klammern verwiesen.

Doch die abgeschiedene, hermetisch abgeriegelte Tempelwelt entpuppt sich als subtiles und restriktives Überwachungssystem. Die vom Oberpriester auferlegten Forderungen und Regeln lassen keinen Spielraum für Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung. Die Liebe zu Leander, fatalerweise erst nach Heros Keuschheitsgelübde entflammt und somit unter schlechtem Vorzeichen, löst den Selbstfindungsprozess der Protagonistin aus. Der Eros untergräbt ihr religiöses Pflichtgefühl; sie durchschaut allmählich die repressiven Strukturen, die im vermeintlich konfliktfreien Tempelbezirk herrschen. Auch Leander wird die Liebe vom um die verstorbene Mutter trauernden Melancholiker zum tollkühnen Jüngling verwandeln, der keine Gefahr scheut, um bei seiner Geliebten zu sein.²⁴

Der Oberpriester ahnt, dass die Stabilität gefährdet ist und versucht Hero mit einem philosophischen Diskurs zu indoktrinieren bzw. zu domestizieren, indem er sie zur ‚Sammlung‘ auffordert. Doch in der darauf folgenden heimlichen Begegnung mit Leander wird sie die Macht der Liebe gewahr: „Was ist es, das den Menschen so umnachtet, / Und ihn entfremdet sich, dem eignen Selbst / Und fremdem dienstbar macht? (V. 1182ff.). Sie beginnt die verordneten Pflichten zu hinterfragen und die Autorität des Priesters anzuzweifeln. Dieser Prozess wird freilich ein tragisches Ende finden und auf ihren Selbstmord hinauslaufen.²⁵

24 Prutti deutet die Liebe zwischen den beiden in einer ebenso originellen wie spekulativen Lesart so: „Grillparzers Eros hingegen trägt die Züge der idealen Mutter. Auch er inszeniert eine massive psychische Katastrophe, aber die Figuren seines Stückes sind von dem ungeistigen Verlangen nach der mütterlichen Liebe beflügelt. Für sie ist der geliebte Andere eine Figuration der unbedingten mütterlichen Liebe, die die Geborgenheit der frühkindlichen Mutter-Kind-Dyade und einen elementaren körperlichen Genuss verspricht, in dem Zärtlichkeit, Nahrung und das mütterliche Wort miteinander verschmelzen.“ Prutti. „Letale Liebe“ (wie Anm. 3). S. 182.

25 Janke bewertet aus feministischer Perspektive: „Doch im Gegensatz [...] zu Medea und Sappho überwindet Hero ihre Selbstentfremdung und findet sich in ihrer Liebe, zu der sie sich schließlich bekennt, neu. Die Katastrophe [...] resultiert nicht aus einem Kampf der Geschlechter, der in einem Akt der endgültigen Unterwerfung, Domestizierung oder Opferung der Frau durch den Mann mündet, sondern aus einer äußeren, sich der Liebe entgegenstellenden (Priester-)Welt. In *Des Meeres und der Liebe Wellen* schreibt Grillparzer das Scheitern der freien Selbstverwirklichung einer liebenden Frau ausschließlich einem äußeren, gesellschaftlichen Repressionssystem zu und nicht einem von

Durch seine Intrige steht der Oberpriester schließlich für Leanders und letztlich auch für Heros Tod in der Verantwortung. Ihr Emanzipations- und Reifungsprozess gipfelt in ihrer Anklage gegen den Priester. Auf seine Aufforderung, über das tödliche Geschehen mit Stillschweigen hinwegzugehen, entgegnet sie ihm:

Verschweigen ich, mein Glück und mein Verderben,
 Und frevelnd unter Frevlern mich ergehn?
 Ausschreien will ichs durch die weite Welt,
 Was ich erlitt, was ich besaß, verloren,
 Was mir geschehn, und wie sie mich betrübt.
 Verwünschen dich, daß es die Winde hören
 Und hin es tragen vor der Götter Thron.
 Du warsts, du legtest tückisch ihm das Netz,
 Ich zog es zu, und da war er verloren. (V. 1932ff.)

In seiner Selbstbiographie erklärt Grillparzer, den umständlichen Titel bewusst gewählt zu haben, um von der antiken Thematik abzulenken.²⁶ Die antike Kulisse diente ihm erneut als Folie, um die biedermeierliche Mentalität seiner Zeit zu reflektieren und um sich auf innere Prozesse der Protagonistin zu konzentrieren.

II. *Tagebuch auf der Reise nach Konstantinopel und Griechenland*

Im Unterschied zu seinen philhellenischen Dichtervorbildern, wie z.B. Christoph Martin Wieland oder Goethe, deren Werke einen gewissen Einfluss auf seine Griechendramen hatten, suchte Grillparzer das Land der Griechen nicht nur mit der Seele, sondern er bereiste leibhaftig das Osmanische Reich und Griechenland. Bereits für den Herbst 1839 plante er eine Orientreise, schob sie jedoch wegen der Quarantäneverfügungen immer weiter auf. Schließlich trat er die Reise am 27. August 1843 mit dem Dampfschiff von

Hierarchievorstellungen geprägten Liebes-Kampf, bei dem die Frau dem Mann schließlich unterliegt.“ Janke. „Gescheiterte Authentizität“ (wie Anm. 3). S. 66.

26 „Der etwas prätiös klingende Titel: des Meeres und der Liebe Wellen, sollte im voraus auf die romantische oder vielmehr menschlich allgemeine Behandlung der antiken Fabel hindeuten.“ Grillparzer. *Sämtliche Werke. Vierter Band* (wie Anm. 5). S. 177.

Wien donauabwärts an: Über Pressburg (Bratislava) und Belgrad ging es nach Konstanza ans Schwarze Meer und von dort weiter nach Konstantinopel.²⁷ Er besuchte Troja und Smyrna, von wo er auf die griechische Insel Syros übersetzte. Seine letzte Station war Athen.²⁸ Im Königreich Griechenland hielt er sich vom 1. bis zum 22. Oktober auf.

Er reiste in schlechtem gesundheitlichem Zustand ab und bezeichnete das Unternehmen sogar als unsinnig, andererseits sollte die Reise ein Heilmittel gegen seine hypochondrische Unentschlossenheit sein. Auf der Fahrt las er Homers *Ilias* im Original: „Meine Homerlektüre kommt ins Stocken, da ich in der Betäubung manche Stelle nicht ganz verstehe!“ (S. 657).²⁹ Als ‚Reiseführer‘ dienten ihm Graf Anton Prokeschs von Ostens *Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien*. Prokesch war von 1824 bis 1830 diplomatischer Beobachter des griechischen Unabhängigkeitskampfes und lebte zwischen 1834 und 1849 als österreichischer Gesandter in Athen. Während seines

27 Grillparzers Reise wurde in der Presse angekündigt, z.B. am 3. September 1843 in Ludwig August Frankls Wochenschrift ‚Sonntagsblätter‘: „Franz Grillparzer hat [...] die bereits angekündigte Reise nach Konstantinopel angetreten; er wird die trojanische Ebene besuchen, nach Griechenland gehen und über Italien zurückfahren.“ Franz Grillparzer. *Sämtliche Werke. Vierter Band* (wie Anm. 5). S. 950.

28 Zu Grillparzers Griechenlandreise vgl. Richard Bechtle. *Wege nach Hellas. Studien zum Griechenlandbild deutscher Reisender*. Eßlingen: Bechtle, 1959. S. 94-101. Der Autor misst den Beschreibungen geringen Wert bei. Zudem scheint er vom philhellenischen Geist des 19. Jahrhunderts beseelt zu sein. So ‚beschwert‘ er sich über Grillparzers fehlenden Griechenland-Enthusiasmus: „Kein erhebendes Gefühl begleitet die Ankunft auf griechischem Inselboden, keine klassischen Bilder, Assoziationen drängen sich dem Dichter auf, etwas z.B. Stackelberg Ähnliches, der bei der Ankunft in Korfu ausrief: ‚Wir waren jetzt auf griechischem – auf geweihtem Boden!‘“ (S. 97). Bernard geht in ihrer Studie punktuell auf Grillparzers Reise ein. Vgl. Veronika Bernard. *Österreicher im Orient. Eine Bestandsaufnahme österreichischer Reiseliteratur im 19. Jahrhundert*. Wien: Holzhausen, 1996. (Literarhistorische Studien. Literatur aus Österreich und Bayern. Hg. von Dietz-Rüdiger Moser/Herbert Zeman, Bd. 9). S. 7, 26, 47, 50, 56, 86, 90, 116, 137. Zum österreichischen Philhellenismus vgl. Alfred Noe. „Der Philhellenismus im deutschsprachigen Österreich“. *Der Philhellenismus in der westeuropäischen Literatur 1780-1830*. Hg. Alfred Noe. Amsterdam u.a.: Rodopi, 1994. S. 189-224, s. zu Grillparzer S. 214-216.

29 Zitatnachweise im laufenden Text durch Angabe der Seitenzahl in Klammern nach der Ausgabe Grillparzer. *Sämtliche Werke. Vierter Band* (wie Anm. 5).

Aufenthalts in der griechischen Hauptstadt kam Grillparzer in Prokeschs Residenz unter.³⁰

Das in nüchternem Ton gehaltene Reisetagebuch war nicht zur Veröffentlichung bestimmt und vermittelt ein authentisches Bild von Grillparzers Impressionen und Befindlichkeiten. Briefe an seine Lebensgefährtin Katharina Fröhlich liefern zusätzliches Material und bestätigen die Authentizität seiner Eindrücke. Hauptzweck seiner Reise war der Besuch der antiken Stätten in Griechenland, doch wegen der politischen Ausnahmesituation und der Unruhen in Athen verlief die Reise anders als geplant. Am 3. September putschte, unterstützt von der Bevölkerung, das Militär und forderte die Einführung einer Verfassung sowie die Suspendierung aller Ausländer vom Staatsdienst. König Otto ging auf die Forderungen ein; 1844 wurde eine liberale Verfassung verabschiedet und Griechenland zur konstitutionellen Monarchie.

Grillparzer hatte während der Fahrt in Orsova (damals Königreich Ungarn, heute Rumänien) ersten Kontakt zu Griechen, die ihn durch die Stadt führten und eine Begegnung mit einem Vertreter der orthodoxen Kirche vermittelten.³¹

Generell beobachtete Grillparzer distanziert, seine Eindrücke waren häufig ambivalent. Die Aufzeichnungen lassen keine Rückschlüsse darauf zu, ob die Reise sein vorgefertigtes Bild vom Orient bestätigt oder verändert hat. Er

30 Prokesch gilt als ein wichtiger Vermittler zwischen Orient und Okzident im 19. Jahrhundert. Sein historisches Hauptwerk ist die sechsbändige *Geschichte des Abfalls der Griechen vom Türkischen Reiche im Jahre 1821 und der Gründung des Hellenischen Königreichs aus diplomatischem Standpunkte* (entstanden zwischen 1834 und 1848, publiziert 1867). Zu Prokeschs Leben und Werk vgl. Daniel Bresch. *Anton Prokesch von Osten (1795-1876). Ein Diplomat Österreichs in Athen und an der Hohen Pforte. Beiträge zur Wahrnehmung des Orients im Europa des 19. Jahrhunderts*. München: R. Oldenbourg, 2005. (Südosteuropäische Arbeiten 123). Über Grillparzers Besuch bei Prokesch in Athen vgl. S. 258-260. Der Autor bewertet Grillparzers Tagebuch pauschal als „Abfolge von Beschwerden“ (S. 259).

31 „Ein paar recht gebildete mazedonische Griechen, die in Orsova zu uns gestoßen, führen [...] mich in die Stadt [...] Die Griechen führen uns beim griechischen Erzbischof ein. Einer der schönsten Männer, die ich je gesehen, bei oder über sechzig Jahre [...] Wir sagen uns Komplimente die die Mazedonier verdolmetschen. Man bringt Pfeifen, eingemachte Früchte und Kaffee.“ Grillparzer. *Sämtliche Werke* (wie Anm. 5). S. 656.

thematisiert oft seinen körperlichen Zustand (was auf seinen hypochondrischen Charakter verweist), beschwert sich wiederholt über die „schmierige orientalische Fettküche“ und äußert sich z.B. abfällig über die Musik der Derwische, findet aber zugleich auch Gefallen an ihren Tänzen und Tänzern. Die folgende Beschreibung der Zeremonie ist für seine Wahrnehmung von Alterität ebenso aufschlussreich wie unterhaltsam, indem sie sowohl westliches Überlegenheitsdenken und Geringschätzung wie eine gewisse Faszination für das Fremde und Orientalische und Grillparzers ambivalente Haltung widerspiegelt:

Wie ein übelklingender Gesang mit allerlei Gurgeleien von einer Art Tribune herab von einer einzelnen Stimme den Anfang macht, dann der Umzug der Mönche, wobei sie ihren sitzenden Vorsteher kadenzmäßig durch Verbeugungen grüßen. Hierauf Instrumentalmusik, wenn eine Rohrflöte, ein Dudelsack und eine Trommel für Instrumente und die ärgsten Misttöne für Musik gelten können. Endlich erschallt von derselben Tribune herab ein heftiges Geschrei, wohl als Gesang gemeint, und nun beginnt, dreimal unterbrochen, anfangs langsam, dann aber immer schneller, ohne je wild zu werden, der Drehtanz der Derwische [...] Man hat die Bewegungen als heftig und wild beschrieben, ich habe sie eigentlich graziös gefunden. Ein paar hübsche junge Bursche [sic!] von höchstens 18 Jahren [...] die Augen geschlossen, das Haupt gegen den emporgestreckten rechten Arm und diesen dem Haupte entgegengeneigt, wobei sie den linken mit herabhängender Hand gerade vor sich strecken, die Verzückung einer süßen Begeisterung auf den Lippen – sahen so reizend aus als ein Mann nur immer einen Mann finden kann. (S. 661f.)

Die spektakuläre geografische Lage der Stadt imponierte Grillparzer: „Was man von der Schönheit des Bosphorus gesagt hat ist, mit Einschluß der Übertreibung, buchstäblich wahr, denn die Übertreibung ist der Erhebung natürlich.“ (S. 660). Aber auch ihre Architektur hinterließ bleibenden Eindruck. Nach dem Besuch der zur Moschee umfunktionierten ehemaligen Hauptkirche des Byzantinischen Reiches Hagia Sophia notiert er: „Ich habe nichts Kirchliches gesehen, was sich damit vergleichen ließe.“ (S. 656)

Auf dem Weg nach Smyrna hielt er sich zwei Tage in Troja auf und er kam auch an Originalschauplätzen seiner Griechendramen vorbei, was ihn aber emotional offensichtlich nicht sonderlich berührte. Er besichtigte Abydos und Sestos an den Dardanellen, den Schauplatz von *Des Meeres und der Liebe Wellen*: „Reiten ins Tal von Sestos hinab, wunderschön mit Baumwollpflanzen bewachsen [...] Überall Spuren von alten Bauten. Das Meer an

den Ufern mit Trümmern bedeckt. Auf einem vorspringenden Hügel mag der Tempel Aphrodites gestanden haben.“ (S. 675). Als er mit dem Schiff die Insel Lesbos passierte, hatte er mit Seekrankheit zu kämpfen. Prosaisch-lapidar teilte er Katharina Fröhlich am 3. Oktober aus Syros mit: „Bei Mitylene, dem Geburtsorte der Dichterin Sappho habe ich meinen Willkomm ins Meer gespieen, und die Nacht darauf in der Kajüte denselben Gruß wiederholt.“ (S. 829f.).

Am 1. Oktober erreichte Grillparzer die Insel Syros. Zur Vorbeugung gegen die Pest musste er zu seinem Ärger neun Tage in die Quarantäneanstalt. In einem Ton, in dem bürgerlicher Snobismus anklingt, beschwert er sich über die Unterkunft und seine ‚orientalischen‘ Zimmergenossen:

[...] und ich ging in die Quarantäne, konnte aber niemand finden, der italienisch verstand, so daß als ich endlich in die Kanzlei kam, der griechische Lohnbediente der Engländer die einzig übrigen guten Zimmer weg hatte und wir mit einem elenden schmutzigen Loche mitten unter stinkenden Türken und Griechen vorlieb nehmen mußten. (S. 680)

Danach verbrachte er drei Tage in der Inselhauptstadt Ermoupolis. Grillparzer beklagt sich zwar über „den griechischen Lärm auf dem Vorhause“, der ihm in seiner Unterkunft (wohlgemerkt gegen halb neun) den Schlaf raubt, generell aber ist sein Eindruck positiv. Die kykladische Architektur spricht ihn an, die Vegetation stimuliert seine Sinne, die Atmosphäre der Ägäis wirkt sich positiv auf sein Gemüt aus und er äußert sich zustimmend über die Menschen:

Hier ist die Aussicht noch bezaubernder und die Stadt wirklich schön. Wohl gepflastert, die Häuser nach Art der Landhäuser klein, aber durchaus von Stein und geschmackvoll, ja elegant gebaut [...] Pflanzen von einem solchen Wohlgeruche, daß man sich fast betäubt fühlt. Wir lagen da wohl zwei Stunden und genossen der Aussicht auf das Meer und die Inseln und des himmlischen Abends. Die Formen haben etwas Pittoreskes, dazu der von Natur wohlgesitete, wohlgebildete Menschenschlag, in den mittelländischen Gegenden läßt sich nichts damit vergleichen. (S. 683f.)

Grillparzer machte auf Syros die Bekanntschaft von Oberstleutnant Christoph von Fabrizio, der seit 1824 in Griechenland diente und im Zuge des September-Aufstandes entlassen und verbannt worden war. Er erhielt Informationen über die sich zuspitzende politische Lage in Athen und erfuhr,

dass Generalleutnant Gennaios Kolokotronis (Sohn des legendären Freiheitskämpfers Theodoros Kolokotronis und letzter Ministerpräsident unter König Otto 1862) „wegen eines Versuchs zu Gunsten des Königs von Athen nach Tino [Nachbarinsel von Syros, A.A.] verwiesen worden sei. Die Parteien fangen also an, sich zu zeigen, eine schlechte Aussicht für unsere Ausflüge ins Innere Griechenlands“ (S. 685). Der bevorstehende Aufenthalt auf dem Festland stand unter schlechten Vorzeichen. Am 12. Oktober lief das Schiff im Hafen von Piräus ein. Als er aufwachte, hatte es Kap Sounion mit dem berühmten Poseidon-Tempel bereits passiert. In der folgenden Beschreibung überlagern sich Reminiszenzen klassischer Bildung, Kritik an der verfehlten bayerischen Griechenlandpolitik sowie Spott über den schwärmerischen Philhellenismus Ludwigs des I.:

Ägina und Salamis lagen links von uns, letzteres viel kleiner, als ich mir gedacht, so daß man kaum begreifen kann wie eine Seeschlacht mit der ungeheuern persischen Flotte da stattfinden konnte. Rechts, vom Meere entfernt, wie eine gefallene Krone, die Anhöhen, auf und an denen Athen liegt. Die Sonne beginnt nach und nach die einzelnen Umrisse zu beleuchten. Die Akropolis, ein Palast, wahrscheinlich der des Königs. Die Spitze des Hafens Piräus kommt uns entgegen [...] Hier hätte man Neu-Athen bauen und das alte als Antiquität behandeln sollen. Wahrscheinlich auch eine Idee des albernen Königs von Bayern, der vielleicht das ganze Unglück seines Sohnes verschuldet hat. (S. 686)

In Athen quartierte er sich in der Villa von Prokesch ein, für den er übrigens keine besonderen Sympathien hegte. Sie unterhielten sich über die brisante politische Situation: „Der Aufstand ist noch in vollem Gange. Lärmende Haufen durchstreifen die Stadt [...] Es scheint auf das Leben des Königs abgesehen gewesen zu sein“ (S. 687). Noch vor dem Mittagessen begleitet ihn Prokesch zum imposanten Zeustempel. Grillparzers Enthusiasmus für das antike Griechenland schlägt sich allmählich in seinen Aufzeichnungen nieder, wobei er stereotype philhellenische Bewertungen, die eine Diskrepanz zwischen glorreicher klassischer Vergangenheit und erbärmlicher Gegenwart beklagen, vermeidet. Die ersten Eindrücke berühren ihn aber emotional sehr:

Mehr aber als alle diese Trümmer interessieren mich die Quellen des Ilyssos an denen Platon spazieren ging, die vielgenannten Berge, die das Tal von Attika umschließen, die Aussicht aufs Meer mit Salamis, Ägina, die Natur, die immer

war was sie jetzt ist, und dazu Zeugin jener unsterblichen Taten und Werke. Die Bauwerke machten mich staunen, die Hügel und die Flußbeete trieben mir die Tränen in die Augen. (S. 687)

Die revolutionäre politische Situation und die weit verbreitete antibayerische Stimmung erlaubten es ihm nicht, Athen zu verlassen. Er konnte lediglich in Begleitung von Sicherheitsbeamten Stadtbesichtigungen unternehmen, was ihm besonders missfiel. Wiener Presseberichten zufolge musste er sogar italienisch sprechen, um nicht als Deutscher aufzufallen. Grillparzer war insbesondere enttäuscht, den Sitz der Musen sowie den ‚heiligen‘ Ort, von dem er in seiner Trilogie den Griechen Phryxus das goldene Vließ entwenden und an den er es Medea zurückbringen lässt, nicht besichtigen zu können:

Wir werden uns auf Athen beschränken müssen, da man im Lande jeden Deutschen für einen Baiern hält, und jeder Baiern so verhaßt ist, daß man sie überall mißhandelt, verwundet, ja töten würde, wenn nicht Hilfe zur rechten Zeit käme. So ist dann der Hauptzweck meiner Reise verfehlt. Ich werde den Parnaß, ich werde Delphi nicht sehen. (S. 687)³²

Das Tagebuch bricht am 13. Oktober ab. Bis zu seiner Abreise aus Athen am 22. Oktober hat Grillparzer keine weiteren Eintragungen vorgenommen. Die Reise fand in der Presse und auch in der hohen Politik Resonanz. Nach seiner Rückkehr nach Wien im November 1843 wurde sie in verschiedenen

32 Ähnlich äußert er sich auch gegenüber Katharina Fröhlich am 28. Oktober aus Triest. Der Brief dokumentiert auch seine Antipathie für Prokesch: „Die Unruhen in Griechenland hatten jede Reise ins Land unmöglich gemacht. Auf diese Art sehe ich mich freilich um den schönsten Teil meines Ausfluges, ja um denjenigen, der beinahe ausschließlich ein wirkliches Interesse für mich hatte, betrogen, aber was hilft’s? ‘s ist einmal so und man muß das Unvermeidliche ertragen. Selbst die Gegenstände in Athen verloren einen Teil ihres Reizes durch die rings lauenden Späheraugen, die überall nach Bayern forschen und jeden Deutschen für einen Bayern, das heißt für einen verhaßten, zu verfolgenden, ja zu tötenden Feind halten. Schon daß man nicht anders als begleitet herumgehen konnte, war mir, der ich gerne für mich und in mir genieße, widerlich. Ich habe bei Prokesch gewohnt, was nicht zu vermeiden war [...] Unser Dampfschiff war mit Bayern, Männer, Weiber und Kinder an der Brust, überladen, so daß einem das Herz wehe tat, bei dem Anblicke.“ Franz Grillparzer. *Gesammelte Werke. Neunter Band: Selbstbiographie und Briefe*. Hg. Edwin Rolett/August Sauer. Wien: Schroll, 1925. S. 350f.

Journalen kommentiert. Diese Artikel nehmen nachdrücklich auf Grillparzers Affinität zur klassischen Antike und auf seine Griechendramen Bezug. Sie konstruieren eine Griechenland-Sehnsucht des Dichters, über die er im unterstellten Maß offenkundig nicht verfügte. Der ‚Dichter der *Sappho*‘ wurde „um die schönsten Früchte seiner orientalischen Reise gebracht.“³³ Außerdem fällt auf, dass die antideutsche Stimmung in Griechenland die Presse dazu verleitet, latent antigriechische Ressentiments zu schüren. So ist vom „niederträchtigen Haß der Griechen gegen alles Deutsche“ die Rede.³⁴ In der *Zeitung für die elegante Welt* vom 29. November heißt es: „Das ist deutsches Unglück und seine Landsleute haben aus lauter Weltweisheit sich viel mehr mit der Konstitutionsfrage dieser rohen Griechen als mit der empörenden Verfolgung beschäftigt, welche die armen Baiern erlitten haben.“³⁵ In der Leipziger Zeitschrift *Die Grenzboten* wird den Griechen unterschwellig Undankbarkeit gegenüber dem Barden ihrer glorreichen Vergangenheit unterstellt:

Da zog es ihn hin nach dem Land seiner Träume, nach der Heimat seiner ‚Sappho‘ und seiner ‚Medea‘ [...] da bricht eine Revolution aus, alles, was den Namen Deutscher trägt, muß vor dem Volkshaß flüchten und der deutsche Dichter muß seine Muttersprache verleugnen und die Denkmäler und Stätten seiner Dichterträume unter der Maske eines Italieners besuchen, stets der Gefahr ausgesetzt, erkannt und von dem Volke, dessen Vorzeit er besungen, angefallen und mißhandelt zu werden.

Im selben Artikel wird berichtet, dass Grillparzer von Fürst Metternich bestellt worden sei, um über die Lage in Athen zu berichten. Die österreichische Regierung sei entschlossen, „in Griechenland der neuen Ordnung der Dinge, in so weit sie sich friedlich entwickeln werden, nicht störend in den Weg zu treten.“³⁶

Seinem Wiener Schriftstellerkollegen Adolf Foglar teilte Grillparzer indessen mit, dass die beschwerliche und gefahrvolle Reise ihren Haupt-

33 Grillparzer. *Sämtliche Werke. Vierter Band* (wie Anm. 5). S. 950. Aus der Zeitung *Rosen*, Leipzig, 23. November 1843.

34 Ebd. S. 950.

35 Grillparzers *Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen. Zweite Abteilung. Gespräche und Charakteristiken (April 1831 bis März 1848)*. Hg. August Sauer. Wien: Verlag des Literarischen Vereins, 1906. S. 269.

36 Ebd. S. 271.

zweck erfüllt habe, weil sie ihn „von der Schwere und Bedrückung des Geistes“ befreit habe.³⁷ Ferner unterrichtete er ihn über das einzige literarische Produkt seiner Reise. Es handelt sich um das Gedicht *Griechische Revolution*, das die politische Situation von 1843 und die ungewisse Zukunft des Landes reflektiert. Der Dichter beschreibt das Königreich Griechenland als den kranken Mann Europas, der sich von der einen auf die andere wunde Seite wendet. Das epigrammatische Gedicht belegt Grillparzers nüchtern-pragmatische Sicht auf die Dinge:

Obs wohl dem Lande schlimm, ob gut,
 Liegt freilich noch in düsterer Weite;
 Es kam, wie der Kranke tut,
 Der, wenn er schlecht auf einer ruht,
 Sich umkehrt auf die andre Seite.³⁸

III. Die Grillparzer-Rezeption in Griechenland

Die Rezeption der Dramen Grillparzers setzte zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein; die Stücke blieben bis in die 1930er Jahre auf den Bühnen präsent. Danach erlosch die Grillparzer-Wahrnehmung in Griechenland fast völlig.³⁹ Neben *Die Ahnfrau* stießen die Griechendramen auf besonderes Interesse. Nicht zuletzt durch den europäischen Philhellenismus forciert, war die glorreiche griechische Antike seit Gründung des griechischen Staates ein wichtiger Bezugspunkt für die Konstruktion einer neugriechischen kulturellen Identität. Und vor dem Hintergrund des griechischen Sprachenstreits – Anhänger der dem Altgriechischen nachempfundenen Hochsprache *Katharévoussa* standen sich Vertretern der Volkssprache *Dimotikí* gegen-

37 Ebd. S. 272.

38 Franz Grillparzer. *Sämtliche Werke. Ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte. Erster Band. Gedichte, Epigramme, Dramen I.* Hg. Peter Frank/Karl Pörnbacher. München: Hanser, 1960. S. 458.

39 Für einen ausführlichen Überblick über die Grillparzer-Rezeption in Griechenland vgl. Athanasios Anastasiadis. *Der Norden im Süden. Kostantinos Chatzopoulos (1868-1920) als Übersetzer deutscher Literatur.* Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2008. (Publikationen des Fachbereichs Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Gernersheim. Reihe A – Abhandlungen und Sammelbände 48). S. 147-185.

über – war die Aufführung eines aus dem Deutschen übersetzten Stücks mit antiker Thematik in der *Dimotiki* offenbar nicht ein so großes Sakrileg wie die Aufführung einer altgriechischen Tragödie in dieser Sprachform.

Sappho war das erste Grillparzer-Stück, das 1926 als eigenständiges Buch in Griechenland publiziert wurde. Die Übersetzung stammt von dem Altphilologen Emmanouil David. Er stellt dem Text eine kurze biographische Notiz über Grillparzer voran, in der er ihn als Autor von Dramen mit antiker Thematik hervorhebt. David übersetzte das Versdrama in eine Prosa, die sich durch Präzision auszeichnet, ohne einen einzigen Vers des Originals (nebst Regieanweisungen) auszulassen. Die Übersetzung des Stücks blieb ohne Resonanz: Sie wurde von den Literaturkritikern ignoriert, das Stück wurde nie auf einer griechischen Bühne aufgeführt.

Die erste und bis heute ausführlichste griechische Abhandlung über Franz Grillparzer stammt von Aristotelis Kourtidis, der in den 1890er Jahren in Göttingen Psychologie und Pädagogik studiert hatte und in Jena promoviert wurde. Sie erschien am 15. und 30.3.1905 in der renommierten Athener Kulturzeitschrift *Panathinaia*. Er konzentriert sich auf das dramatische Werk, insbesondere auf *Die Ahnfrau* und auf die Griechendramen. Kourtidis verklärt emphatisch die Einzigartigkeit des antiken Erbes, die Grillparzer und andere große Dichter immer wieder literarisch inspiriert habe:

Die Vergangenheit, die schöne und poetische Vergangenheit, die niemals in die Welt zurückkehren wird [...] die griechische Vergangenheit, nach der sich die großen Dichter aller Zeiten instinktiv richten wie die Sonnenuhr sich nach der Sonne richtet, hat erneut mit ihrem Zauber Grillparzer angezogen.⁴⁰

Als eigentlicher Initiator der Grillparzer-Rezeption darf der Regisseur Thomas Oikonomou gelten, der wegen seines Wiener Hintergrunds mit dem Werk des österreichischen Dichters sicherlich vertraut war. Er veranlasste den Dichter Kostantinos Chatzopoulos, Grillparzer-Stücke zu übersetzen. Oikonomous erfolgreiche Inszenierungen der Stücke am *Königlichen Theater*

40 „Το παρελθόν, το ωραίο και ποιητικόν παρελθόν, το οποίον ουδέποτε πλέον θα επανέλθῃ εἰς τον κόσμον [...] το ελληρικόν παρελθόν προς το οποίον οι μεγάλοι ποιηταὶ ὅλων των χρόνων στρέφονται ορμεμφύτως, ὅπως το ηλιοτρόπιον εἰς τον ἥλιον, εἰλκυσε και πάλιν με την μαγείαν του τον Γκριλλπάρτσερ.“ Aristotelis Kourtidis. „Φραντς Γκριλλπάρτσερ“ (Franz Grillparzer). *Panathinaia* (Bd. 9): S. 321-323 u. S. 364-368.

in den kongenialen Übersetzungen von Chatzopoulos gaben den Anstoß für die kurze griechische Grillparzer-Blüte zu Beginn des 20. Jahrhunderts.⁴¹

Des Meeres und der Liebe Wellen hatte am 26.11.1905 am *Königlichen Theater* in Athen Premiere. Mit neun Aufführungen zählte es zu den erfolgreichsten Produktionen des Hauses. Der umständliche Titel des Originals wurde mit ‚Hero und Leander‘ wiedergegeben, um den Bezug zur griechischen Antike zu signalisieren und damit das Interesse der Presse und des Publikums zu wecken. Ein Artikel in der Zeitung *Skrip* am Tag der Premiere belegt diese Annahme: „Das Werk gehört zu einer Reihe von Tragödien, die aus der Antike schöpfen und ist deshalb für uns Griechen von Interesse.“⁴²

41 Thomas Oikonomou wurde 1864 in Wien geboren, wo sein Vater als Hofmaler tätig war. Er studierte an der Wiener Schauspielschule und war ca. 15 Jahre an deutschsprachigen Bühnen tätig, u.a. am Wiener Burgtheater und bei den legendären Meiningeren. Offensichtlich stand er in Kontakt zur renommierten Schauspielerin Agnes Sorma und zum Autor und Theaterkritiker Paul Lindau, der von 1895 bis 1899 Hofintendant in Meiningen war. Als auf Initiative von König Georg I. in Athen das *Königliche Theater* gegründet wurde, vertraute man Oikonomou die künstlerische Leitung an. Er übertrug die ihm vertraute Theaterpraxis und die Spielpläne deutschsprachiger Theater auf die Athener Bühnenlandschaft. Im Mai 1906 legte er sein Amt nieder. Nach kurzen Aufenthalten in Deutschland setzte Oikonomou seine Theaterarbeit in Athen fort. Er gründete eigene Theatertruppen, spielte und inszenierte, unterrichtete an Schauspielschulen und arbeitete mit zahlreichen wichtigen Theaterleuten zusammen. Seine bedeutendste Schülerin war die spätere *grande dame* des griechischen Theaters Marika Kotopouli, der er zahlreiche Hauptrollen anvertraute, in denen sie ihre ersten großen Erfolge verbuchte. Oikonomou starb am 21.3.1927 in Athen. Kostantinos Chatzopoulos wurde 1868 geboren. Von 1900 bis 1901 machte er eine ausgedehnte Bildungsreise durch Deutschland, um sich mit der deutschen Sprache und Kultur vertraut zu machen. Von 1901 bis 1905 lebte er in Athen als Übersetzer für das Theater. Seine größten Erfolge waren die Übersetzungen von Goethes *Iphigenie auf Tauris* und *Faust*, die in den Inszenierungen von Thomas Oikonomou zu Publikumsrennern wurden. Sein übersetzerisches Werk ist ein wichtiger Beitrag zur Formung einer griechischen Literatursprache in der *Dimotiki*. Er siedelte 1905 nach Deutschland über, wo er bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs lebte. Chatzopoulos starb auf der Überfahrt von Korfu nach Brindisi im August 1920.

42 „Το έργο του αυτό ανήκει εις μιαν σειράν τραγωδιών ειλημμένων εκ της αρχαιοτήτος και δια τούτο είνε μάλλον ενδιαφέρον δι' ημάς τους Έλληνας.“ Theatrikos. „Τα νέα έργα του ‘Βασιλικού’: ‘Ηρώ και Λέανδρος’ του Γκριλλπάρτσερ (Die neuen Werke am *Königlichen Theater*. *Hero und Leander* von Franz Grillparzer). *Skrip*, 5.11.1905.

Die Übersetzung wurde nicht veröffentlicht und ist nur handschriftlich überliefert. Der Regisseur Oikonomou hat, vermutlich in Zusammenarbeit mit dem Übersetzer, eine gekürzte Bühnensfassung erstellt; ein Fünftel des Ausgangstextes ist nicht übersetzt. Der Fokus liegt auf der Liebesgeschichte. Aus den Besprechungen in der Presse geht hervor, dass das Werk als ein romantisch-lyrisches Drama wahrgenommen wurde und die kritische und psychologische Dimension des Stücks aber ignoriert wurde.

Die Übersetzung der *Medea* geht auf Chatzopoulos' eigene Initiative zurück. Für die Interpretation der Titelrolle schwebte ihm die Schauspielerin Marika Kotopouli vor. Das Stück hatte am 16.9.1915 Premiere, die Übersetzung erschien 1927 als Buch. Er übersetzte das Versdrama in eine lyrische Prosa und hatte dabei die szenische Realisation im Sinn. Die Kürzungen und Raffungen bestimmter Passagen machen ca. ein Fünftel des Gesamttextes aus. Den fünften Akt strich er komplett. 1927 lässt sich reges Interesse der griechischen Theaterwelt an dem Werk registrieren. Am 6.2.1927 inszenierte es Thomas Oikonomou mit renommierten Schauspielern in den Hauptrollen und fünf Monate später brachte der angesehene Regisseur Panos Kalogeríkos das Stück auf die Bühne.

Nachgewiesen ist auch eine Aufführung der ersten beiden Teile der Trilogie durch Thomas Oikonomou von 1920 in der Übersetzung eines gewissen N. Oikonomou, die allerdings nicht überliefert ist. Doch existiert ein interessantes Rezeptions-Dokument des bekannten Kritikers Kleon Paráschos von 1921. Paráschos geht weder auf die Inszenierung noch auf die Übersetzung ein, sondern beschränkt sich auf einige wenige Bemerkungen zum Stück und verurteilt europäische Autoren, die in ihren Werken Stoffe aus der griechischen Antike literarisch verarbeiten. Dabei nimmt er Jean Racine und Franz Grillparzer besonders ins Visier:

Ein Grieche ist immer verwundert, wenn er sieht, wie europäische Dichter Themen der antiken Tragödie tangieren. Er ist nicht nur verwundert, sondern arg verstimmt und manchmal auch wütend. Er ist wütend über das geschmacklose Wagnis, das geschmackloseste Wagnis das ein heutiger europäischer Dichter, ein Barbar, zu wagen sich erlaubt. Ob er nun an der Seine oder an der Donau lebt. Sei es Racine, der sich für einen Lateiner wähnt oder Grillparzer, ein Deutscher bis ins Mark, der meint, dass es in seiner Hand liege die alten Griechen nachzuzahlen.⁴³

43 „Ένας Έλληνας αισθάνεται πάντα έκπληξη όταν βλέπει Ευρωπαίους ποιητάς να εγγιζουν θέματα της αρχαίας τραγωδίας. Και όχι μόνο έκπληξη, μα και περισσή δυσφορία

Die nationalistische und ‚hellenozentrische‘ Position des Autors impliziert eine Verurteilung des literarischen Philhellenismus, der sich allzu leichtfertig antiker Themen und Motive bediente. Trotz allerlei Vorbehalte ist dem Kritiker die ‚Modernität‘ des Stücks offensichtlich nicht entgangen, denn er bescheinigt dem Autor „psychographische Meisterschaft“. Bemerkenswert ist die misogyne Tendenz seines Kommentars zu Medeas Charakter. Er beanstandet, dass Grillparzer eine allzu selbstbewusste und energische antike Frauenfigur auf der Bühne präsentiere: „Grillparzers Medea nimmt ständig das Wort ‚wollen‘ in den Mund; der häufige Gebrauch dieses Wortes durch seine Heldin vermittelt uns den Eindruck, dass diese Heldin eine Frau mit Willen sei!“⁴⁴

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verwiesen Vertreter der intellektuellen Elite noch nostalgisch auf die griechische Antike als Inspirationsquelle für philhellenische europäische Dichter, denen man auch Grillparzer zuordnete. Zwanzig Jahre später findet ein Paradigmenwechsel statt: Die ‚direkten‘ Nachfahren der alten Griechen beanspruchen die Deutungshoheit und das Monopol über das antike Erbe. Beide Tendenzen haben freilich verkannt, dass Grillparzers Griechendramen die klassizistische Tradition hinter sich lassen und auf die literarische Moderne verweisen. Sie verarbeiten auf subtile und kritische Weise antike Stoffe und legen Disharmonien in der Beziehung des Individuums zur Gesellschaft frei. Am Beispiel der Schicksale Sapphos, Medeas oder Heros illustriert Franz Grillparzer Krisenerfahrungen aus der Zeit des Vormärz wie Selbstentfremdung und Identitätsverlust, die im 21. Jahrhundert nichts von ihrer Aktualität eingebüßt haben.

και κάπου-κάπου κι οργή. Οργή για το ανόσιο τόλμημα, το πιο ανόσιο που μπορεί να τολμήση ένας σημερινός Ευρωπαίος ποιητής, ένας βάρβαρος. Είτε παροικεί του Σηκουάνα, είτε του Δούναβη, Ρακίνας κι αν λέγεται και θέλει να νομίζεται Λατίνος, ή Γκριλλπάρτσερ, Γερμανός ως τα κόκκαλα, και φαντάζεται πως είναι στο χέρι του να ελληνίσει.“ Kleon Paráschos. „Εξ αφορμής μιας παράστασης των Αργοναυτών του Γκριλλπάρτσερ“ (Anlässlich einer Aufführung von Grillparzers Argonauten). *Kallitechnia* (Dez. 1920 – Jan. 1921): S. 107-109. Hier: S. 107.

44 „Η Μήδεια του Γκριλλπάρτσερ διαρκώς έχει στα χείλη της τη λέξη ‘θέλω’. η συχνή χρήση της λέξεως αυτής, απ’ την ηρωίδα του μας κάνει την εντύπωση πως η ηρωίδα αυτή είναι γυναίκα με θέληση!“ Paráschos. „Εξ αφορμής μιας παράστασης“ (Anlässlich einer Aufführung; wie Anm. 43). S. 108.

Katerina Karakassi (Athen)

Politische Romantik in Neu-Griechenland: Panagiotis Soutsos und sein Briefroman *Leandros*

Wanderer, was siehst du?
Ich sehe das Meer von Salamis,
klein in den Augen,
groß in der Imagination,
ich sehe die Königin aller Meere...¹

I. Die Aufgabe, die Nation zu erfinden: Irrungen und Wirrungen

1830 wurde der griechische Staat im Londoner Protokoll als unabhängiger Staat anerkannt. Ein Einzelfall im 19. Jahrhundert: Griechenland war der „einzige[] neue[] Staat in Europa, der aus einem Imperium hervorging [...]. Der äußeren Hülle entsprach jedoch kein gesellschaftlicher und kultureller Inhalt“, bemerkt Jürgen Osterhammel lapidar.² Das stimmt insofern, als dass sich Griechenland in dieser Anfangszeit als Staat und Nation neu erfinden musste, und das hieß, aus der bestehenden gesellschaftlichen und kulturellen Diversität, aus den disparaten Kollektiven einen einheitlichen politischen bzw. nationalen Körper zu erzeugen. Die Prämissen sowie die Postulate dieser Forderung nach nationaler Homogenität standen in Europa spätestens seit dem 18. Jahrhundert zur Debatte und entwickelten sich allmählich im Rahmen der romantischen Bewegung zu einem verzweigten diskursiven Netz, das der Konsolidierung des nationalen Gebildes und der Elaboration der nationalen Identität diene.³

-
- 1 Panagiotis Soutsos. *Leandros*. Hg. Giorgos Velouis. Athen: Idryma Kosta und Eleni Ourani, 1996. Im Folgenden: *Leandros*. S. 133. [Παναγιώτης Σούτσος. Ο Λέανδρος. Επιμ. Γιώργος Βελουδής. Αθήνα: Ίδρυμα Κώστα και Ελένης Ουράνη, 1996.]
 - 2 Jürgen Osterhammel. *Die Verwandlung der Welt: Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München: Beck, 2009. S. 587.
 - 3 Was Deutschland betrifft, steht Herder „am Anfang einer folgenreichen Ontologisierung und Biologisierung“ des Volksbegriffs. Seine Idee der Abgrenzung der Völker über die Sprache war auch für Griechenland ausschlaggebend. Christian

Dem europäischen Philhellenismus hatte der junge Staat Griechenland viel zu verdanken. Das europäische Gedankengut, zumal osmanische Kultur als fremdartig empfunden wurde, sollte die kulturelle Grundlage des neuen Staates bilden, und so war die Suche nach der eigenen nationalen Identität, nach der eigenen nationalen Sage, die viel mit der Forderung nach Modernisierung des Staates und Kulturalisierung der Ethnie zu tun hatte, eng mit Europa verbunden; es war allerdings keine blinde Adaption oder treue Imitation von fremden Modellen. Vielmehr sollte man von einer selektiven und oft verzerrten Übertragung ausgehen, von einer mehr oder weniger kreativen Anpassung bzw. von einer mehr oder weniger willkürlichen Gestaltung der vorgegebenen Muster.⁴ Dies gilt auch für die schöne Literatur, die auf die europäische Tradition der *belles lettres* angewiesen war und insbesondere auf die Romantik, die das Hellenische ästhetisch funktionalisiert und idealisiert hatte, um das nationale Narrativ zu artikulieren und somit – mal explizit, mal implizit – politisch zu agieren.

Das Werk von Panagiotis Soutsos ist in der Hinsicht nicht nur ein Zeugnis der politischen Irrungen und Wirrungen seiner Zeit, sondern auch ein Exempler der intellektuellen Bemühungen, anhand von abendländischem Gedankengut das Bewusstsein der jungen Nation zu untermauern. Dass dies kein leichtes Unternehmen war, zeigt auch der Briefroman *Leandros*, den

Jansen, und Henning Borggräfe. *Nation, Nationalität, Nationalismus*. Frankfurt a. M., New York: Campus, 2007. S. 39.

4 In den letzten Jahrzehnten wurden diverse gute Arbeiten zum Thema publiziert. Georg Jusdanis z.B. erklärt die partielle Rezeption und die oft willkürliche Deutung von europäischem Gedankengut als ein Zeichen der Resistenz seitens der griechischen Intellektuellen. Shannan Peckam zeigt dafür dass, dieser vermeintliche Widerstand auf die Komplexität des Projektes „Nation“ zurückgeführt werden kann, während Constanze Güthenke den romantischen Rahmen der *nation building* unterstreicht und die Landschaft ins Zentrum ihrer Überlegungen stellt. Die vorliegende Arbeit verdankt viel der Studie von Constanze Güthenke, geht allerdings einen anderen Weg, indem sie die griechische Romantik nicht als Korrektiv der inhärenten Dynamik der deutschen Romantik ansieht, sondern als ihre (teilweise fatale), teilweise überraschende Folge. Gregory Jusdanis. *Belated modernity and aesthetic culture*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1991. Robert Shannan Peckham. *National histories, natural states*. London, New York: I.B. Tauris, 2001. Constanze Güthenke. *Placing modern Greece*. Oxford; New York: Oxford University Press, 2008. Im Folgenden: Güthenke.

Panagiotis Soutsos 1834 veröffentlichte und dem dieser Beitrag gewidmet ist. Die Lektüre des Romans, die ich hier vorschlage, geht davon aus, dass das Werk nicht nur gewissermaßen als Manifest für die Gattung Roman fungieren sollte und somit auf den „modernen Bürger“ samt seinen Neurosen als ein bedeutendes Sujet hinwies, sondern auch ein neues „nationales Subjekt“ nach den Prämissen der politischen Romantik – wie Carl Schmitt sie später skizzierte⁵ – zu konzipieren suchte.

Die immanenten Widersprüche der politischen Romantik sind jedoch auch im Roman von Panagiotis Soutsos sichtbar: Sie äußern sich als antinomische Ideologeme, als politischer Opportunismus, als intellektuelle und affektive Ambiguität gegenüber der Zukunft und der Vergangenheit der Nation. Dabei wird der neu gegründete Nationalstaat im Text transzendiert und der leitenden staatstheoretischen Metapher dieser Ära folgend, als eine organische Einheit jenseits des aktuellen politischen Treibens imaginiert. Dass dies letztlich nur eine Fiktion ist, suggeriert nicht nur der Selbstmord des Helden. Der Text verzichtet nämlich gänzlich auf eine Herausgeberfiktion und benennt somit implizit den Ort, in dem die nationale Identität gesichert werden kann: in der Imagination, in der Literatur, in der Kunst.

II. Leandros, ein empfindsamer Briefroman zwischen Aufklärung und Romantik

1831, ein Jahr nachdem der griechische Staat seine völkerrechtliche Realität gewann, veröffentlicht Panagiotis Soutsos⁶ in Nafplion *Der Wanderer*, ein

5 Dass die politische Denunziation der Romantik, die Carl Schmitt in seinem Werk *Politische Romantik* vornimmt, sich gegen die Weimarer Republik richtete, bedeutet keineswegs, dass er mit seinen Beobachtungen falsch lag. Und dies zeigt sich auch in *Leandros*.

6 Panagiotis Soutsos (1806-1868), in Konstantinopel geboren, stammt aus einer reichen Fanariotenfamilie. Nach dem Tod seines Vaters zieht er zusammen mit seinem Bruder Alexandros, der später als Lyriker bekannt wurde, nach Bukarest zu seinem Onkel, der Fürst der Walachei war. 1820 fängt er an, in Paris zu studieren, 1824 zieht er nach Padua und 1827 wieder nach Paris. 1830 ließ er sich endgültig in Griechenland nieder, wo er dichterisch und politisch aktiv wird. Er war inzwischen mit der europäischen literarischen Szene sehr vertraut, und dies zeigt sich auch in seinem Werk. Zur Biographie von Panagiotis Soutsos siehe u.a.: Giorgos Veloudis. „Einleitung“. *Panagiotis Soutsos: Leandros*. Hg.

dramatisches Gedicht nach dem Vorbild von Lord Byrons *Manfred*.⁷ In *Der Wanderer* findet man die romantische Mythologie samt all ihren Motiven wieder. Die Szenerie besteht aus dunklen Wäldern, Friedhöfen usw., bewohnt von einer jungen Frau, die anfangs für tot gehalten wird, und dem unglücklich liebenden Wanderer. Melancholie, Einsamkeit und Suizidgedanken durchdringen die tragische Handlung, die im gemeinsamen Selbstmord der Helden kulminiert. Es ist insofern verständlich, warum dieses Werk und *Dimos und Eleni*, ein elegisches Gedicht romantischer Prägung von Alexandros Rizos Ragavis (1809-1892), als Eckdaten der griechischen Romantik angesehen werden. Fängt die Romantik in Griechenland aber nach den Literaturhistorikern mit dem *Wanderer* an, so ist es Panagiotis Soutsos, der als erster einen Briefroman nach empfindsamen Vorbildern schreibt und somit diese europäische Gattung einem breiteren Publikum vorstellt.

Drei Jahre nach dem *Wanderer*, 1834, veröffentlicht der damals 28-jährige Soutsos in Nafplion *Leandros*. Der Roman, der wahrscheinlich der erste Roman überhaupt ist, der im jungen Griechenland publiziert wurde⁸, handelt von der Geschichte eines jungen Mannes namens Leandros, der seine alte Liebe, Koralia, nach vielen Jahren in Athen wiedertrifft. Koralia ist nun verheiratet und hat auch ein Kind. Die alte Liebe entsteht erneut, kann aber nicht in Erfüllung gehen. Koralia erkrankt und stirbt, Leandros begeht Selbstmord. Die eher spärliche Handlung entfaltet sich in insgesamt

Giorgos Veloudis. Athen: Idryma Kosta und Eleni Ourani, 1996. S. 38-41. Im Folgenden: Veloudis: *Leandros*. [Γιώργος Βελουδής, «Εισαγωγή». Παναγιώτης Σούτσος, Ο Λέανδρος. Αθήνα: Ίδρυμα Κώστα και Ελένης Ουράνη, 1996.]

7 Panagiotis Soutsos. *Romantische Dramen: Der Wanderer. Der Messias. Der Unbekannte*. Hg. Walter Puchner, Athen: Idryma Kosta und Eleni Ourani, 2008. [Παναγιώτης Σούτσος, Ρομαντικά δράματα: Ο οδοιπόρος. Ο Μεσσίας. Ο Αγνωστος. Επιμ. Βάλτερ Πούχνερ. Αθήνα: Ίδρυμα Κώστα και Ελένης Ουράνη, 2008.]

8 Die Frage, ob es sich tatsächlich um den ersten neugriechischen Roman handelt, hat die Philologen lange beschäftigt. Dazu siehe u.a. Anna Katsigianni. „Ein ungleicher Wettlauf. Publikationsinformationen über die ersten griechischen Romane“. *Von Leandros bis Loukis Laras. Studien zu Prosawerken zwischen 1830-1880*, Hg. Nasos Vagenas. Heraklion: Universitätsverlag, 1997. S. 31-41. [Αννα Κατσιγιάννη, «Ένας άνισος αγώνας δρόμου. Εκδοτικές πληροφορίες για τα πρώτα ελληνικά μυθιστορήματα». Από τον Λέανδρο στον Λουκιά Λάρα. Μελέτες για την πεζογραφία της περιόδου 1830-1880. Επιμ. Νάσος Βαγενάς. Ηράκλειο: Πανεπιστημιακές Εκδόσεις Κρήτης, 1997. σ. 31-41.]

77 Briefen, die Leandros, Koralia, Charilaos, ein Freund von Leandros, und Efsosyni, eine Freundin von Koralia austauschen. In dieser Hinsicht scheint der Roman polyphon zu sein. Doch die meisten Briefe, 54 insgesamt, stammen von dem Haupthelden Leandros. Zusammen mit Fragmenten aus seinen Tagebüchern machen sie den größten Teil des Textes aus.

Diese fast monologische Form des Briefromans entspricht seinem Hauptvorbild, und das ist *Die Leiden des jungen Werthers* (1774) von Goethe, woraus zahlreiche Motive und Handlungssegmente, aber auch Zitate stammen.⁹ Panagiotis Moullas nennt Leandros zu Recht einen „Werther in griechischem Faltenrock“¹⁰. Aber es ist nicht nur der Roman des jungen Goethe, dessen effektive Präsenz man in *Leandros* spüren kann. Es sind auch *Die letzten Briefe von Jakob Ortis* (1802) von Nicolo Ugo Foscolo, *René* (1802) von François-René de Chateaubriand sowie *Julie, oder Die neue Heloïse* (1761) von Jean-Jacques Rousseau, auf die der Roman von Soutsos Bezug nimmt. Rousseau und Goethe werden neben Walter Scott und James Fenimore Cooper sogar explizit genannt. *Leandros* fängt nämlich so an:

Die größten Autoren, Dichter und Philosophen schrieben Romane; Rousseau in Frankreich, Walter Scott in England, Goethe in Deutschland und Cooper im befreiten Amerika, entweder weil solche Werke als wertvoll angesehen wurden, denn sie verbanden das Nützliche mit dem Unterhaltenden, oder weil ihre rege Phantasie sie nötigte ihren glühenden Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Im auferstehenden Griechenland wagen wir als erste dem Publikum *Leandros* zu geben. Wir werden uns freuen, wenn wir auch andere, bessere Autoren, uns nachahmen und denselben Weg einschlagen sehen.¹¹

Schon in dieser metaliterarischen Konstatierung, die mit der Preisgabe der für den Briefroman typischen Herausgeberfiktion einhergeht, zeichnet sich die Programmatik von Panagiotis Soutsos, die aus zwei recht unterschiedlichen Literaturkonzepten herrührt, ab. Auf der einen Seite steht die pädagogische

9 Veloudis: *Leandros* (wie Anm. 6), S. 24.

10 Panagiotis Moullas. Die Sprache der Abwesenden. Ein Essay über Briefeschreiben mit 40 unbekanntenen Briefen von Fotos Politis, (1908-1910), Athen: BildungsIdryma der Nationalbank, 1992. S. 223-224. [Παναγιώτης Μουλλάς. Ο λόγος της απουσίας. Δοκίμιο για την επιστολογραφία με σαράντα ανέκδοτα γράμματα του Φώτου Πολίτη (1908-1910). Αθήνα: Μορφωτικό Ίδρυμα Εθνικής Τραπέζης, 1992.]

11 Soutsos. *Leandros* (wie Anm. 1), S. 75.

Dimension der Literatur, die der Forderung der Aufklärung entspricht und auf Horaz zurückgeht, dass Dichtung sowohl unterhaltsam als auch nützlich und belehrend sein soll. Auf der anderen Seite steht die Idee, dass Literatur ein Ort ist, den die Imagination einrichtet und in dem das Subjekt sich selbst erfährt. Literatur ist unter diesem Aspekt ein Medium, wodurch Emotionen und Apperzeptionen eines exzeptionellen Individuums transportiert werden. Und das ist genau, was die Romantik auszeichnet, die die Literatur als Effekt der Individualität und als Produkt eines (genialen) Subjektes versteht.

Diese Literaturprogramme miteinander zu kombinieren ist nicht leicht.¹² Zu Recht betrachtet Soutsos die Entweder-Oder-Entscheidung als die einfachste Lösung des Problems. Er entscheidet sich jedoch für eine andere, kuriose Lösung. Er überlässt den Hauptteil des Romans der Romantik und erklärt seine pädagogischen und politischen Ziele im Dienste der Kulturalisierung der Nation in der Einleitung. Da er als sein explizites Ziel setzt, die Gattung Roman in Griechenland einzuführen, damit – wie er am Ende beteuert – Griechenland irgendwann auch zu den aufgeklärten Nationen zählen kann, aber zugleich vermutet, dass dies dem Erwartungshorizont des Publikums nicht entspricht, sieht er sich gezwungen, in der Einleitung zu versichern, alle großen ausländischen Autoren hätten Romane geschrieben. Er fasst dabei die Handlung kurz zusammen, so dass der Leser schon von Anfang an über das tragische Ende des Helden Bescheid weiß und dabei die politisch-ethnozentrische Botschaft des Briefromans im Klartext ausformuliert bekommt. Weil Soutsos aber weiß, dass manche seiner Leser den *Werther* oder den *Ortis* gelesen haben können, verteidigt er sich selbst, indem er seine potentiellen Kritiker als Verleumder abstempelt.¹³ Und mit einem Appell an die Jugend Griechenlands, die nationale Aufklärung voranzutreiben, endet dieser erste Teil des Romans, den Panagiotis Soutsos selbst unterschreibt.

Das Eigentümliche des Romans, der einerseits als Manifest für die Gattung fungiert und andererseits die Normen und die Konventionen dieser Gattung verletzt, ist insofern auf den Wunsch zurückzuführen, die Jugend der Nation anzuregen, nach europäischen Vorbildern zu handeln, zu denken und zu schreiben, also sich ausländischem Gedankengut zuzuwenden und

12 Wie Constanze Güthenke bemerkt, ist dieses Oszillieren zwischen Aufklärung und Romantik nicht nur für Panagiotis Soutsos, sondern auch für Alexandros Ragavis charakteristisch. Güthenke. *Placing* (wie Anm. 4), S. 175. Das hat natürlich seine Gründe, auf die hier detailliert nicht eingegangen werden kann. Siehe dazu: Anm. 18.

13 Soutsos. *Leandros* (wie Anm. 1), S. 77.

zugleich nach diesen fremden Mustern das Eigene zu entwerfen und aufzubauen. Scheint das explizite Ziel von Soutsos die kulturelle Entwicklung Griechenlands in Richtung Europa zu sein, so ist sein eigentliches Ansinnen, das nationale Subjekt zu untermauern, und unter diesen zwei Aspekten ist der Roman auch zu lesen.

III. Die griechische Romantik und die Sprachfrage

Der Begriff „Romantik“ erscheint erstmals 1829 in der griechischen literarischen bzw. literaturkritischen Szene der Diaspora, und zwar in einem Werk von Adamantios Korais (1748-1833).¹⁴ Korais, der in Paris lebte und im zweiten Band von *Atakta* die Romantik scharf kritisiert, nimmt höchstwahrscheinlich Stellung in der Debatte, die anlässlich des Vorworts zum Drama *Cromwell*, das Viktor Hugo geschrieben hat und das als Manifest der Romantik gilt, entfacht wurde. Erst 1837 wird Alexandros Rizos Ragavis sich als erster positiv zur Romantik äußern und dabei sich selbst als romantischen Dichter stilisieren.¹⁵ Bei näherer Betrachtung sind jedoch die unterschiedlichen Standpunkte, die die beiden bezüglich der Romantik einerseits und der Sprachfrage in Griechenland andererseits vertraten, irritierend.¹⁶ Während der Aufklärer Korais für eine veredelte, von Fremdwörtern gereinigte Volks-

14 Zur griechischen Romantik siehe u.a. Konstantinos Thiseos Dimaras. *Griechische Romantik*. Athen: Ermis, 1994, aber auch die Studie von Sonia Ilinskaya. *Auf den Spuren der Romantik. Die romantische Dichtung in Griechenland des 19. Jahrhunderts*. Athen: Ellinika Grammata, 2008. [Κ. Θ. Δημαράς. *Ελληνικός ρωμαντισμός*. Αθήνα: Ερμής, 1994. Σόνια Ιλίνσκαγια. *Στην τροχιά του ρομαντισμού Η ρομαντική ποίηση στην Ελλάδα του 19ου αιώνα*. Αθήνα: Ελληνικά Γράμματα, 2008.]

15 Zur Beziehung zwischen der neugriechischen und europäischen Romantik siehe u.a.: Georgios Veloudis. „Die Ionische, die Athener und die Europäische Romantik“. *Gerade und Ungerade. Zehn neugriechische Studien*. Hg. ders. Athen: Gnosi, 1992. S. 97-123. Im Folgenden: Veloudis. „Romantik“. Hier: S. 102. [Γιώργος Βελουδής. «Ο επτανησιακός, ο αθηναϊκός και ο ευρωπαϊκός ρομαντισμός». *Μονά – Ζυγά. Δέκα νεοελληνικά μελετήματα*. Επιμ. Γιώργος Βελουδής. Αθήνα: Γνώση, 1992.]

16 Die rege Debatte um die Sprache war eng mit der Konstruktion der nationalen Identität in Griechenland verwoben. Dazu siehe u.a.: Anna Fragoudaki. *Sprache und Nation. 100 Jahre Debatten um die authentische griechische Sprache*. Athen:

sprache eintrat, also mit einigen Vorbehalten gegen eine gehobene, dem Volk fremde Sprache war, war Ragavis ein Fürsprecher einer antikisierenden Hochsprache, eine These, von deren Richtigkeit übrigens Soutsos während seines Lebens immer mehr überzeugt wird, so dass er schließlich sogar die Wiederbelebung einer reinen altgriechischen Sprache propagiert und zu praktizieren sucht.¹⁷

Doch ein wesentliches Charakteristikum der Romantik ist unter anderem die Entdeckung des Volkes und demnach der Volkssprache. Das Volk wird zum Begründer der neuen Staatlichkeit, die sich von ihrer territorial und dynastisch begründeten Vergangenheit im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts verabschiedet, um einen neuen ethnozentrischen Diskurs zu entwickeln.¹⁸ Während aber in der Athener Romantikschiule, zu der auch Soutsos gehört, ja als deren Begründer er betrachtet wird, jede Spur einer Hochschätzung der Volkssprache und der diversen Dialekte fehlt, ist gerade die Ioni-

Alexandria, 2001. [Αννα Φραγκουδάκη. Η γλώσσα και το έθνος 1880-1980. Εκατό χρόνια αγώνες για την αυθεντική ελληνική γλώσσα. Αθήνα: Αλεξάνδρεια, 2001.]

- 17 Alexandra Samouil. „Panagiotis Soutsos“. *Unsere ältere Prosadichtung. Von ihren Anfängen bis zum ersten Weltkrieg*. Bd. 3, 1830-1800. Hg. Nasos Vagenas. Athen: Sokoli, 1996. S. 14-31, S. 16. [Αλεξάνδρα Σαμουήλ. «Παναγιώτης Σούτσος», *Η παλαιότερη πεζογραφία μας. Από τις αρχές της ως τον πρώτο παγκόσμιο πόλεμο*. Επιμ. Νάσος Βαγενάς. τ. Γ 1830-1800, Αθήνα, Σοκόλη, 1996.]
- 18 Das war ein Effekt der epochalen Umwälzung der Vorstellungen über das Naturrecht und des damit verbundenen Abschieds von einer bis dahin dominanten Herrschaftstheologie. Dieser folgenreiche Wandel entwickelt sich parallel zur weltimmanenten Begründung der politischen Herrschaft, in deren Rahmen das Volk ins politische Spiel gesetzt wird. Wird dabei das Volk in der Aufklärung als Objekt der Belehrung angesehen, so wird es in der Romantik nobilitiert. Die „Nobilitierung“ des Volkes, das allmählich zum Synonym von Nation wird, ging mit der Abwertung der „dominanten Aufklärungskultur der Bürger“ einher, der man die „vom Vergessenwerden bedrohten Kultur des Volkes“ entgegenstellte. Doch in Griechenland blieb das Bildungsdefizit des Volkes im Vordergrund, während die Barriere zwischen Gelehrten und einfachem Volk durch die antikisierende Sprache im Laufe der Jahre weiter befestigt wurde. Daraus ergibt sich ein sehr großer Unterschied zwischen der griechischen und etwa der deutschen Romantik. Man übernimmt zwar die Idee, dass jede Nation sich von anderen Nationen durch die Sprache unterscheidet, man entscheidet sich aber für eine vom Volk *nicht* gesprochene Sprache. Bernd Schönemann. „Volk, Nation“. *Geschichtliche Grundbegriffe*. Hg. Otto Brunner; Werner Conze; Reinhart Koselleck. Stuttgart: Klett-Cotta, 1994. S. 281-380, S. 315f.

sche Schule, deren Hauptvertreter Dionysios Solomos (1798-1857) war, für ihr Interesse an der Volkssprache und ihre Varianten bekannt.

Dass die griechische Literaturgeschichte bis neulich die Ionische Schule nicht zur Romantik zählte, ist nicht nur auf die oft beklagte Diffusität des Begriffs zurückzuführen, sondern auch auf die zentralpolitische Strategie des jungen Staates, dem eben diese romantisierende Dichtung der Hauptstadt diene, um die historische Kontinuität des Griechentums und somit die nationale Einheit mit Hilfe einer archaisierenden Sprache zu untermauern. Die Romantik wurde somit eng mit einer Dichtung verbunden, die im Interesse der herrschenden Klasse und der politischen Obrigkeit stand. Dies wurde u.a. durch jährliche Wettbewerbe gesichert, die besondere Acht auf das sprachliche Gerüst der Gedichte gaben, und sie nicht nur normativ, sondern auch und vor allem sprachlich reglementierten.¹⁹ Dass der Begriff der Romantik diese volksferne Dichtung, die sich in einer künstlichen Sprache artikulierte, und die die „dialektale Mannigfaltigkeit und die Anarchie des Griechischen“ aufzuheben beabsichtigte²⁰, nicht völlig decken konnte, wurde ziemlich früh erkannt und brachte die Einführung eines literaturbegrifflichen Oxymorons mit sich: Die Athener Schule wurde als Klassikromantik etikettiert, und so wird sie heute immer noch bezeichnet.²¹

Unabhängig aber davon, wie man die Athener Schule benennt, war ihr ausgesprochenes Ziel, durch die Artikulation eines ethnozentrischen Diskurses die nationale Identität zu festigen und ihre geschichtliche Kontinuität zu sichern. Die große Erzählung über die Herkunft, die Gegenwart und die Zukunft der Nation der griechischen Romantik orientierte sich jedoch fast ausschließlich an einer glorifizierten Vergangenheit, deren Bände mit dem jungen Staat in Form der Sprache sichtbar werden sollten. Dass dies letztlich

19 Dazu siehe das Standardwerk von Panagiotis Moullas. *Les concours poétiques de l'Université d'Athènes*. Athen: Ethniko Idryma Ereynon, 1989. [Παναγιώτης Μουλλάς. *Les concours poétiques de l'Université d'Athènes*. Αθήνα: Εθνικό Ίδρυμα Ερευνών (E.I.E.), 1989.]

20 Evi Petropoulou. „Griechische und deutsche Romantik“. *Ungleichzeitigkeiten der Europäischen Romantik*. Hg. Alexander von Bormann. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006. S. 45-62, S. 51.

21 Der Begriff kommt zum ersten Mal bei Alexandros Ragavis vor. Konstantinos Thiseos Dimararas. *Geschichte der neugriechischen Literatur*. 7. Aufl. Athen: Ikaros, 1985. S. 271. [Κ. Θ. Δημαράς. *Ιστορία της νεοελληνικής λογοτεχνίας*. 7η έκδ. Αθήνα: Ικαρος, 1985.]

zu Ungunsten der Zukunft ausging, könnte u.a. einer der Gründe sein, weshalb die nachfolgende Generation die Romantik völlig abwertete.²²

Doch entscheidender für die anhaltende Herabwürdigung der Athener Schule war die Debatte um die Sprachfrage, die zu einer langjährigen politischen Querele wurde, an deren Ende diejenigen, die für die Volkssprache standen, progressiv waren oder sich für progressiv hielten und die anderen als rückständig und reaktionär angesehen wurden. Bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts wird die Literatur der Zeit deshalb als politisch konservativ und bis auf wenige Ausnahmen als ästhetisch unbedeutend angesehen.²³ Dies ändert sich allmählich, nachdem der Streit um die Sprache nicht nur in der Literatur, sondern auch offiziell zugunsten der Volkssprache entschieden wurde und man anfang eine Revision der Epoche in neuen literaturhistorischen Arbeiten vorzunehmen. Und diese Nachprüfung der frühen romantischen Phase der neugriechischen Literatur führte freilich zu neuen Ergebnissen.

So versucht Jorgos Veloudis 1984 nicht nur zu zeigen, dass auch die Ionische Schule, die bis dahin als nicht romantisch galt, doch romantisch ist, sondern auch, dass die Dichter der Athener Romantik eine kritische Haltung gegenüber dem politischen Establishment, das für die Klassik eintrat, einnahmen. Die Athener Romantik wird demnach als eine Reaktion auf die vom Hof König Ottos instruierte Klassik ausgelegt, während die Dichter als Übersetzer „der sozialpolitischen Auflehnung gegen die herrschende feudalmönarchische Klasse in die Sprache der Kunst“²⁴ angesehen werden. Dasselbe gilt für die Ionische Schule, die – so Veloudis – sich mit den Mitteln ihrer romantischen Kunst gegen die englische Kolonialherren wendete. Vor

22 Siehe dazu Dimitris Dimiroulis (Hg.). *Die Debatte um die Dichtung: Die Texte und die Reaktionen. Emanouil Roidis, Agelos Vlachos*. Athen: Idryma Kosta und Eleni Ourani, 2011. [Δημήτρης Δημηρούλης (επιμ.). *Η διαμάχη για την ποίηση: Τα κείμενα και οι αντιδράσεις*. Εμμανουήλ Ροΐδης, Αγγελος Βλάχος. Αθήνα: Ίδρυμα Κώστα και Ελένης Ουράνη, 2011.]

23 Vgl. z.B. den Kommentar von Linos Politis: „neben den vielen mittelmäßigen oder schlechten Dichtern gibt es ein paar wenige, die eine originelle lyrische Stimme haben, und die es ab und zu schaffen, die Romantik und die Katharevousa (=Reinsprache, Hochsprache) zu Tugend zu verwandeln“. Linos Politis. *Geschichte der Neugriechischen Literatur*. 18. Aufl. Athen: Morfotiko Idryma tis Ethnikis Trapezis, 2010. S. 170. [Λίνος Πολίτης. *Ιστορία της νεοελληνικής λογοτεχνίας*. 18η εκδ. Αθήνα: Μορφωτικό Ίδρυμα της Εθνικής Τραπέζης, 2010.]

24 Veloudis. „Romantik“ (wie Anm. 15). S. 119f.

diesem Hintergrund interpretiert Veloudis auch *Leandros*, den er – wie viele andere Interpreten – als Ausdruck eines sozialpolitischen Spleens versteht. Die Hauptfigur begeht demnach Selbstmord nicht wegen einer unglücklichen Liebe, sondern wegen der ausgeweglosen politischen Lage, wegen „der ihr verhassten Monarchie“²⁵. Ähnlich interpretiert auch Nasos Vagenas den Roman.²⁶ Er geht aber einen Schritt weiter als Veloudis, indem er Leandros eine konkrete politische Vision attestiert.²⁷ Für Vagenas ist Leandros ein Rebell, der den Herrschern entgegentritt, ein Frühsozialist, dem die Utopie eines gerechten Idealstaates vorschwebt und der sich umbringt, weil er unter dem melancholischen Bekenntnis, dass seine Ideen utopisch sind, zu sehr leidet.

Die abermals als konservativ und politisch konform angesehene, ästhetisch nichtssagende, also uninteressante Dichtung der Athener Schule und somit auch das literarische Werk von Panagiotis Soutsos werden dadurch umgewertet, d.h. politisch rekontextualisiert und rehabilitiert. Obschon das neu erwachte Interesse für diese über Jahre vergessene Epoche ein längst fälliges Korrektiv zu den bisherigen literaturhistorischen Forschungen war, so ist die Materie etwas differenzierter zu betrachten, als die literaturwissenschaftlichen Arbeiten der letzten Jahre suggerieren, denn sowohl die radikale

25 Ebd. S. 120.

26 Nasos Vagenas. „Der utopische Sozialismus der Gebrüder Soutsos“. *Von Leandros bis Loukis Laras. Studien zu Prosawerken zwischen 1830-1880*. Hg. Nasos Vagenas. Heraklion: Universitätsverlag, 1997. S. 42-58. [Νάσος Βαγενάς, „Ο ουτοπικός σοσιαλισμός των αδελφών Σούτσων“. Από τον Λέανδρο στον Λουκή Λάρα. Μελέτες για την πεζογραφία της περιόδου 1830-1880. Επιμ. Νάσος Βαγενάς. Ηράκλειο: Πανεπιστημιακές Εκδόσεις Κρήτης, 1997]

27 Nasos Vagenas weist darauf hin, dass verschiedene Texte, die in der kurzlebigen Zeitschrift *Ilios* publiziert wurden, deren Herausgeber Panagiotis Soutsos und eventuell auch sein Bruder Alexandros Soutsos waren, „Ideen des Frühsozialismus verbreiteten, und insbesondere Ansichten von Saint-Simon, die damals, Ende der 20er Jahre, in Paris Anklang bei bestimmten Kreisen fanden, (eine Zeit übrigens, in der sich die Gebrüder Soutsos in Paris aufhielten)“. Er betont dabei die enge freundschaftliche Beziehung zwischen den Brüdern und Fragiskos Pylarinos, einem Frühsozialisten. Zwei Texte von Pylarinos wurden in *Ilios* veröffentlicht, während zur selben Zeit eine Saint-Simon Gesellschaft in Griechenland gegründet wird. Daraus leitet Vagenas, dass es eine größere Gruppe von Menschen um Panagiotis Soutsos gab, die frühsozialistische Ideale hatten. Ebd. S. 44.

Abwertung der griechischen Romantik als Ausdruck reaktionärer Kräfte, als auch ihre fundamentale Aufwertung wegen ihrer fortschrittlichen Grundhaltung, sind m. E. zu einseitig.

Man sollte eher von einer grundlegenden Widersprüchlichkeit der Romantik in politischer Hinsicht ausgehen und in diesem Rahmen auch die griechische Romantik untersuchen. Oder wie Carl Schmitt es formuliert hat, die Romantik vermag nämlich die

verschiedensten politischen Zuständen und entgegengesetzten philosophischen Theorien [...] [miteinander] zu verbinden. Solange die Revolution da ist, ist die politische Romantik revolutionär, mit der Beendigung der Revolution wird sie konservativ, und in einer reaktionären Restauration weiß sie auch solchen Zuständen die romantische Seite abzugewinnen. [...] Diese Wandelbarkeit des politischen Inhalts ist nicht zufällig, sondern eine Folge der occasionalen Haltung und tief im Wesen des Romantischen begründet, dessen Kern Passivität ist.²⁸

Und *Leandros* ist ein ausgezeichnetes Exemplum des nebulösen Ideenkonglomerats und der folgenschweren Passivität, die der Romantik zuzuschreiben sind. Dabei enthält der Roman sowohl revolutionäre als auch reaktionäre Ideologeme, die seine Ambiguität ausmachen, die ihrerseits unterschiedliche Interpretationsfolien zulassen.²⁹ Das literarische Porträt des Haupthelden ist in dieser Hinsicht charakteristisch für die grundlegenden Antinomien des Romans.

28 Carl Schmitt. *Politische Romantik*. 6. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot, 1998, S. 119.

29 Dimitris Tziouvas setzt sich mit dieser Ambiguität auseinander und geht dabei davon aus, dass die politische Kritik einerseits und der romantische Idealismus andererseits die zwei Pole sind, um die die antinomischen Paare sich gruppieren, die den Text organisieren, wie z.B. Natur-Gesellschaft usw. Er kommt dabei zu dem Schluss, dass der Roman die Unmöglichkeit einer Synthese zwischen diesen Gegensätzen demonstriert. Dimitris Tziouvas. „The novel and the crown: O Leandros and the politics of Romanticism“. *The Making of Modern Greece: Nationalism, Romanticism, & the Uses of the Past (1797-1896)*. Hg. Roderick Beaton, David Ricks. Farnham; Ashgate, 2009. S. 211-224, S. 219.

IV. Leandros im Zwielicht der Romantik: moderner Bürger und nationales Subjekt

Leandros ist ein „moderner Bürger“, dessen überspitzter Subjektivismus depressive Züge hat und sich als Kulturmüdigkeit und Lebensüberdruß äußert. Er ist zudem ein Außenseiter, der die Unvereinbarkeit seiner moralischen Ansprüche mit den Konventionen der Gesellschaft als Weltschmerz erfährt. Schon in der Anfangsszene des Romans wird Leandros allein in einer Kammer gezeigt, wie er seine eigenen Memoiren liest und dabei über die Vergeblichkeit des Lebens klagt. Seine Ich-Besessenheit, die in exaltierten Ausrufen immer wieder kundtut, hindert ihn nicht daran, auch ein „nationales Subjekt“ zu sein, ein Patriot, der die Helden der griechischen Revolution neben die antiken Heroen stellt und preist.

Im Gegenteil: es scheint vielmehr, dass die katastrophale Lage, in der sich Griechenland kurz nach den Befreiungskriegen befindet und die im Roman immer wieder thematisiert wird, seine eigene psychisch bedingte, ausweglose Lage widerspiegelt. Diese Interdependenz zwischen dem Individuum und der Nation wird vor allem bei seinen Wanderungen durch das Land drastisch dargestellt. Diese Wanderungen, die den größten Teil der Handlung ausmachen und die vorwiegend aus Landschaftsbeschreibungen mit historischem Kolorit bestehen, sind in typisch romantischer Manier geschrieben, d.h. die Landschaft reflektiert die jeweilige Gemütslage des Helden und evoziert entweder eine dithyrambische oder öfter eine elegische Reminiszenz an eine glorreiche Vergangenheit.

Leandros wird dabei fast wie ein typischer romantischer, ja byronischer Held dargestellt. Doch seine moralische Integrität lässt nichts zu wünschen übrig.³⁰ Er wird zudem als Fortschrittsoptimist, Patriot und Monarchist stilisiert. Und weil er an den Fortschritt glaubt, ist er – so der Text – ein Anhänger von König Otto, in dem er „die Unabhängigkeit Griechenlands, die nationalen Kräfte konzentriert und handelnd, die Gesetzgebung der Anarchie folgend, das Fortschreiten der Nation jeden Tag verwirklichend“ repräsentiert sieht.³¹ Der Fortschritt der Nation, so wie er ihn sich durch den König realisiert vorstellt und explizit mit dem Transfer von innovativer Tech-

30 Was die Charakteristika eines typisch byronischen Helden betrifft siehe u.a.: Arnold Hauser. *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*. München: Beck, 1978. S. 734f.

31 Soutsos. *Leandros* (wie Anm. 1). S. 76.

nik und Wissen aus Europa verbindet³², setzt aber für Leandros zugleich die Abkehr von der Gesellschaft und die Rückkehr zur Natur voraus, also eine Hemmung oder sogar eine Aufhebung des Fortschritts.

Im Umgang mit den Menschen fühlt er „den gewöhnlichen Ekel, den die sozialen Konventionen hervorrufen [...] Der Glaube an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele, die Liebe zur Natur und zur Freiheit...“³³, das alles skizziert den Rahmen, in dem der schwermütige Leandros sich bewegt. Neben all diesen romantischen Ideen, deren Grundtenor eine eng mit morbiden Gedanken verbundene Melancholie ist, sollte man aber auch den Wunsch nach Modernisierung des Staates, nach nationaler Erhebung mitrechnen. Doch dabei träumt Leandros von einer antiken Agora mit Philosophen, Dichtern, Rhetoren und Steinmetzen, d.h. seine Zukunftsvision ist in der Vergangenheit angesiedelt.³⁴

Leandros, der die gegenwärtige Misere des Landes beklagt, möchte eine bessere und wenn möglich glorreiche Zukunft der Nation, tut jedoch nichts in diese Richtung. Deshalb beschränkt sich seine einzige Aktivität auf die kontemplative Betrachtung der Außenwelt und auf pathetische Gefühlsausbrüche während seiner Wanderungen durch Griechenland. Sein Blick ist dabei stets auf sich selbst und auf die nicht mehr einholbare Vergangenheit, d.h. die Vergangenheit der Nation und seine eigene Vergangenheit, gerichtet. Und er scheint vielmehr in ein idealisiertes Griechenland verliebt zu sein als in Koralia, die nur als Projektionsfläche dient, worauf das gesamte romantische Repertoire der unglücklichen Liebe vorgeführt wird. Selbstmord begeht er daher nicht wegen der „verhassten Monarchie“ oder der ausgewogenen politischen Lage, die er als Idealist nicht länger aushalten kann, sondern weil er die Wehen der Geburt einer Nation miterlebt ohne dabei helfen zu können, zumal er seinen Vorbildern und ihrem Spleen treu bleibt.

Und da werden die Grenzen dieses Romanprojektes, seine intertextuelle Verpflichtung gegenüber seinen Vorgängern, seine Loyalität dem Genre des Briefromans sichtbar: Es ist Werther, der Mächtetern-Künstler mit seinen suizidalen Neigungen, die mit politischer Impotenz und psychischer Labilität verbunden sind; und es ist ja auch Jacob Ortis, ein wandernder Dichter, wie Leandros übrigens auch, der die Landschaft mit der Nation und die

32 Ebd. S. 129.

33 Ebd. S. 75-77.

34 Ebd. S. 146.

Liebe mit der Politik explizit verknüpfte und sich daraufhin verzweifelt das Leben nahm. Und diese treiben in erster Linie Leandros zum Selbstmord.

Es ist aber zudem die Passivität des Romantischen, das Abweichen vom konkret Politischen in die höheren Regionen, in denen die Idee der Nation angesiedelt ist. Dies zeigt sich besonders drastisch in dem Gegensatz zwischen der vernichtenden Kritik an den Politikern und der metaphysischen Metaphorik, in der Leandros lyrisch-räsonierend die Ethnie und den König einbettet.

Nach einem Besuch bei einem Politiker schreibt Leandros an seinen Freund:

Er redete doppelzünftig, seine Versprechen waren heuchlerisch, Zink drinnen, Gold draußen. Wie freute sich der arme Wurm, in seinen Händen das Schicksal anderer Würme zu haben... Und mich, der ihn mit Worten und Ideen vernichten könnte, (kannst Du es glauben?), mich überkam Angst...³⁵

Dieses „nachtragende Kamel“, diese „böartige Schlange“, der Politiker als Pharisäer, wird als Nebeneffekt der Evolution des Sozialen gedeutet und im darauffolgenden Brief als zutiefst unglücklich skizziert. „Glück, wenn es so was auf der Erde gibt“, resümiert Leandros, „erfahren nur diejenigen, die ein Leben auf dem Land, jenseits des politischen Lärms“ führen.³⁶ Steht das politische Getöse der Philister in den Städten in direkter Opposition zum ruhigen und glücklichen Naturleben, das Anlass zur Poesie und zur romantischen Stimmung ist, so sind auch der König und die Nation Gegenstand der pathetischen Rhetorik von Leandros. Sie befinden sich allerdings in einer anderen Dimension, die an das Jenseits grenzt.

Bei einer zufälligen Begegnung mit einem blinden Gelehrten, der melancholisch seine Lyra stimmt mit all den Konnotationen, die dies beinhaltet, wird Leandros gerührt: Der Blinde erzählt ihm, einer der Gründe seiner großen Trauer sei, dass er den König nicht sehen könne:

Er ist (sagte mir der blinde Gelehrte) das schöne Abbild unserer Unabhängigkeit, sein Thron ist ein strahlender Leuchtturm, der das Mittelmeer illuminiert; auf die sich unter dem Joch der Ottomanen befindenden Bezirke flehend hinschauen; die Erhebung seiner Hand kann die ganze griechische Rasse bewegen und ein Zeichen von ihm genügt, um alle in Aufruhr zu versetzen.

35 Soutsos. *Leandros* (wie Anm. 1). S. 117.

36 Ebd. S. 119.

Ich höre ihn ab und zu rasch vor meiner Hütte galoppieren und vor lauter Enthusiasmus überfällt mich ein Schauer und ich bekreuzige mich und sage: Gott sei Dank! Griechenland ist auferstanden!³⁷

Dass es gerade ein Blinder ist, der den König als Leuchtturm imaginiert, unterstreicht die religiös anmutende Metaphorik, die die Auferstehung Griechenlands mit dem Monarchen verbindet und ihm übermenschliche Züge verleiht. Die Passage ist typisch für die Verklärung des Königs und die Transzendierung der Nation im Roman. Griechenland dehnt sich in diesem Rahmen nicht nur in Richtung Osten aus, sondern auch in Richtung Himmel. Somit wird die „Großgriechische Idee“, das Verlangen also nach Expansion des griechischen Staates, der Traum von einem panhellenischem Imperium, der im Roman neben der Romantisierung und Idealisierung der Monarchie mitschwingt, in eine politische Metaphysik eingebettet, in der der König eine zentrale Stelle einnimmt. Dass der König „ein Reservoir von Suggestionen“³⁸ ohne Inhalt war, hat Panagiotis Soutsos später selbst eingesehen.

Doch schon damals warfen ihm – und zu Recht – seine Zeitgenossen Opportunismus vor.³⁹ Der Roman kann in der Tat als eine Lobrede auf den damals regierenden König Otto und als die Verdammnis von Ioannis Kapodistrias, dem ersten Staatsoberhaupt Griechenlands, gelesen werden. Die vernichtende Kritik an Kapodistrias ist dabei nur ein Zeichen einer polemischen Rhetorik gegen seine Anhänger, denn er wurde ja 1831, also fast drei Jahre vor der Veröffentlichung von *Leandros* ermordet. Soutsos, ein früherer Anhänger von Kapodistrias, der die Seite wechselte und später sogar seine Mörder gepriesen hat, sieht nun – genauso wie sein Hauptheld – den jungen König als Garanten der künftigen nationalen Erhebung. Es wird nicht lange dauern, bis Panagiotis Soutsos zur Opposition, die sich gegen Otto formierte, mitzählen wird und auf die Ankunft des nächsten Königs wartend seinen *Wanderer* in eine antikisierende Hochsprache übersetzt.⁴⁰

Doch die Textwelt von *Leandros* dreht sich nicht nur um die Nation als eine organische Instanz, deren Wachsen man sehnsüchtig entgegenseht, und

37 Ebd. S. 111.

38 Schmitt. *Romantik* (wie Anm. 28). S. 133.

39 Siehe dazu die anonyme Kritik in „Athina“ am 08.06.1834. Zur selben Zeit wird Soutsos Beamte des jungen Staates. *Leandros* (wie Anm. 1). S. 181f.

40 Mario Vitti. *Geschichte der Neugriechischen Literatur*. 3. Aufl. Athen: Odysseas, 2008. S. 217. [Mario Vitti. Ιστορία της νεοελληνικής λογοτεχνίας. 3^η εκδ. Αθήνα: Οδυσσεύς, 2008.]

um den König als Kristallisationspunkt des Nationalen, sondern entwirft auch eine Skizze eines ideellen Gemeinwesens, dessen Implementierung in der realen Gesellschaft der Held des Romans freilich nicht aktiv anstrebt. In der politischen Doktrin des Romans, der ja weit mehr als nur als eine Schmeichelschrift ist, klingen Ideen von Jean-Jacques Rousseau, aber auch manche Grundgedanken der Frühsozialisten nach, doch auch sie zeigt sich als höchst ambivalent. So schreibt Leandros schon in seinem zweiten Brief an seinen Freund Charilaos:

Nein, der Mensch ist nicht deshalb erschaffen, um Macht auf den Menschen auszuüben! Könnte die Gesellschaft nicht anders organisiert werden? Sollte der Mensch vom Schoß der Natur herauskommend im Gefängnis der Städte gefangen genommen werden? Eine trauerbringende Idee, die mir oft durch den Kopf geht...⁴¹

Der Traum von einem anderen sozialen System, einer neuen gesellschaftlichen Organisation wird somit explizit artikuliert, während dabei die Wunschvorstellung einer idealen Gesellschaft in der Natur verortet wird, die auch in diesem Kontext in rigider Opposition zur Stadt steht. Wird die Natur mit Freiheit und Gleichheit korreliert, so bedeutet die Stadt die Erosion der Eigenständigkeit des Menschen. Diese rigide Teilung, in deren Rahmen, wie oben gezeigt wurde, die Tagespolitik und der Berufspolitiker in der Stadt registriert und somit abgewertet werden, während das Landleben als Quelle des menschlichen Glücks angesehen wird und demnach semantisch positiv beladen wird, deckt sich sowohl mit dem Kulturpessimismus von Rousseau als auch etwa mit der These von Charles Fourier, dass die eigentliche, ursprünglichere und daher höher zu bewertende menschliche Tätigkeit die Tätigkeit in der Landwirtschaft sei.⁴²

Doch die Art, wie die Gesellschaft organisiert werden könnte, die an einer anderen Stelle des Romans skizziert wird, ist bezeichnend für die ideologischen Irrungen innerhalb dieses Werkes. Ein nachahmungswertes Modell – so der Text – bilden die fleißigen Ameisen, „ein kleines Volk“, das fähig ist, in „seiner kleinen Stadt“ „mehrstöckige Bauten“ zu vollenden. Wird dabei vor allem die Eintracht sowie die Brüderlichkeit des Insektenvolkes

41 Soutsos. *Leandros* (wie Anm. 1). S. 80.

42 Wolfgang Trautmann. *Utopie und Technik. Zum Erscheinungs- und Bedeutungswandel des utopischen Phänomens in der modernen Industriegesellschaft*. Berlin: Duncker & Humblot, 1974. S. 43.

hervorgehoben, so sind in dieser egalitäreren Gesellschaft die Berufspolitiker überflüssig, die in dem Absatz davor mit dämlichen Affen und schwerfälligen Elefanten verglichen werden. Aber auch einen König haben die Ameisen nicht.

Man könnte also annehmen, dass man den Umriss einer frühsozialistischen Utopie vor sich hat, deren Herkunft in Rousseaus *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen* ist. Doch es ist nicht nur die Kriegsmetaphorik, die die Passage organisiert, die jede Assoziation an ein glückliches, friedliches Landleben zerstört, sondern auch, dass es sich durchaus nicht um ein auf Gleichheit bedachtes Leben handelt. Die Ameisen haben nämlich Sklaven: „von ihren Eroberungen zurückkehrend bringen sie gefangen genommene Ungeziefer“, die Zwangsarbeit leisten sollten!⁴³ Dass dabei Soutsos auf den Begriff „Heloten“ zurückgreift, um die Eroberten zu bezeichnen, impliziert, dass ihm dabei eher Sparta als eine frühsozialistische Utopie vorschwebt. Die Rückbesinnung auf die Antike war ja eine der wichtigsten und politisch wirksamsten Konstanten beim Versuch die Identität der jungen Nation zu sichern. Aber diese ersehnte Identität war alles andere als leicht zu bestimmen:

Oh, König von Griechenland! Das alte Griechenland gab Deutschland das Licht, durch Dich hat es das Geschenk mit Zinsen abzubezahlen und es wird Dir dankbar sein, wenn es Dich das erstgeborene Volk der Erde wieder ins Leben rufen sieht. Sollten wir Dich an den langen Schatten der Vergangenheit erinnern, der dich hier umgibt und an die großen Forderungen des Jahrhunderts, als dessen Repräsentant im Osten vom aufgeklärten Europa bestimmt wurdest?⁴⁴

Die rhetorische Frage bleibt, wie jede rhetorische Frage, auch in *Leandros* unbeantwortet, aber sie zeigt die Spannweite des Projekts *nation building* in Griechenland: Es reicht zeitlich weit zurück in eine Vergangenheit, die mittlerweile fremd geworden war, aber immer noch in Form von Ruinen, fragmentarischen Bauten und verstümmelten Skulpturen glänzte. Ihr Glanz wurde durch die diskursiven Reflektoren eines im Westen und daher entlegenen Kontinents, das Europa hieß, also einen griechischen Namen trug, aber nicht griechisch war, noch mehr verstärkt. Neben dem ungeheuren Zeitbogen, den Perikles und Leonidas mit den zeitgenössischen Freiheitskämpfern verband,

43 Soutsos. *Leandros* (wie Anm. 1). S. 100.

44 Ebd. S. 130.

aber die Zeitgenossen von Panagiotis Soutsos nicht mehr betraf, gab es also auch eine enorme Distanz, die die Intellektuellen hinterlegen sollten, um die junge Nation in die Nähe der entwickelten, aufgeklärten, fortschrittlichen Nationen rücken zu lassen. Dass sie dabei Richtung Osten schielten und den jungen Staat als Expansionsprojekt betrachteten, war, obschon es wie eine Großwahnvorstellung anmutet, im Grunde genommen die konsequente Fortführung der Nationenbildung: Byzanz war ja die Brücke zwischen antiken und modernem Griechenland, eine Brücke, die allerdings nicht mehr da war.

V. Griechenland als Ideal oder „die Königin aller Meere“

Leandros ist in dieser Hinsicht ein Zeugnis des von komplexen diskursiven Operationen, von langwierigen und oft gewaltsamen Auseinandersetzungen, sowie heftigen Debatten begleiteten Prozesses der Geburt einer Nation. Er führt dabei vor, wie eine Nation in der Fiktion, in der Imagination, in der Literatur entsteht. Deshalb kann Leandros z.B. an seinen Freund schreiben: „Wanderer, was siehst du? Ich sehe das Meer von Salamis, klein in den Augen, groß in der Imagination, ich sehe die Königin aller Meere...“⁴⁵.

Der Briefroman von Panagiotis Soutsos ist aber nicht nur eine Anleitung zur Aufstockung des nationalen Bewusstseins – und dies trotz seiner demonstrativen geistigen und sentimental Ambivalenz gegenüber der Zukunft und der Vergangenheit der Nation –, er ist auch ein Beispiel romantischen Subjektivismus und politischer Passivität in Zeiten, in denen der Frühnationalismus gedeiht: Die einzige Aktivität von Leandros besteht in seinem „teilnehmenden Mitdenken“⁴⁶, d.h. in Klage und Kontemplation. Sein rein ästhetischer und gefühlsbetonter, also romantischer Hintergrund verleitet ihn dazu, nicht mehr „zwischen der Geliebten, dem König und der Nation“ unterscheiden zu können. Wie Carl Schmitt es formuliert: „Im Zwielficht der Gefühle gehen sie ineinander über“⁴⁷.

Vielleicht hat der Roman auch deshalb keinen besonderen Einfluss auf das große nationale Narrativ Griechenlands ausgeübt. Obwohl man *Leandros* weder als progressiv noch als reaktionär einstufen kann, denn er ist ja

45 Soutsos. *Leandros* (wie Anm. 1). S. 133.

46 Schmitt. *Romantik* (wie Anm. 28). S. 127.

47 Ebd.

beides gleichzeitig, ist der Roman in mancher Hinsicht extrem, und deshalb besonders interessant. Vor allem, weil er ein Beispiel einer folgenreichen Adaption fremder Muster ist – nicht so sehr wegen der Briefromane, die ihn inspiriert haben und die er seinerseits inspiriert hat⁴⁸ – sondern besonders, weil er vorführt, wie eine literarische Genealogie jenseits jeglicher nationalen Grenzen einen Helden, der die Rolle eines neuen nationalen Subjektes übernehmen sollte, zum Selbstmord treiben kann.

48 Hier sind z.B. *Megaklis oder die unglückliche Liebe* von Giorgos Rodakanakis (1840) und *Thessandros* von Epaninontas Fragoudis (1847) zu nennen. Allgemein kann man nicht von einer intensiven Rezeption des Romans sprechen. Veloudis, „Einleitung“ (wie Anm. 6). S. 66f.

Esther Kilchmann

„Kein Wasser löscht dieses griechische Feuer.“

Heinrich Heines kulturhistorische Reformulierung des klassischen Hellas-Bezugs in *Die Nordsee* und *Briefe aus Helgoland*

Mit dem griechischen Unabhängigkeitskrieg kehrt die Griechenland-Begeisterung in jenem Moment in deutsche Salons und Literatur zurück, in dem das ästhetische Programm der Klassik mit seinem spezifischen Bezug auf die griechische Antike gerade *ad acta* gelegt wird. „Griechenland“ wandelt sich von einem ästhetischen zu einem politischen Gegenstand. Es bleibt aber insofern Angelpunkt ästhetischer Diskussionen, als im Vormärz die Frage nach gesellschaftlichem Nutzen und politischer Wirksamkeit von Kunst nach Hegels Diktum vom „Ende der Kunst“ gestellt wird.¹

Wendet sich die Literatur des Vormärz explizit von der Autonomieästhetik und ihrem prägenden Hellenismus-Bezug ab, so stellt sich die Frage, inwiefern sich der neue, politische Griechenlandbezug produktiv mit der Suche nach neuen Formen von Literatur nach dem „Ende der Kunst“ verbinden kann. „Griechenland“ ist hier als literarischer Schauplatz zu betrachten, an dem im Vormärz neue kunstphilosophische Paradigmen in Bezug zu überkommenen ästhetischen Normen verhandelt werden. Aktuelle politische Bestrebungen in Deutschland wie in Griechenland werden dabei mit dem Hellenismus der deutschen Klassik und antiken Topoi überblendet. Bezüge auf Hellas gewinnen in Abwendung von klassischer Ästhetik eine neue Funktion für den aktuellen politischen Kontext. Sie sind wesentlicher Teil der Diskussionen um Wirkkraft von Kunst und Literatur.

Ebendieser Widerspruch zwischen Ablegung und Anknüpfung an die literarische Tradition als eines der Grundprobleme des Vormärz soll in der

1 Vgl. dazu: Eva Geulen, *Das Ende der Kunst. Lesarten eines Gerüchts nach Hegel*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002; Christoph Jamme, „Hegels Satz vom Ende der Kunst“. *Poetische Autonomie? Zur Wechselwirkung von Dichtung und Philosophie in der Epoche Goethes und Hölderlins*. Hg. Helmut Bachmeier/Thomas Rentsch. Stuttgart: Klett-Cotta, 1987. S. 273-287; Rainer Rosenberg, „Eine ‚neue Literatur‘ am ‚Ende der Kunst‘?“. *Vormärz und Klassik*. Hg. Lothar Ehrlich/Hartmut Steinecke/Michael Vogt. Bielefeld: Aisthesis, 1999. S. 155-163.

Folge mit Heinrich Heines Reflexionen zum Hellas-Bezug vor der Folie der Zeitkritik lesbar gemacht werden. Der Hellenismus-Bezug ist hier insofern zentral, als er zum Pegelstandmesser für die erfolgreiche – oder eben nicht erfolgreiche – Abgrenzung von der „Kunstperiode“ und den überkommenen ästhetischen Paradigmen wird, was wiederum Voraussetzung für die Etablierung einer neuen, sich als politisch im umfassenden Sinne verstehenden Literatur des Vormärz ist.² Im Zentrum steht dabei Heines Geste der Abwendung vom klassischen Hellenismus ebenso wie seine Thematisierung von dessen Formen des Nachlebens jenseits der „Kunstperiode“.³

Heinrich Heine, einer der wichtigsten Vertreter der Vormärz-Bewegung, hat sich bekanntlich rückblickend als Dichter des Überganges verortet: „mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward.“⁴ Hegels „Ende der Kunst“ hat er das „Ende der Kunstperiode“⁵ als Beschreibung wie Programm zur Seite gestellt, als kritischer Hegel-Schüler aber zugleich Einsprüche in dessen Geschichts-Modell formuliert.⁶ Auch gegenüber der sich

-
- 2 Zur Verschachtelung von Antike-Rezeption und Auseinandersetzung mit der deutschen Klassik bei Heine vgl. Ulrich Pongs. „Was ist klassisch? Zur Antike-Rezeption Heinrich Heines“. *Heine-Jahrbuch* 30 (1991). S. 152-163.
 - 3 Der Bezug auf die griechische Mythologie und die Frage nach Formen ihrer Verwandlung und Anverwandlung zieht sich durch Heines gesamtes Werk. Vgl.: Eun-Kyoung Park. „... meine liebe Freude an dem Göttergesindel“. *Die antike Mythologie im Werk Heinrich Heines*. Stuttgart: Metzler, 2005; Michael Hofmann. „Götter im Exil im Vor- und Nachmärz. Bruch oder Kontinuität? Zur Entwicklung eines Motivs bei Heinrich Heine“. *Vormärz-Nachmärz. Bruch oder Kontinuität?* Hg. Norbert Otto Eke/Renate Werner. Bielefeld: Aisthesis, 2000. S. 169-183; Ralph Martin. *Die Wiederkehr der Götter Griechenlands. Zur Entstehung des ‚Hellenismus‘-Gedankens bei Heinrich Heine*. Sigmaringen: Thorbecke, 1999.
 - 4 Heinrich Heine. „Geständnisse“. Ders. *Sämtliche Schriften*. Bd. 6/I. Hg. Klaus Briegleb. München: Hanser, 1975. S. 447. Vgl. Peter Uwe Hohendahl. „Schwelle und Übergang. Heinrich Heines Position in der modernen europäischen Literatur“. *Heinrich Heine. Ein Wegbereiter der Moderne*. Hg. Paolo Chiarini/Walter Hinderer. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2009. S. 17-31.
 - 5 Heinrich Heine. „Die deutsche Literatur von Wolfgang Menzel“. Ders. *Sämtliche Schriften*. Bd. 1. Hg. Klaus Briegleb. München: Hanser, 1968. S. 445 und 455.
 - 6 Vgl.: Klaus Briegleb. „Abgesang auf die Geschichte? Heines jüdisch-poetische Hegelrezeption“. *Heinrich Heine. Neue Wege der Forschung*. Hg. Christian

im Vormärz etablierenden historischen Schule und der nationalen Literaturgeschichtsschreibung ziehen Heines Schriften vor allem die Vorstellung eines einheitlich voranschreitenden Geschichtsverlaufes in Zweifel, der nicht zuletzt die restlose Überwind-, Bestimm- und Verfügbarkeit des Vergangenen impliziert.⁷

Heine entwickelt stattdessen eine Anschauungsweise, die unterschiedliche Epochen und Zeiten weder als logisch aufeinander folgend noch als klar voneinander abtrennbar versteht. Im Zentrum stehen stattdessen Figuren der Wiederkehr und Spuren des Vergangenen in der Gegenwart ebenso wie unabgeschlossene affektive Bindungen an vermeintlich Überwundenes. Mit anderen Worten wird hier weniger Geschichtsschreibung betrieben, als ein Modell des Gedächtnisses entwickelt, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verschachtelt und in ständiger Bewegung begriffen sind.⁸

Walter Erhart hat diese Geschichtsauffassung und Textstruktur überzeugend als eine Form – und eine Vorläuferin – der *posthistoire* beschrieben, wie sie die poststrukturalistische Literatur- und Geschichtstheorie entwickelt hat.⁹ Diese Einsicht in die Heimsuchung der Gegenwart durch überwunden geglaubte Entwürfe und Bilder durchkreuzt aber das vormärzliche Bestreben, Brüche zu markieren und klare Enden zu setzen, wie es auch Heine immer wieder versucht („Das Ende der Kunstperiode“ / „Les dieux s'ont vont. Goethe ist tot“¹⁰ etc.). Dass es dem Autor immer wieder misslingt,

Liedtke. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2000. S. 163-180; Jean P. Lefebvre. *Der gute Trommler. Heines Beziehung zu Hegel*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1989.

7 Vgl. Susanne Zantop. „Verschiedenartige Geschichtsschreibung: Heine und Ranke.“ *Heine-Jahrbuch* 23 (1984). S. 42-68; Jürgen Ferner. „O wer lesen könnte!“ Heines geschichtsphilosophisches Denken im Kontext von Vor- und Nachmärz“. *Vormärz-Nachmärz. Bruch oder Kontinuität?* Hg. Norbert Otto Eke/Renate Werner. Bielefeld: Aisthesis, 2000. S. 185-211.

8 Vgl.: Esther Kilchmann. *Verwerfungen in der Einheit. Geschichten von Familie und Nation um 1840*. München: Wilhelm Fink, 2009. S. 81-103.

9 Walter Erhart. „Heinrich Heine. Das Ende der Geschichte und ‚verschiedenartige‘ Theorien zur Literatur“. *Aufklärung und Skepsis. Internationaler Heine-Kongress 1997*. Hg. Joseph A. Kruse/Bernhard Witte/Karin Füllner. Stuttgart: Metzler, 1998. S. 489-506.

10 Heinrich Heine. „Romantische Schule“. Ders. *Sämtliche Schriften*. Bd. 3. Hg. Klaus Briegleb. München: Hanser, 1971. S. 406.

diese Enden zu setzen und die eigenen Schriften stattdessen zum Ort der Wiederkehr der eben beiseite geschafften Motive und Stoffe werden, ist ein durchgängiges Thema von Heines metapoetischer Reflexion.¹¹ Seine Texte präsentieren sich als Tummelplatz für Figuren und Bilder des Wiederkehrenden und Untoten: Gespenster aller *couleur* gehören hierzu, deren Omnipräsenz Erhart so deutet, dass es sich hier um „eine Art historiographische Grundfigur [handelt], weil es statt des geordneten Übergangs von der Vergangenheit zur Zukunft die radikale historische Diskontinuität verkörpert, ein Zeichen der Geschichtlichkeit, wenn die Ordnung der Geschichte nicht mehr lesbar ist.“¹²

Zu nennen sind aber auch die Bilder vergangener, unglücklicher Lieben, sei es zu Frauenfiguren oder zu romantischen Gedichten, Mythen- und Märchenstoffen. In ihnen reflektiert Heine den Widerspruch, dass der aufstrebende Dichter des Vormärz mit seinem auf die Zukunft gerichteten Programm affektiv mit jenen alten Bildern und Stoffen verbunden bleibt, die eigentlich abgelegt sein müssten. Die unsicheren Abgrenzbarkeiten, die Bewegung der Vermischung und die sich daraus ergebenden Neukonstellationen erfassen auch synchrone Textordnungen wie Gattungen, Stilebenen und Motive und sind so für die Struktur von Heines Texten – seien es Gedichte, Erzählungen oder literatur- und philosophiegeschichtliche Essays – maßgebend, wie Jürgen Fohrmann betont:

Die dargestellten Gegenstände, Szenarien, Personen werden in sich widersprechende, überkreuzende Diskurse eingeschrieben. [...] Der Wechsel von der einen zur anderen Seite der Unterscheidung wird vielmehr als Erzählstrategie genutzt, um dem Text eine ‚Bewegungslogik‘ zu geben. [...] Da das wechselseitige Aufheben der beiden Seiten der Unterscheidung ein Zentrum ersetzt, das Norm und Kritik von einer dritten Position aus [...] bestimmbar machte, ist auch kein Mittelpunkt mehr zu finden, der die Heineschen Werke regiert, es sei denn die Idee der poetischen Bewegung.¹³

Diese „poetische Bewegung“ korrespondiert gerade in Heines frühen Schriften mit dem vormärzlichen Entwurf einer Literatur als Ort, an dem

-
- 11 Vgl. Jakob Hensing, „Auf Tod und Leben. Heinrich Heine zwischen autonomer und politischer Literatur“. *Aufklärung und Skepsis* (wie Anm. 9). S. 451-464.
 - 12 Erhart, „Heinrich Heine“ (wie Anm. 9). Hier S. 498.
 - 13 Jürgen Fohrmann. „Heines Marmor“. *Vormärz und Klassik* (wie Anm. 1). S. 63-81, hier S. 68.

es politisch und Politisches zu bewegen gilt. In Absage zur Autonomie-Ästhetik wird so bei Heine Literatur als kritische Lesart sowohl aktueller politischer Zustände als auch kultureller Überlieferungen profiliert. Nicht zuletzt wird beides zueinander hin transparent gemacht und die sich in dieser Spannung ergebenden Dynamiken aufgezeichnet. Die für Heines Texte kennzeichnende Bewegung ist somit ebenso der „Erstarrung“¹⁴ der Restaurationszeit entgegengesetzt also auch der klassischen Ästhetik mit Winckelmanns Paradigma der „stillen Größe“.

In Heines Texten wird so um 1830, im Kontext der europäischen Revolutionen und Unabhängigkeitsbestrebungen in Griechenland, Polen und Paris, nicht zuletzt der Hellenismus-Bezug bewegt. Während in Heines frühen Schriften zu beobachten ist, dass Griechenland- wie Klassikbezug als vergangen abgetan werden soll, sind seine Schriften gleichzeitig Schauplatz der Wiederkehr derselben. Heine reflektiert dies explizit als kulturhistorischen Prozess der Verdrängung und der Wiederkehr. Dabei werden die Götter zu Untoten. Dem frühen Versuch, mit überkommenen ästhetischen Paradigmen „aufzuräumen“, folgt eine Reformulierung des Hellas-Bezuges, der statt überzeitlicher Gültigkeit die Dynamisierung kulturgeschichtlicher Erscheinungen, deren Wiederkehr in unterschiedlichen Formen in den Fokus nimmt.

Am Werk ist dabei jenes poetische Verfahren einer Verarbeitung von Text- und Bildfragmenten, das Norbert Altenhofer als kontrafaktorische Wiederanordnung vorgegebenen historischen und literarischen Materials bezeichnet hat.¹⁵ Analog dazu hat Ralph Martin gezeigt, dass die „Entstehungsgeschichte des ‚Hellenismus‘-Gedankens“ bei Heine „eine fortwährende poetische Anverwandlung und Umformung literarischer Tradition, vor allem von wirkungsmächtigen klassischen und romantischen Texten“¹⁶ darstellt. Wie im Folgenden gezeigt werden soll, wird diese Umformung und Neukombination des ‚klassischen‘ Materials nicht nur als literarisches Verfahren betrieben, sondern darüber hinaus als eine *kulturgeschichtliche Bewegung* begriffen, die anhand des Griechenland-Bezuges theoretisierbar wird.

14 Zur Metaphorik der Starre und Ruhe in Kontext der Restaurationszeit vgl. Mark William Roche. *Dynamic Stillness. Philosophical Conceptions of Rube in Schiller, Hölderlin, Büchner, and Heine*. Tübingen: Niemeyer, 1987. S. 121-245.

15 Norbert Altenhofer. *Die verlorene Augensprache. Über Heinrich Heine*. Frankfurt a. M.: Insel, 1993. S. 119.

16 Martin: *Wiederkehr der Götter* (wie Anm. 3). S. 8.

I. „das Griechenfeuer ist ziemlich erloschen.“ – *Briefe aus Berlin*

Die griechischen Angelegenheiten sind hier, wie überall, tüchtig durchgesprochen worden, und das Griechenfeuer ist ziemlich erloschen. Die Jugend zeigte sich am meisten enthusiastisch für Hellas; alte, vernünftige Leute schüttelten die grauen Köpfe. Gar besonders glüheten und flammten die Philologen. Es muß den Griechen sehr viel geholfen haben, daß sie von unsern Tyrteen auf eine so poetische Weise erinnert wurden an die Tage von Marathon, Salamis und Plataä.¹⁷

Wiewohl sich Heine 1821-1823 in Berlin aufhält und in der dortigen Salon-szene verkehrt, thematisiert er den griechischen Unabhängigkeitskrieg nur beiläufig, wie die zitierte Passage aus den 1822 publizierten *Briefen aus Berlin* zeigt. Trotz des vermeintlich oberflächlichen Unterhaltungstones, der für diese Schrift insgesamt charakteristisch ist¹⁸, skizziert Heine hier seine Einschätzung des deutschen Interesses an den „griechischen Angelegenheiten“: Es speise sich vor allem aus der Beschäftigung mit der Antike, aus der die Begeisterung, das Alte im Neuen wiederkehren zu sehen. Eine Haltung, die, wie der letzte Satz nahe legt, am politischen Kampf der heutigen Griechen vorbei ziele.

Nicht zufällig wendet sich Heine hier insbesondere gegen die zu „Kriegsdichtern“ gewordenen Philologen. Gerade das Moment der Rückschau, die poetische Reflexion des Neuen im Alten, die Besingung von Marathon und Salamis, wo es um den Kampf gegen die osmanische Fremdherrschaft geht, ist dem literarischen Programm des Vormärz genau entgegengesetzt, das mit den Schlagwörtern „Vorwärts“ und „Tat“ die Abkehr von der Vergangenheit ebenso wie von der nur poetischen Beschäftigung mit Zeitfragen fordert.¹⁹

Soll Literatur wirksam sein, auch das impliziert die Passage, muss sie mehr leisten, als „auf eine so poetische Weise“ zu erinnern. Ein solches aus nur philologischer Beschäftigung gespeistes „Glühen“ könne das „Griechenfeuer“

17 Heinrich Heine. „Briefe aus Berlin“. Ders. *Sämtliche Schriften*. Bd. 2. Hg. Klaus Briegleb. München: Hanser, 1969. S. 38.

18 Vgl. dazu: Esther Kilchmann. „Die Doppelbödigkeit des biedermeierlichen Stadtbildes. Heinrich Heines *Briefe aus Berlin*“. *Selling Berlin'. Imagebildung und Stadtmarketing von der preußischen Residenz zur Bundeshauptstadt*. Hg. Thomas Biskup/Marc Schalenberg. Stuttgart: Steiner, 2008. S. 91-106.

19 Vgl. Wulf Wülfing. *Schlagworte des Jungen Deutschlands*. Berlin: E. Schmidt, 1982.

nicht lange am Leben erhalten. Was Heine hier so beiläufig abzutun versucht, ist bekanntlich eine beachtliche philhellenische Bewegung, die Deutschland zu Beginn des griechischen Unabhängigkeitskrieges 1821 und nach der Erklärung der Unabhängigkeit 1822 erfasst. Mit den Philologen mag Heine etwa an Friedrich Wilhelm Thiersch gedacht haben, die gerade erst erschienen *Lieder der Griechen* Wilhelm Müllers werden ihm nicht entgangen sein. Gerade an ihnen ist (wie an den Nachfolge-Zyklen *Neue Lieder der Griechen* von 1823 und *Neuste Lieder der Griechen* von 1824) zu beobachten, wie die Artikulation nach Befreiung von Fremdherrschaft in der klassischen Motiv- und Formgestaltung wie den christlichen Sinnkonstruktionen buchstäblich erstarrt.²⁰

Dass sich die Griechenlandthematik 1822 bereits wieder erledigt habe, darf historisch gesehen als unzutreffend gelten. Heines diesbezügliches Diktum sollte darum hier nicht als eine realistische Einschätzung missverstanden werden. Vielmehr hat es, zusammen mit der Entscheidung, die gesamte Thematik des griechischen Unabhängigkeitskrieges auszuklammern, eher den Charakter eines Bannungsversuches, wie er übrigens auch den lapidaren Aussagen zu Goethe in den *Briefen aus Berlin* zukommt („Goethe ist ein großer Mann in einem seidnen Rock.“²¹)

Dass gerade in dem Moment, in dem die „Kunstperiode“ erfolgreich überwunden scheint, der für diese konstitutive Hellas-Bezug erneut zu „glühen“ beginnt, muss in der Entwicklung einer neuen Vormärz-Ästhetik störend wirken. Es ist daher nicht zufällig, dass sich Heine im Anschluss an die *Briefe aus Berlin* einem anderen europäischen Schauplatz politischer Freiheitsbestrebungen zuwendet: Polen, was gleichzeitig eine Abwendung von den Fixpunkten des mediterran zentrierten Europas erlaubt. Trotzdem wird sich bereits im Zyklus *Die Nordsee* und dann in den *Briefen aus Helgoland*, in denen Heine die Pariser Juli-Revolution kommentiert, herauskristallisieren, dass sich die griechische Antike nicht so leicht als alter Bezugspunkt neuen literarischen Schreibens wie neuer politischer Ereignisse löschen lässt, wie es

20 So etwa wenn zu Beginn des Zyklus „Hellas' Freiheit“ als eine unangreifbar ruhende beschrieben wird, unabhängig davon, wie der aktuelle Konflikt ausgehen wird: „Hoher, steiler, fester Felsen, darauf Hellas' Freiheit ruht! / [...] / Laßt die Türm und Mauern stürzen; was ihr baut, muß untergehn: / Ewig wird der Freiheit Felsen in dem freien Meere stehn!“ Wilhelm Müller: *Gedichte*. Vollständige kritische Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen besorgt von James Taft Hatfield. Berlin: B. Behr, 1906. S. 206-207.

21 Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 2 (wie Anm. 17). S. 35.

in den *Briefen aus Berlin* noch angedacht gewesen sein mag. Vielmehr wird gerade die eigene Suche nach neuen Schreibformen von diesem Alten und scheinbar Überlebten heimgesucht bleiben, woraus Heine eine kulturgeschichtliche Reformulierung goethezeitlicher Paradigmen entwirft und ein Modell von Verdrängung und Wiederkehr entwickelt, das für seine weitere Beschäftigung mit dem Griechenland-Bezug zentral ist.

II. „mir war, als hört ich verschollene Sagen“ – *Die Nordsee*

Der Zyklus *Die Nordsee* (1825-1826) zerfällt in zwei Zyklen mit zwölf bzw. zehn Gedichten in freien Rhythmen und einen dritten Zyklus in Prosa. Diese Uneinheitlichkeit spiegelt sich auch in seiner doppelten Überlieferung als Teil des *Buch der Lieder* einerseits und der *Reisebilder* andererseits.²² *Die Nordsee* ist somit die Verbindung von Heines durchschlagendem Erfolg als Lyriker mit dem *Buch der Lieder* zu seiner Etablierung als politischer Schriftsteller des Vormärz und zentraler Autor des *Jungen Deutschlands* mit den *Reisebildern*.

Wie die Forschung detailliert gezeigt hat, vollziehen die *Reisebilder* die Abkehr vom klassischen Kunstideal mit Bezugspunkt Antike und die Wendung hin zu politischen Zeitfragen als Stoff der Literatur. Formal gesehen nimmt *Die Nordsee* die Kunstperiode sozusagen von zwei Richtungen her in die Zange: In den ersten beiden Abteilungen implizieren die freien Rhythmen (im Unterschied zu der in Heines Dichtung sonst vorherrschenden sog. Volksliedstrophe) einen Anschluss an den Sturm-und-Drang, während die dritte Abteilung in Prosa dann im Journal-Stil gehalten ist, jener im Vormärz verbreiteten Form der Korrespondenz.

Strukturell bleibt Heines Ablösungsdokument von der Kunstperiode, *Die Reisebilder*, von deren Ästhetik geprägt, wobei eben diese Prägung in den Texten selbst genau reflektiert wird, wie sich auch an der *Nordsee* zeigen wird.²³ Gerade im *Nordsee*-Zyklus werden Versatzstücke verschiedener literarischer Traditionen zitiert²⁴ und so – korrespondierend mit dem aus

22 Vgl. dazu: Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 1 (wie Anm. 5). S. 629ff.

23 Vgl.: Jost Hermand. *Der frühe Heine. Ein Kommentar zu den Reisebildern*. München: Winkler, 1976. S. 59-80.

24 Zu den intertextuellen Verweisen auf Romantik wie Klassik in der *Nordsee* vgl.: Jan-Oliver Decker. „Selbstreflexion literarischen Wandels“. *Zeitschrift für Semiotik*. Bd. 27, H. 1-2 (2005). S. 45-64.

dem *Buch der Lieder* übernommenen Leitmotiv einer vergangenen unglücklichen Liebe – in Frage gestellt, inwiefern Vergangenes überhaupt restlos überwindbar ist. Wie zu zeigen sein wird, ist es gerade der Hellas-Bezug, an dem Fragen von Abgrenzung und Anverwandlung ästhetischer Traditionen diskutiert und die strukturelle Verhaftung des eigenen poetischen Schreibens an die damit eigentlich zu überkommene Ästhetik thematisiert wird. Medium dieser Überlegungen zum Ineinander der Zeiten ist das bewegte Meer. Es wird zu Beginn des Zyklus als Gedächtnismedium umrissen, das dem Ich Erinnerungsfetzen zuspielet:

Am blassen Meeresstrande,
 Saß ich gedankenbekümmert und einsam.
 [...] Und die weißen, weiten Wellen,
 Von der Flut gedrängt,
 Schäumten und rauschten näher und näher –
 Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen,
 Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sausen,
 Dazwischen ein wiegenliedheimliches Singen –
 Mir war, als hört ich verschollene Sagen,
 Uralte, liebliche Märchen,
 Die ich einst, als Knabe,
 Von Nachbarskindern vernahm.²⁵

Diese Bewegung bildet die Verbindung innerhalb des heterogenen Zyklus. Ohne endgültig klare Gestalt anzunehmen, spielen Erinnerungsbilder des lyrischen Ichs, Fragmente aus Mythos und Märchen, politische Zeitkritik, geschichtsphilosophische Überlegungen und lyrische Komposition von Naturbildern gleichsam im Rhythmus der Meereswellen ineinander:

Wenn ich des Nachts am Meere wandelnd, den Wellengesang höre, und allerlei Ahnung und Erinnerung in mir erwacht [...] wie aus der Tiefe eines Jahrtausends kommen mir dann allerlei Gedanken in den Sinn, Gedanken uralter Weisheit, aber sie sind so neblicht, daß ich nicht erkenne, was sie wollen.²⁶

25 Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 2 (wie Anm. 17). S. 170.

26 Ebd. S. 227. S.a. Gerhard Höhn. *Heine-Handbuch*. Stuttgart: Metzler, 2004. S. 204.

Gerade die zeitkritischen und historischen Kommentare werden hier explizit nicht als feststehende Urteile formuliert. Stattdessen modelliert Heine den literarischen Text als einen Gedächtnisraum, in dem verschiedene Bereiche scheinbar „wild“ ineinander spielen und sich allenfalls momentweise gegenseitig verbinden.²⁷ In den ersten zwei Abteilungen mischen sich die Erinnerungsfragmente an eine vergangene unglückliche Liebe mit Märchen- und Mythenbildern, die so als im Seelenhaushalt des Ichs ebenso affektiv aufgeladen ausgewiesen werden, auch wenn es sie im Zeichen der vormärzlichen Suche nach neuen Formen von Literatur gerade zu überwinden gilt.²⁸

Eben diese Überwindung wird bei Heine als eine schier nicht zu bewältigende dargestellt. Es scheint hier gerade jene Tendenz der Libido, sich an ihre Objekte zu klammern, noch wenn diese bereits verloren sind, ins Bild gesetzt, die Sigmund Freud später theoretisiert hat. Demzufolge könnte Heines Ringen mit der zu überwindenden Liebe wie literarischer Tradition auch als Trauerarbeit gelesen werden, deren Ziel die Ablösung von der affektiv besetzten Vergangenheit ist.²⁹ Gleichzeitig ist in der *Nordsee* auch das mögliche Scheitern dieses Prozesses omnipräsent. So entdeckt das Ich im Gedicht *Seegespenst* im Wasser inmitten eines märchenhaften Szenarios das Bild der Geliebten und will sich aus dem Schiff dorthin hinabstürzen.

-
- 27 Dass Heine ebendiese Bewegung des Wassers auch als Gleichnis für das Funktionieren des Gedächtnisses sieht, liegt folgende Passage nahe: „Ich liebe das Meer, wie meine Seele. Oft wird mir sogar zu Mute, als sei das Meer eigentlich meine Seele selbst; und wie es im Meere verborgene Wasserpflanzen gibt, die nur im Augenblick des Aufblühens an dessen Oberfläche heraufschwimmen, und im Augenblick des Verblühens wieder hinabtauchen: so kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeschwommen aus der Tiefe meiner Seele“. Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 2 (wie Anm. 17). S. 224.
- 28 Dies wird am Ende des zweiten Zyklus nochmals veranschaulicht und gleichzeitig in seinem Pathos gebrochen, indem die Verbindungen nun nicht mehr vom rauschenden Wasser des Meeres aufsteigen, sondern nach Rückkehr aufs Festland in komprimierter Form von Flüssigkeit im „Römervase“: „Alles erblick ich im Glas, / Alte und neue Völkergeschichte, / Türken und Griechen, Hegel und Gans, / Zitronenwälder und Wachtparaden, / Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg, / Vor allem aber das Bild der Geliebten“ Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 2 (wie Anm. 17). S. 209f.
- 29 Vgl. Sigmund Freud: „Vergänglichkeit“. *Studienausgabe*. Bd. 10. Hg. Alexander Mitscherlich/Angela Richards/James Strachey. Frankfurt a. M.: Fischer, 1969. S. 223-229, hier S. 227.

Zu den Märcen und Sagen, die hier auf das Engste mit dem Bild der zu überwindenden Leidenschaft verbunden sind, treten in den folgenden Gedichten Versatzstücke aus der nordischen Mythologie und auch Christus erscheint als Passant in einem Traumbild. Mit Märcen, nordischer Mythologie und Christentum werden hier Motive der romantischen Literatur zitiert. Im Folgenden ergreifen Reminiszenzen an die griechische Mythologie und Homers Schriften, mithin auch an die Klassik, breiten Raum. Bereits im ersten Gedicht des zweiten Zyklus wird das Meer statt „nordisch“ griechisch konnotiert und figuriert als ein rettendes Element vor dem Ansturm des Nordens, der als dem Ich fremd und feindlich dargestellt wird:

Thalatta! Thalatta!
 Sei mir begrüßt, du ewiges Meer!
 [...] Wie einst dich begrüßten
 Zehntausend Griechenherzen [...]
 Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,
 Wie Träume der Kindheit seh ich es flimmern
 Auf deinem wogenden Wellengebiet³⁰

Das nordische Meer wird hier mit dem Mittelmeer als Rückkehrmedium der Griechen überblendet, gleichzeitig ist es ebendieses Homerische Meer, das als „Sprache der Heimat“ ausgewiesen wird, als Medium, aus dem die in der ersten Abteilung aufgerufenen Kindheitsträume – und damit auch die nordisch konnotierten Märcen und Legenden – letztlich entstiegen. Es scheint hier, als würde das Schreiben wieder von eben jenem Kulturkonzept hellenistischer Dominanz eingeholt, das Heine durch die Verschiebung nach Norden zu relativieren suchte. Stattdessen formuliert sich für das Ich die Einsicht in die Herkunft des dichterischen Materials aus der Antike. Diese Ankunft an dem Gewässer des griechischen Mythos wird als befreiende Rückkehrmöglichkeit gewertet:

O! wie hab ich geschmachtet in öder Fremde!
 [...] Du tapferes Rückzugherz!
 Wie oft, wie bitter oft
 Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
 [...] Mit Keilschriftbillets zerschlugen sie mir
 Das arme betäubte Gehirn

30 Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 2 (wie Anm. 17). S. 188.

[...] Und von des Nordens Barbarinnen
 Ward ich gedrängt bis ans Meer,
 Und freiaufatmend begrüß ich das Meer,
 Das liebe, rettende Meer,
 Thalatta! Thalatta!³¹

Das Meer erscheint hier nicht länger als das Medium, das dem Ich quälend fragmentarische Erinnerungsbilder zuspült, es weist vielmehr die Rückkehr nach Griechenland als befreiende Möglichkeit zur Rückkehr zu einer klaren Ästhetik mit eindeutigen formalen und sprachlichen Vorgaben. Heine greift hier nach jenem „Heilmittel“, das Goethe bereit hielt, „indem er uns wieder für griechische Kunst empfänglich machte und solide Werke schuf, woran wir uns, wie an marmornen Götterbildern, festklammern können“.³²

Die folgenden Gedichte der 2. Abteilung scheinen diese „Rückkehr“, dieses „Heilmittel“ zu erproben, um dann aber dessen Wirkungslosigkeit vor Augen zu führen. So werden klassische Motive und Homer-Bezüge verwandt, um das Liebes-Motiv zu reformulieren. Im *Gesang der Okeaniden* scheint, hervorgerufen durch Homer zitierende Verse („Schwarzbeinigte Vögel, / Mit weißen Flügeln Meer-überflatternde, / Mit krummen Schnäbeln Seewasser-saufende [...]“³³), die Herstellung punktuell zu gelingen: „Sie liebt mich! Sie liebt mich! die holde Jungfrau!“³⁴ Der intertextuelle Homer-Bezug geht nahtlos in den Verweis auf Goethe über, wenn das Mädchen sich im Folgenden mit der Gretchen-Vorlage überkreuzt: „Jetzt steht sie daheim am Erker des Hauses, / [...] / Und horcht und sehnt sich nach mir – wahrhaftig! / Vergebens späht sie umher und sie seufzet“³⁵.

Unvermittelt wechselt die Frauenfigur im nächsten Vers aber erneut die Epoche, wird, statt still in der Klassik zu verharren, historisch dynamisiert und verwandelt sich in eine romantisch Liebende: „Und seufzend steigt sie hinab in den Garten, / Und wandelt in Duft und Mondenschein“.³⁶ Übergangslos geht diese Verwandlung weiter und mündet in ihrer Ankunft in Heines im *Buch der Lieder* entwickelten Stil ironischer Pathos-Brechung: „Sogar

31 Ebd. S. 189.

32 Ebd. S. 41.

33 Ebd. S. 194.

34 Ebd.

35 Ebd.

36 Ebd. S. 194.

des Morgens, beim Frühstück, / Auf dem glänzenden Butterbrote, / Sieht sie mein lächelndes Antlitz, / Und sie frißt es auf vor Liebe – wahrhaftig!³⁷

Die Wirkung des Rückgriffs auf das von Goethe bereitgehaltene „Heilmittel“ ist von kurzer Dauer und am Ende des fünften Gedichtes erweisen sich auch die Okeaniden, deren Gesang die Illusion der Harmonie ermöglichte, als vorübergehende Erscheinungen, sie verschwinden im Meer: „Es gähnte die Nacht, / Und ich saß noch lange im Dunkeln und weinte.“³⁸

Betrüert wird hier nicht zuletzt, dass die (Stil-)mittel der Klassik nicht mehr greifen. Das folgende Gedicht *Die Götter Griechenlands* ist als Auseinandersetzung mit ebendiesem Umstand zu begreifen, als sechstes von den insgesamt zwölf der 2. Abteilung steht es im Mittelpunkt des gesamten Zyklus.³⁹ Bekanntlich handelt es sich bei dem Text um eine Replik auf Schillers gleichnamiges Gedicht von 1788, in dem die griechische Mythologie und ihr Pantheismus als Ort der „Lebensfülle“, „Freude“ wie des „Schönen“ und der Wirkmacht der Dichtung figuriert.⁴⁰

In seiner Wiederaufnahme und Relektüre von Schiller nimmt Heine zwar das Motiv auf, dass die antiken Götter durch neue, „trist[e]“ Gottheiten verdrängt wurden, was durchaus den Restitutionswunsch des „ambrosische[n] Rechts“ der alten Götter befeuert. Das Gedicht wendet sich aber von Schillers Beschwörung einer vergangenen Weltsicht und dem Wunsch nach ihrer Wiederkehr ebenso ab, wie von der Idee der Dichtung als Ort überzeitlicher Bewahrung („Aus der Zeitfluth weggerissen schweben / Sie gerettet auf des Pindus Höhn“⁴¹). Indem im Gedicht Dynamiken der Verdrängung

37 Ebd. S. 195.

38 Ebd. S. 196.

39 Vgl. Werner M. Bauer: „Der Tod der Götter. Antikenrezeption und Romantik in H. Heines: ‚Die Götter Griechenlands‘ (1826)“. *Simposio Internazionale di Studi Italo-Tedeschi: Heinrich Heine (1797-1856) nel II Centenario della Nascita (Deutsch-italienische Studien)*. Hg. Akademie Deutsch-Italienischer Studien unter der Leitung von Roberto Cotteri. Meran: Akademie Deutsch-Italienischer Studien, 1997. S. 186-221.

40 Friedrich Schiller: „Die Götter Griechenlands“. *Schillers Werke. Nationalausgabe*. Beg. v. Julius Petersen. Fortgef. v. Lieselotte Blumenthal. Hg. im Auft. d. Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers. Bd. 1/1. *Gedichte 1776-1799*. Hg. Julius Petersen/Friedrich Beissner. Weimar: Böhlau, 1968 (unveränd. Nachdr. d. Ausg. 1943). S. 363-367.

41 Ebd. S. 367.

als kulturgeschichtlicher Prozess dargestellt werden, wird auch die Idee des Gedichts als Weitergabe antiker Weltauffassung abgewiesen und stattdessen zum Ort, an dem über Verdrängung und Wiederkehr kultureller Motive – und deren Verwandlungen – nachgedacht wird.

Zunächst aber scheint Heine die Götter an eben jenem Ort aufzusuchen, an dem sie laut Schiller dauerhaft gerettet sind: Im Zustand entrückten Schwebens.

Und am hellblau, sternlosen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie kolossale Götterbilder
[...] Nein, nimmermehr, das sind keine Wolken!
Das sind sie selber, die Götter von Hellas,
Die einst so freudig die Welt beherrschten,
Doch jetzt, verdrängt und verstorben,
Als ungeheure Gespenster dahinzieh'n.⁴²

Hier wird einerseits Schillers Vorlage subsumiert, indem die einstige Beherrschung der Welt durch die griechischen Götter als eine freudige begriffen, das Verschwinden der Götter aus der Welt benannt und gleichzeitig das Gedicht als Medium gebraucht wird, in dem diese trotzdem adressiert werden können. Andererseits wird der Konklusion Schillers widersprochen, indem Heine, wo Schiller von der Rettung (in der Dichtung) spricht, ein gespenstisches Nachleben untoter Figuren zeigt, die dann gleichsam exorziert werden. Am Ende von Heines Gedicht sind die Götter verschwunden. Ihre Überlieferung wird also nicht als eine feststehende gedacht, sondern als eine gefährdete begriffen. Heine perspektiviert in *Die Götter Griechenlands* die Vergänglichkeit kultur- und religionsgeschichtlicher Phänomene. Diese beginnt bereits in der Mythologie:

Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einst selber den greisen Vater
Und deine Titanen-Öhme verdrängt hast,
Jupiter Parricida!⁴³

42 Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 2 (wie Anm. 17). S. 196.

43 Ebd. S. 197.

Als analoges Szenario wird die Ablösung der antiken durch die christliche Religion dargestellt:

Auch dich erkenn ich, stolze Juno!
Trotz all deiner eifersüchtigen Angst,
Hat doch eine andere das Zepter gewonnen,
[...] Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau.⁴⁴

Im Unterschied zu Schiller geht nun aber dieser an mehreren Stellen als „verdrängen“ beschriebene Prozess nicht spurlos an den Gegenständen der kultur- bzw. religionsgeschichtlichen Verdrängungsprozesse vorüber: Die Olympier präsentieren sich dem Ich als „ungeheure Gespenster“, „grauenhaft bewegt[e] Riesengestalten“, die Insignien ihrer Macht sind „erloschen“, auf dem „Antlitz liegt Unglück und Gram“, Aphrodite erscheint als „Leichengöttin“.⁴⁵ Sigmund Freud hat später hieran interessiert, wie dem Menschen ein einst innig Vertrautes und Geliebtes durch den Prozess der Verdrängung entfremdet und unheimlich wird.⁴⁶

Im Kontrast zur klassischen Ästhetik sind Heines Götter durch ihre Bewegtheit gekennzeichnet, die als Merkmal ihrer kulturhistorischen Verfasstheit dargestellt wird. Die Gegenstände der Kunst und ihre Wahrnehmung unterliegen so einem zeitlichen Veränderungsprozess. Damit kann auch Dichtung nicht, wie in der gleichnamigen Vorlage von Schiller, als Ort des Rückzugs und der Bewahrung verstanden werden. Sie wird als Medium der Kritik, an der Gegenwart ebenso wie an der Überlieferung, inszeniert. „Ich hab euch niemals geliebt, ihr Götter! / Denn widerwärtig sind mir die Griechen“⁴⁷ heißt es in der Hälfte des Gedichtes.

44 Ebd.

45 Ebd.

46 Vgl. Sigmund Freud. „Das Unheimliche“ *Studienausgabe*. Bd. 4. Hg. Alexander Mitscherlich/Angela Richards/James Strachey. Frankfurt a. M.: Fischer, 1969. S. 243-247. „Das hier verwendete Verbum „verdrängen“, das bei einem der eifrigsten und begeistertsten Leser Heines, Sigmund Freud, später eine ungeahnte analytische Kraft entfalten wird, besitzt bereits in diesem Gedicht eine religionshistorische Qualität.“ Renate Schlesier: „Heinrich Heines exilierte Götter“. *Das Jerusalemer Heine-Symposium*. Hg. Klaus Briegleb. München: Dölling und Galitz, 2001. S. 93-110, hier S. 99.

47 Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 2 (wie Anm. 17). S. 198.

In der Folge wird der Mensch, ähnlich wie in Goethes Prometheus⁴⁸, über die Götter gesetzt, da er großmütig sei und es so sogar wieder „[m]it der Partei der besiegtten Götter“⁴⁹ halten könne. Ebendiese Erhebung des Menschen über die Götter markiert im Gedicht auch letztlich deren Besiegung, die Götterbilder sind am Ende wieder bewegte Gebilde, sie „erröteten“, „schaunten mich an wie Sterbende“, „schwanden plötzlich.“⁵⁰ Das Gedicht kehrt zur Beschreibung des nächtlichen Himmels zurück, mit dem es eingesetzt hatte, bevor sich die Schemen der Götter dazwischendrängen: „Hochaufrauschte das Meer, / Und siegreich traten hervor am Himmel / Die ewigen Sterne.“⁵¹

Offenbleiben muss freilich die Frage nach dem Charakter des Verschwindens und dessen Endgültigkeit, an der nach der vom Gedicht eröffnenden Bewegung des Verdrängens, das die Götter in entstellter Form wiederkehren lässt, zu zweifeln ist. Das Eingehen in den Nachthimmel kann zudem statt als Löschung als Einlesen kultur- und religionshistorischer Spuren in das Bild der Natur gesehen werden, wie Heine es an anderer Stelle der *Reisebilder* andenkt: „Die umgebende Natur wirkt auf den Menschen – warum nicht auch der Mensch auf die Natur, die ihn umgibt? [...] Auch die Natur hat ihre Geschichte und das ist eine andere Naturgeschichte als wie die, welche in Schulen gelehrt wird.“⁵² Die Natur würde dann in Heines *Göttern Griechenlands* anders als bei Schiller nicht „entgöttert“ zurückgelassen. Weiterhin wäre „[e]ines Gottes Spur“⁵³ zu erkennen, nicht im pantheistischen Sinne in der Natur selbst, wohl aber im Sinne religiöser Spuren im scheinbar säkularen Naturdiskurs.

In der Suche nach neuen Formen vormärzlichen Schreibens und Abgrenzung von der Kunstperiode, wie sie in den Reisebildern stattfindet, zeigt sich im *Nordsee-Zyklus* das Durchscheinen des Hellenismus gleich einem Wasserzeichen, das die Beharrungskraft von Mythen und überwundenen Glaubensinhalten im menschlichen Gedächtnis wie in der Literatur zu lesen gibt. Heinrich Heine reformuliert so bereits 1825/26 das vormärzliche Bedürfnis nach einem klaren Schnitt gegenüber der Literatur der Goethezeit und

48 Vgl. Martin. *Wiederkehr der Götter* (wie Anm. 3). S. 42ff.

49 Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 2 (wie Anm. 17). S. 198.

50 Ebd. S. 199.

51 Ebd.

52 Ebd. S. 477.

53 Schiller. „Die Götter Griechenlands“ (wie Anm. 40). S. 363.

ihrer Ästhetik. Stattdessen wird an deren Kernstück, dem Hellenismus, ein neues Muster für den Umgang mit literatur- und kunstgeschichtlicher Vergangenheit entwickelt. Der Griechenland-Bezug wird dabei gleichzeitig einer Dynamisierung unterzogen. Der als überzeitlich konstruierte klassische Hellenismus ist im Vormärz in Bewegung geraten, er bildet nicht länger einen festen ästhetischen Referenzpunkt, sondern wird als sich selbst immer wieder (re)formierend und von historisch-politischen Ereignissen und Perspektiven bewegt entworfen. Die Literatur wird dabei zum Medium der Kritik, bezogen auf zeitgenössisch soziopolitische Zustände ebenso wie auf die Überlieferung.

Wie Waldmann in diesem Kontext richtig betont, ist ein Kennzeichen von Heines poetischem Verfahren am „Ende der Kunstperiode“ die Distanzschaffung zur Kunst und die so mögliche Reflexion derselben.⁵⁴ Gerade daraus resultiert nicht nur eine Nähe der Dichtung zur politischen Agitation, sondern auch eine zur Philologie. In der dritten Abteilung der *Nordsee*, die als Prosa den *Reisebildern* näher ist, setzt Heine die eigene Zeit explizit von jener Goethes ab. Letzterer habe „mit seinem klaren Griechenauge“⁵⁵ „ewig feststehend[e]“ „Werke des Geistes“ hervorgebracht. Der eigenen Zeit hingegen sei die „Kritik“ näher, sei sie doch

etwas Wandelbares, sie geht hervor aus den Ansichten der Zeit [...]. Jedes Zeitalter, wenn es neue Ideen bekommt, bekommt auch neue Augen, und sieht gar viel Neues in den alten Geisteswerken. Ein Schubarth sieht jetzt in der Ilias etwas anderes und viel mehr, als sämtliche Alexandriner; dagegen werden einst Kritiker kommen, die viel mehr als Schubarth in Goethe sehen.⁵⁶

Dem „klaren Griechenauge“ Goethes, das zur Schaffung fester Werke befähigt, werden hier die „neue[n] Augen“ gegenübergestellt, die diese Werke immer neu zu lesen vermögen.

54 Vgl. Peter Waldmann. *Der verborgene Winkel der sterbenden Götter. Temporalisierung als ästhetischer Ausdruck im Werk von Heinrich Heine*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2003. S. 13.

55 Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 2 (wie Anm. 17). S. 221.

56 Ebd.

III. „Kein Wasser löscht dieses griechische Feuer“ – *Briefe aus Helgoland*

Die Verschachtelung von Zeitkritik, Religionskritik, Lektüre mythologischer Motive und Auseinandersetzung mit der klassischen Ästhetik vom Schreibort Nordsee aus nimmt Heine in seinen auf Juli und August 1830 datierten *Briefen aus Helgoland* wieder auf. Diese werden 1840 als zweites Buch in *Ludwig Börne. Eine Denkschrift* integriert. Die genaue Entstehungszeit der *Briefe aus Helgoland* ist umstritten, klar ist, dass es sich dabei um nachträgliche Reflexionen zur Julirevolution handelt und nicht, wie der Text impliziert, um unmittelbare Kommentare.⁵⁷

Als Teil der *Börne-Schrift* stehen die *Briefe aus Helgoland* im Kontext Heines Auseinandersetzung mit dem Jungen Deutschland und können als ein Versuch verstanden werden, „Zeitgeschichte“ festzuhalten, in der Heine „das Nachdenken über Bedingungen und Möglichkeiten einer ‚neuen Literatur‘ nach der Kunstperiode“⁵⁸ fortsetzt. Im Mittelpunkt der Briefe stehen die Geschehnisse der Juli-Revolution; die Nachrichten darüber dringen bis in die Helgoländische Abgeschiedenheit und stellen Heines Schreiben erneut unter einen zeitpolitischen Stern. Heine zeigt hier, auf welche Weise die europäischen Revolutionen des Vormärz, insb. die Juli-Revolution, eine neue Sicht schaffen, in der sich die Tradition – und mit ihr auch der Griechenland-Bezug – wieder verwandeln und neu lesen lassen.

Zunächst aber wird der Schreibort Helgoland als Rückzugsort gestaltet, an dem das Ich der politischen Bewegtheit zu entkommen versucht und einen Topos von Literatur als dem Zeitgeschehen abgewandte und apolitische zitiert:

– – Ich selber [...] sehne mich nach Ruhe [...] Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken ... ich mußte [...] Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln.⁵⁹

57 Vgl.: Höhn. *Heine-Handbuch* (wie Anm. 26).

58 Rainer Kolk. „Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers“. *Aufklärung und Skepsis* (wie Anm. 9). S. 86-101, hier S. 89.

59 Heine. „Ludwig Börne. Eine Denkschrift“. Ders.: *Sämtliche Schriften*. Bd. 4. Hg. Klaus Briegleb. München: Hanser, 1978. S. 35f.

Dem Ich selbst allerdings steht dieser Topos im wörtlichen Sinne nicht zur Verfügung, da sich kein Land findet, das es in Ruhe lassen würde: „Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutschland ist es unmöglich. [...] Aber in der Tat, wo soll ich hin?“⁶⁰ Helgoland bildet einen provisorischen Rückzugsort und wie bereits im Nordsee-Zyklus wird auch hier die insulare Abgeschlossenheit zum Schauplatz, an dem in ungeordneter Reihenfolge Bilder aus Mythen, Legenden, Märchen ‚spuken‘. Im Unterschied zum *Nordsee-Zyklus* wird allerdings ein Gegenpol zu diesen das Gedächtnis heimsuchenden Gattungen eingeführt: die Bibel.

– – Da gestern Sonntag war, und eine bleierne Langeweile über der ganzen Insel lag, und mir fast das Haupt eindrückte, griff ich aus Verzweiflung zur Bibel [...] und ich gestehe es dir, trotz dem, daß ich ein heimlicher Hellene bin, hat mich das Buch nicht bloß gut unterhalten, sondern auch weidlich erbaut. Welch ein Buch!⁶¹

Im Treiben heidnischer Bilder wird die Bibel als fester Text-Ort dargestellt, der auch den Juden ohne feste territoriale Bleibe ein Vaterland war:

Ein Buch ist ihr Vaterland [...] Sie leben in den umfriedeten Marken dieses Buches, hier über sie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man sie nicht verjagen, nicht verachten [...] Versenkt in die Lektüre dieses Buches, merkten sie wenig von den Veränderungen [...] lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten nichts von der wilden Jagd der Zeit.⁶²

Die Bedeutung des biblischen Bezuges für Heines *Briefe aus Helgoland* ist an anderer Stelle ausführlich dargelegt worden.⁶³ In unserem Zusammenhang ist interessant, dass in den *Briefen aus Helgoland* durchgängig auf Episoden des Alten wie Neuen Testaments verwiesen wird und auch diese an religions- und kulturhistorischen Überlegungen angeknüpft werden, wie sie bereits aus dem Nordsee-Zyklus bekannt sind. So wird nochmals die Verdrängung der heidnischen Götter und des mit ihnen verbundenen Sensualismus durch das Christentum und seinen Spiritualismus ins Bild gesetzt: „Welch ein Heil-

60 Ebd. S. 36f.

61 Ebd. S. 39.

62 Ebd. S. 40.

63 Vgl. Jutta Nickel. *Revolutionsgedanken. Zur Lektüre der Geschichte in Heinrich Heines ‚Ludwig Börne. Eine Denkschrift‘*. Bielefeld: Aisthesis, 2007. S. 168-211.

quell für alle Leidende war das Blut, welches auf Golgatha floß! [...] Die weißen, marmornen Griechengötter wurden bespritzt von diesem Blute, und erkrankten vor innerem Grauen“.⁶⁴

Im Unterschied zu den mythologischen Versatzstücken, wie sie im *Nordsee-Zyklus* erscheinen, ist hier allerdings auffällig, dass die biblischen Bilder nicht der Logik des Auftauchens und der Verwandlung, der Verdrängung und Wiederkehr zu gehorchen scheinen. Sie haben stattdessen ihren klaren Ort im „Buch der Bücher“⁶⁵, sind als „Wort Gottes“ gleichsam ein „Naturprodukt“⁶⁶, dem Griechenland als „die blühende Heimat der Kunst“⁶⁷ gegenübergestellt ist. Letztlich wird aber auch diese Festigkeit versprechende Ordnung durch die Textbewegung wieder aufgehoben. Zwar vermag die Bibel zu erbauen, „trotzdem ich ein heimlicher Hellene bin“⁶⁸, ebendiese heimliche Zugehörigkeit unterläuft aber zugleich wieder den Bibelbezug.

Heine verspricht somit keinen Ausweg aus dem Problem der ambivalenten Prägung durch das ästhetische Programm der deutschen Klassik, die es zu überkommen gilt. Vielmehr zeichnen sich die *Briefe aus Helgoland* durch die „poetische Bewegung“ im Sinne Fohrmanns aus, die der Text zwischen den aufgerufenen Orten und Texten der Religions- und Kulturgeschichte eröffnet. Durch den Akt der Lektüre und der Kritik geraten die festen antagonistisch angelegten Pole von Sensualismus und Spiritualismus, Heidentum, Judentum und Christentum ebenso wie Kunst und Philosophie in Bewegung. Die Grundstruktur der *Briefe aus Helgoland* bildet Heines Beschreibung der auf die Insel mitgebrachten Bücher:

Ich habe kein einziges Buch, das sich mit den Tagesinteressen beschäftigt, hierher mitgenommen. Meine ganze Bibliothek besteht aus Paul Varnefrids ‚Geschichte der Longobarden‘, der Bibel, dem Homer und einigen Scharteken

64 Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 4 (wie Anm. 59). S. 45. S.a.: „Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verstummt und erblichem, und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz im Nebel zerrannen.“ Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 2 (wie Anm. 17). S. 492. [*Reisebilder*]

65 Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 4 (wie Anm. 59). S. 40.

66 Ebd. S. 46.

67 Ebd. S. 40.

68 Ebd. S. 39.

über Hexenwesen. Über letzteres möchte ich gern ein interessantes Büchlein schreiben. Zu diesem Behufe beschäftigte ich mich jüngst mit Nachforschungen über die letzten Spuren des Heidentums in der getauften modernen Zeit.⁶⁹

Heines kulturgeschichtliche Miniatur-Bibliothek vereint Historiographie, Bibel, Kunst und Volksglauben. Als Motivation nennt Heine, „Nachforschungen über die letzten Spuren des Heidentums in der getauften modernen Zeit“⁷⁰ betreiben zu wollen. „Es ist höchst merkwürdig, wie lange und unter welchen Vermummungen sich die schönen Wesen der griechischen Fabelwelt in Europa erhalten haben.“⁷¹ In den Briefen aus Helgoland wird deutlich, dass auch aktuelle politische Entwicklungen vor dieser Folie gelesen werden müssen. Dies zeigt sich in den Nachrichten der Pariser Juli-Revolution, die den Schreiber am 6. August bei der Lektüre Paul Varnefrids erreichen: „Eben diese Geschichte las ich im Paul Varnefrid, als das dicke Zeitungspaket mit den warmen, glühend heißen Neuigkeiten vom festen Lande ankam. Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflamten meine Seele, bis zum wildesten Brand.“⁷²

Das vermeintlich Neue an der Umwälzung der Revolution ist mit den „alten“ Geschichten verbunden; die Neuigkeiten aus Paris werden in einem dichten Netz intertextueller Bezüge formuliert, die Revolution tritt so als Ergebnis bestimmter Lesarten kulturgeschichtlicher Texte hervor. Zunächst ist es „im Paul Varnefrid“ die Geschichte, wie die siegreichen Langobarden in das Zelt des Heruler-Königs eindringen. In der Wiedergabe der Nachricht selbst wird auf die Ankunft des heilbringenden Christus angespielt: „eingewickelt in Druckpapier“ / „wickelte ihn in Windeln“ (Lukas 2,6). Später werden die Menschenrechte als die „zehn Gebote des neuen Weltglaubens“⁷³ bezeichnet. Aber auch die Sagen- und Naturwelt partizipiert an den frohen Nachrichten: „Der Seine-Fluß hatte die gute Nachricht unmittelbar ins Meer verbreitet, und in ihren Kristallpalästen haben die schönen Wasserfrauen, die von jeher allem Heldentum hold, gleich einen Tee-dansant gegeben, zur Feier der großen Begebenheiten.“⁷⁴ Eingefügt wird ein Vers aus „Schillers

69 Ebd. S. 48f.

70 Ebd. S. 49.

71 Ebd. Systematischer wird Heine diese Fragen im Komplex *De l'Allemagne* erörtern.

72 Ebd. S. 50f.

73 Ebd. S. 52.

74 Ebd. S. 51.

,Glocke“⁷⁵ und schließlich ist der Schreiber selbst kein neutraler Beobachter der Geschehnisse, sondern körperlich bewegt und „berauscht“.⁷⁶ Endlich kulminieren aber auch diese Neuigkeiten in jenem Bezug, den Heine bereits als roten Faden der abendländischen Kulturgeschichte hervorgehoben hat: Dem Weiterleben der griechischen Götterwelt: „Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet sich, die alten Götter strecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit hastiger Verwunderung fragen sie: ‚was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was gibts Neues? dürfen wir wieder hinauf?‘“⁷⁷

Im Rahmen von Heines Modell der sich in der Geschichte antagonistisch gegenüberstehenden Größen Sensualismus und Spiritualismus gehen hier antike Götterwelt und revolutionäre Freiheit eine Allianz ein. In dem am Saint-Simonismus geschulten Freiheitsbegriff Heines kann die Revolution als eine umfassende verstanden werden, die auch den Körper aus der Knechtschaft der jüdisch-christlichen Askese befreit und den antik konnotierten Sensualismus wieder in sein Recht einsetzt.⁷⁸ Andererseits scheint im Lichte des ambivalenten Bezugs Heines zur griechischen Götterwelt hier auch ein Moment des Unheimlichen auf, insofern gerade das *Neue* wieder ein Einfallstor für die untoten *alten* Gestalten eröffnet. Reflektiert wird somit das Potential der Revolution zum ‚Aufbrechen‘ alter Vorstellungen im ambivalenten Doppelsinn des Wortes.

Aus der Perspektive der aktuellen Revolutionsereignisse wird so zwar mit den griechischen Götterfiguren ein revolutionäres Potential verbunden, gleichzeitig aber auch im aktuellen politischen Geschehen immer wieder das Fortwirken – oder die Gefahr des Fortwirkens – überkommener mythologischer und religiöser Muster erkannt, das sich auch an den bereits zitierten Stellen zeigt, an denen der Bericht über die Ereignisse der Juli-Revolution mit biblischer Sprache infiltriert wird. Heine versteht in den *Briefen aus Helgoland* diese Überlagerungsprozesse als kulturhistorische Dynamiken, will sie aber gleichzeitig durchbrechen, wie die Antwort auf die Frage der Götter nach einer möglichen Rückkehr zeigt: „Nein, Ihr bleibt unten in Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenosse zu Euch hinabsteigt [...] – ‚Wie heißt er?‘

75 Ebd. S. 52.

76 Ebd.

77 Ebd. S. 53.

78 Grundlegend dazu: Dolf Sternberger. *Heinrich Heine und die Abschaffung der Sünde*. Hamburg: Insel, 1972.

Ihr kennt ihn gut, ihn, der Euch einst hinabstieß in das Reich der ewigen Nacht [...].⁷⁹ Wie bereits in *Die Götter Griechenlands* wird die Rückkehr der alten Götter als nicht wünschenswert dargestellt und ihr endgültiges Verschwinden (hier: das aller Gottheiten) angestrebt.

Schließlich brechen die Nachrichten von der Juli-Revolution auch in den zu Beginn der *Briefe* aufgerufenen Topos des Dichtens als eines ruhigen und politisch abgewandten ein: „Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder was ich will, was ich soll, was ich muß...Ich bin der Sohn der Revolution“⁸⁰. Bemerkenswerterweise bedeutet dies allerdings nicht nur eine erneute Affizierung mit einem vormärzlichen Dichterbild, das „Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln“⁸¹ muss. Es bedeutet auch, sich ebenjenen Dynamiken wieder auszuliefern, die – um in Heines Bild zu bleiben – aus der Glut der Überlieferung die Wahrnehmung und Beschreibung der neuen Ereignisse speisen:

Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe [...] ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme! Vielleicht auch ganz toll.... Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenstrahlen ist mir einer ins Hirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in die See. Kein Wasser löscht dieses griechische Feuer.⁸²

Der Dichter wird hier erneut affiziert von dem, was er eigentlich hinter sich lassen wollte; einem vormärzlichen Bild des Dichters als Schlachtensänger (wie es Wilhelm Müller in seinen *Liedern der Griechen* gestaltet), verbunden mit der als tiefer liegenden Kraft der Antike, schließlich auch der biblischen Konnotation jeder Heilsbotschaft, auch jener der Revolution.⁸³ „Vergebens“ ist der Versuch, sich davon dauerhaft frei zu machen, die oben diskutierte

79 Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 4 (wie Anm. 59). S. 53.

80 Ebd.

81 Ebd. S. 36.

82 Ebd. S. 53f.

83 Diese erneute Affizierung bleibt in den *Briefen aus Helgoland* erhalten, auch wenn im letzten Abschnitt (*Neun Jahre später*) in der Rückschau die nicht eingelösten Versprechen der Juli-Revolution thematisiert werden. Ein revolutionäres Potential wirkt fort: „Das Volk hat nichts gewonnen durch seinen Sieg [...]. Aber seid überzeugt, wenn wieder die Sturmglocke geläutet wird und das Volk

Einschätzung aus den *Briefen aus Berlin* („das Griechenfeuer ist ziemlich erloschen“) ist über fünfzehn Jahre später gründlich revidiert worden: Der Griechenland-Bezug ist nicht zu löschen, nicht durch das Wasser der christlichen Taufe (die Götter werden lediglich verdrängt) und auch nicht im eigenen Schreiben durch bewusste Abwendung und Einführung anderer Perspektiven. Stattdessen zeigt die Lektüre der Heineschen Texte, dass der Bezug zum eigentlich zu überkommenden Hellenismus nach allen Lösungsversuchen immer wiederkehrt und von Heine als dem eigenen Schreiben unweigerlich inhärenter reflektiert wird. Heines Texte selbst werden so zu einem jener Schauplätze des Nachlebens der Antike, denen zugleich sein kulturgeschichtliches Erkenntnisinteresse gilt: „Und im Grunde erhielten sie [die schönen Wesen der griechischen Fabelwelt, Anm. E.K.] sich ja bei uns bis auf den heutigen Tag, bei uns, den Dichtern.“⁸⁴

Allerdings ist dieser „Erhalt“, wie die Lektüre der *Nordsee* und der *Briefe aus Helgoland* gezeigt hat, nicht im Sinne von Schillers zeitenthobener Konservierung zu denken, sondern vielmehr als ein Weiterwirken im Verborgenen, das den Mechanismen von Verdrängung und vermummter Wiederkehr gehorcht. In der Selbstbezeichnung als „heimlicher Hellene“⁸⁵ fasst Heine genau diese Dynamik ebenso wie die ambivalente Einstellung gegenüber einer Prägung durch das ästhetische Programm der deutschen Klassik und den damit zusammenhängenden emphatischen Bezug zur heidnischen Antike, die es aber in Richtung einer neuen Literatur zu überkommen gälte.

Heine zeigt, wie die vormärzlichen Entwürfe neuer Schreibformen von Altem und Überlebtem heimgesucht bleiben. Ebendiese Bewegtheit wird den als ruhend und überzeitlich konzipierten Werten der Klassik entgegengesetzt. Der Griechenland-Bezug wandelt sich dabei vom „solide[n]“, „marmor[n]e Götterbild“⁸⁶ zur gespenstisch dahinziehenden Gestalt. Die kulturelle Persistenz besteht in der Bewegung, den Prozessen von Verdrängung und Wiederkehr. In diesem Sinne nimmt bei Heine ein neuer Modus des Griechenland-Bezuges Gestalt an, wie er dann zu Beginn des

zur Flinte greift, diesmal kämpft es für sich selber [...]. Doch still, mein Herz, du verrätst dich zu sehr.“ Heine. *Sämtliche Schriften*. Bd. 4 (wie Anm. 59). S. 60.

84 Ebd. S. 49.

85 Ebd. S. 39.

86 Ebd. S. 41.

20. Jahrhunderts in den Theorien Sigmund Freuds und Aby Warburgs gearbeitet werden wird.⁸⁷

87 Vgl.: Sigrid Weigel. „Aby Warburgs ‚Göttin im Exil‘. Das ‚Nymphenfragment‘ zwischen Brief und Taxonomie, gelesen mit Heinrich Heine“. *Vorträge aus dem Warburg-Haus*. Bd. 4. Hg. Wolfgang Kemp u.a. Berlin: Akademie, 2000. S. 65-103; dies. [Hg.]. *Freud und Heine. Die Enden der Literatur und die Anfänge der Kulturwissenschaft*. Berlin: Kadmos, 2010; Waldmann: *Der verborgene Winkel* (wie Anm. 54).

Barbara Wagner (Baden-Baden)

Bayern in Hellas – Hellas in Bayern

Das Griechenlandbild unter König Ludwig I.

Man ist dermaßen griechisch in München, daß
man in Athen notgedrungen bayerisch sein muß.

Gérard de Nerval¹

Vor etwa zweihundert Jahren entflammte auch beim Thronfolger Ludwig von Bayern (1786-1868) die Graecomanie, die zuvor schon in England ausgebrochen war. Seit 1359 hatte Griechenland, die kulturelle Wiege Europas, seine Eigenständigkeit eingebüßt und nun brodelte es zu Beginn des 19. Jahrhunderts innerhalb der Bevölkerung. Die napoleonischen Kriegszüge durch Europa mit den wechselnden Allianzen und Brüchen ließen den Wunsch nach Befreiung wachsen, um Souveränität zurück zu erlangen. Die Nachwirkungen des Klassizismus mit seiner hellenistischen Ausrichtung trugen maßgeblich dazu bei, dass sich Kontinentaleuropäer auch außerhalb der Landesgrenzen der Freiheitsbewegung in vielfältiger Weise anschlossen.²

Bei König Ludwig I. von Bayern ging das Engagement für Griechenland so weit, dass er seinen zweitgeborenen Sohn Otto (1815-1867) als möglichen Regenten über das befreite Land ins Spiel brachte und auch durchsetzen konnte.³ Nicht nur auf politischer Ebene bezog Ludwig eine eindeutige

1 Zit. n. Raimund Wünsche. „Lieber hellenistischer Bürger als Erbe des Throns“. König Ludwig I. und Griechenland“. *Das neue Hellas. Griechen und Bayern zur Zeit Ludwigs I. Ausstellungskatalog Bayerisches Nationalmuseum München*. Hg. Reinhold Baumstark. München: Hirmer, 1999. S. 1-20, hier S. 16.

2 Gerhard Grimm. „We are all Greeks“. Griechenlandbegeisterung in Europa und Bayern“. *Das neue Hellas* (wie Anm. 1). S. 21-32, hier S. 23.

3 Im Mai 1832 entschieden in London die Großmächte Frankreich, Großbritannien und Russland über die monarchische Regierungsbildung in Griechenland. Vgl. Herbert W. Rott/Renate Poggendorf. „Carl Rottmann und der Zyklus griechischer Landschaften in der neuen Pinakothek“. *Carl Rottmann. Die Landschaften Griechenlands. Ausstellungskatalog „Zehn Tonnen Hellas. Carl Rottmanns Griechenlandzyklus“*. Neue Pinakothek München 2007. Hg. Bayerische

Position, auch im kulturellen und aufklärerisch gestimmten Bereich sorgte er im heimischen Bayern für eine Griechenlandrezeption, die innerhalb Europas als einzigartig gilt. Sie umfasst nicht nur eine eigens angelegte Sammlung von Kunstschätzen aus ersten Ausgrabungen, sondern auch neu errichtete Architekturen nach dem Vorbild Griechenlands. Selbst die zeitgenössische Malerei war in dieses Gesamtkonzept miteinbezogen.

Im Folgenden wird zu untersuchen sein, welche Ausmaße die Griechenlandbegeisterung König Ludwigs I. annahm. Dabei konzentriert sich die Betrachtung auf die bis heute sichtbaren Zeugnisse des bayerischen Philhellenismus als Manifestationen eines vom König geprägten Griechenlandbilds. Im ersten Schritt wird das größtenteils von Leo von Klenze (1784-1864) umgesetzte Bauprogramm betrachtet; anschließend widme ich mich den griechischen Motiven von Carl Rottmann (1797-1850), einem Bildungszyklus, der ursprünglich 38 Motive umfassen sollte.

I. Über Italien nach Griechenland

Begonnen hatte die Griechenlandbegeisterung des jungen Ludwigs in Italien. Seine erste Reise im Jahr 1804 führte nach Venedig, wo ihn die Marmorskulptur der Hebe von Antonio Canova (1757-1822) bezauberte. Sie galt als Inbegriff der nach klassischem Vorbild der Antike neu geschaffenen Kunst. Maßgeblich hatten die beiden Autoren James Stuart (1713-1788) und Nicholas Revett (1720-1804) mit ihrer 1762 erschienenen Schrift *Antiquities of Athens and Other Monuments of Greece* zahlreiche englische Reisende nach Italien geführt. Von weitaus größerem Einfluss war jedoch die Publikation *Geschichte des Alterthums* aus dem Jahr 1764 von Johann Joachim Winckelmann (1717-1768). Beide Bücher befanden sich in der Bibliothek des Kronprinzen, der sich in einer intensiven Lektüre mit den analytischen Auseinandersetzungen über die (griechische) Antike befasste. Dies war letztlich ausschlaggebend für das Anlegen einer Sammlung antiker Fundstücke.

Als eine erste bayerische Reisegruppe 1810 Griechenland erreichte, gelangten bald darauf die Giebelskulpturen der Aegineten nach München. Carl Haller von Hallenstein (1774-1817) und Charles Robert Cockerell

Staatsgemäldesammlungen. Ostfildern: Hatje Cantz, 2007. S. 13-123, hier S. 27.

(1788-1863) hatten mit ersten Ausgrabungen begonnen. Johann Martin von Wagner (1777-1858), der mit den beiden Forschern reiste, erhielt von Ludwig den Auftrag, Objekte zu erwerben: „Wir müssen auch zu München haben, was zu Rom museo heißt“⁴, so lautete die Weisung des Kronprinzen.

Bald darauf konkretisierten sich die Pläne für ein „Isar-Athen“, das mit seinen architektonischen Neuheiten den Münchnern die griechische Kultur näher bringen sollte. Da er bei seinem Vater, König Maximilian I. Joseph (1756-1825), auf wenig Verständnis stieß, legte Ludwig seine Sammlung im Geheimen an. Doch blieben die Aktivitäten nicht lange verborgen. So soll sich Maximilian leicht abfällig über seinen Sohn geäußert haben: „Mein verrückter Sohn will wieder, dessen bin ich sicher, Geld ausgeben, um altes Zeug zu kaufen, und er hofft, dadurch Griechen und Römer aus dieser Rasse von Bierbäuchen zu machen, die er eines Tages zu regieren hat.“⁵

Aus seinem Privatvermögen und indem er sich verschuldete, bezahlte Ludwig I. mehrere Bauprojekte, die im Kontext seiner Griechenlandbegeisterung und dem Wunsch nach Vermittlung von Wissen standen. So bildete die Ruhmeshalle 1809 den gedanklichen Auftakt. Zu diesem Zeitpunkt ließ Ludwig ein Verzeichnis der bedeutendsten bayerischen Persönlichkeiten anlegen, die in der Ruhmeshalle gewürdigt werden sollten. Der von Leo von Klenze konzipierte Bau war 1853 eingeweiht worden. Noch bevor der Standort für die zu ehrenden Bayern gewählt war, schrieb Ludwig 1814 einen Ideenwettbewerb für eine weitere Ruhmeshalle für „rühmlich ausgezeichnete Teutsche“ aus, die Walhalla in Regensburg, oberhalb der Donau gelegen. Wiederum war es Klenze, der mit dem Bau der Ställe in Form eines griechischen Tempels beauftragt wurde. Nur ein Jahr später begannen die Bauarbeiten für die Gestaltung des Königsplatzes nach Plänen von Karl von Fischer (1782-1820), der ab 1815 mit der Glyptothek für die Sammlung antiker griechischer und römischer Skulpturen den ersten Bau errichtete. Später folgten das Museum für antike Kleinkunst und die Propyläen als Torbau des Bezirks der Heiligtümer am Königsplatz. Dieses Gebäudeensemble nahm sich Athen zum Vorbild.

4 Zit. nach Raimund Wünsche. „Antiken aus Griechenland – Botschafter der Freiheit“. *Die erträumte Nation. Griechenlands Wiedergeburt im 19. Jahrhundert*. Hg. Reinhard Heydenreuter/Jan Murken/Raimund Wünsche. München Biering und Brinkmann, 2. Aufl.1995, S. 9-46, hier S. 22.

5 Ebd., S. 27.

Durch diesen kurzen Überblick wird deutlich, wie intensiv Ludwig die Gestaltung Münchens übernahm und dabei Bauten im hellenistischen Stil bevorzugte. Zeitgleich wuchs in den deutschen Fürstentümern der Drang nach einem eher patriotisch orientierten Stil. Die Gotik wurde hierzu herangezogen, die Wiederaufnahme der Bauarbeiten am Kölner Dom steht stellvertretend für die Deutschromantik und den Blick zurück in die Vergangenheit. In Bayern gab es andere Pläne. Die Auswirkungen der Aufklärung, die Vermittlung der Kultur der Antike und die Romantik Arkadiens standen der allgemeinen Deutschtümelei entgegen. Die Finsternis des Mittelalters traf auf die Erleuchtung durch die Antikenrezeption.

Nicht nur im Gebäudeinneren legte man Wert auf die aufklärerischen Aspekte, auf die Belehrung durch Anschauung. Auch die Gestaltung des Baukörpers und der Fassaden war ein Bestandteil des Bildungsprogramms. Ob die Kapitelle der Säulen dorische, ionische oder korinthische Verzierungen tragen, ist inhaltlich bestimmt. Gerade am Königsplatz treffen die wichtigsten Stilmerkmale aufeinander: Der Torbau der Münchner Akropolis mit seinem Festungscharakter ist schlicht gehalten. Dorische Kapitelle stützen den flach gezogenen Portikus, der von zwei Wehrtürmen nach eher ägyptischem Vorbild flankiert wird. Programmatisch bezieht sich der Bau auf den griechischen Freiheitskampf.

Bei der Glyptothek zieren ionische Kapitelle das Haus der seit 1804 zusammengetragenen Antikensammlung. Das Bildprogramm der Nischen zeigt Skulpturen als Verkörperungen der Künste und Wissenschaft. Athena als Beschützerin der Künste dominiert den von Johann Martin von Wagner konzipierten Figurenfries des Giebels. Der Museumsbau auf der gegenüberliegenden Seite nimmt zur Förderung der Bildung den höchsten Rang innerhalb des Ensembles ein und ist deshalb mit einem dreistufigen korinthischen Kapitell verziert. Im Giebelrelief nach einem Entwurf von Ludwig von Schwanthaler (1802-1848) beschützt die Figur der Bavaria die Künste. Sie wird Athena somit gleichgestellt. Um Zugang zu den Künsten zu erlangen, muss der Besucher zunächst viele Stufen erklimmen. Der sonst in der Fassadengestaltung schlicht gehaltene Bau räumt den darin dargebotenen Künsten die größere Wertschätzung ein.

Um ein solches Programm aufzunehmen und stilgerecht umzusetzen, war mehr als nur die Lektüre einschlägiger literarischer Rezeptionen notwendig. In Ludwigs Bibliothek befanden sich zwar die bedeutendsten Schriften, doch waren auch Reisen und die unmittelbare Betrachtung der Kunst unerlässlich.

II. Reisen bildet

Noch bevor Ludwig selbst 1834 nach Griechenland reiste, beauftragte er Carl Rottmann in das Land seiner Sehnsucht aufzubrechen. Mit dem griechischen König Otto war bereits Peter von Hess (1792-1871) unterwegs, um dessen feierlichen Empfang in Athen zu dokumentieren. Mehrere monumentale Gemälde waren erst Jahre später ausgeführt und nach der Fertigstellung der Pinakothek dort ausgestellt. Lithografie-Zyklen nach dem Vorbild der Gemälde sollten für eine weite Verbreitung der Ereignisse sorgen.⁶

Als Carl Rottmann vermutlich im Herbst 1832 – ein genaues Datum ist nicht bekannt – von König Ludwig I. den Auftrag erhielt, nach Griechenland zu reisen, war geplant, einen Wandbildzyklus für die Arkaden des Münchner Hofgartens fortzuführen, der seinen Auftakt mit 28 Motiven von Italien genommen hat. Dabei sollte sich der Künstler insbesondere den Landschaftsdarstellungen widmen. Es ging nicht darum, besonders male-riche Ansichten mit romantischer Staffage zu komponieren, sondern um das Abarbeiten eines zuvor festgelegten Bildprogramms. Da dieser Auftrag einer deutlich anderen Intention folgt als die von Peter von Hess ausgeführte Dokumentation der Ereignisse rund um die Übernahme König Ottos, wird Rottmanns Griechenlandzyklus im Folgenden genauer betrachtet.

Zwischen Beauftragung und Abreise des Hofmalers legte der König – vermutlich in Beratungen mit Leo von Klenze – das zu erarbeitende Bildprogramm fest⁷, für das dem Künstler und einem Assistenten zwölf Monate Reisezeit zum Anfertigen von Skizzen und Studien zugestanden wurde. Angesichts der Kürze der Zeit, die wohl aus Kostengründen strikt einzuhalten war, bestimmte das Reiseprogramm die Auswahl der Motive. 38 Wandfresken in den Kolonnaden des Hofgartens mit verschiedenen Landschaftsmotiven sollten der heimischen Bevölkerung einen Eindruck von den Besonderheiten Griechenlands vermitteln. Aufgrund seiner in Italien gesammelten Erfahrung durfte Rottmann selbst entscheiden, welche Landschaftsabschnitte das gestellte Thema veranschaulichen könnten.

Der Auftrag stellte Rottmann vor logistische Probleme. Da keine intakte Infrastruktur für Reisen innerhalb Griechenlands existierte, musste er sich auf beschwerliche Wege einstellen. Zu dem ihm auferlegten Programm gab es darüber hinaus noch keine Bildkonvention für die griechischen

6 Rott/Poggendorf: *Carl Rottmann* (wie Anm. 3), S. 29ff.

7 Ebd., S. 37.

Landschaften. In Italien existierten durch die zahlreich reisenden Maler tradierte Standorte, die sich besonders gut eigneten, eine ideale Ansicht von Sehenswürdigkeiten und Landschaften anzufertigen. In Griechenland hatte der Künstler weitgehend Neuland zu betreten. Gemeinsam mit seinem Assistenten, dem Zeichner Ludwig Lange (1808-1868), startete Rottmann im August 1834 von München aus und bereiste das Land, konnte jedoch nicht alle Regionen, die als Motiv gewünscht waren, aufsuchen. Am 12. Oktober 1835 kehrte er alleine zurück. Lange war noch einige Zeit als Zeichenlehrer in Athen geblieben.⁸

III. Der Griechenlandzyklus

Stellvertretend für die Auswirkungen des Philhellenismus auf die verschiedenen Künste am Münchner Hof zeigt gerade der Griechenlandzyklus die einzigartige Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart. Die Architekturen des Klassizismus hatten bereits im 18. Jahrhundert weiträumig innerhalb Europas und auch in den USA eine eigene Interpretation der Baukunst erfahren. Über viele Jahrzehnte hatte sich ein Formenkanon ausgebildet, auf den Baumeister zurückgreifen konnten, ohne jemals einen griechischen Tempel im Original gesehen zu haben. Ein Bezug zur Gegenwart war meist nur im Figureschmuck enthalten, wie dies bereits für die Giebelgestaltung mit der Figur der Bavaria am Königsplatz vorgestellt wurde.

Eine Annäherung an Griechenland durch die Malerei stellte eine neue Herausforderung dar. Vieles von dem, was heute als Sehenswürdigkeit gilt, lag zum Zeitpunkt von Rottmanns Reise noch im Verborgenen. Erst Heinrich Schliemann (1822-1890) und weitere Antikenforscher legten nach und nach Ruinen und Überreste frei, bauten sie fragmentarisch wieder auf und konnten somit weiteren Forschungen und Rezeptionen eine Basis bieten. Zudem stellte sich bei der Anfertigung von Landschaftsbildern mit historischem Bezug die Frage nach der Darstellungsart.

Sollten die Abschnitte romantisch oder symbolisch interpretiert werden? Bei einer romantischen Bildauffassung würde sich die Gegenwart auf die Gestaltung auswirken. Die in Italien praktizierte romantische Landschaftsmalerei zu Beginn des 19. Jahrhunderts war zwar teilweise bestrebt, die Schäferpoesien Arkadiens antikisch auszulegen. Dennoch lag der Schwerpunkt in

8 Ebd., S. 36.

der Darstellung des Naturgefühls und nicht in der aufklärerischen Vermittlung von Inhalten über Allegorien. Die Landschaftsmalerei brachte Empfindungen vor der Natur zum Ausdruck, sollte dem Betrachter die Erhabenheit der Schöpfung nahebringen.⁹ Was in Italien praktiziert werden konnte, erforderte in Griechenland eine gänzlich andere Herangehensweise.

Was Carl Rottmann in Griechenland vorfand, waren meist karge Landschaftsstriche und spärliche Tempelruinen, die die Zeit hatten überdauern können. Würde er sich auf die Darstellung dessen beschränken, was er vorfindet, könnte er in weiten Teilen nur Tristesse festhalten. Mit diesen Ergebnissen würde sich der König jedoch nicht zufrieden geben. Der Bildungsgedanke und die Legitimation des auch für das bayerische Volk kostspieligen Griechenlandsinsatzes erforderten mehr als Abbildungen von Landschaften ohne die Zeugnisse der einstigen Hochkultur, auf die man sich ja berief. Rottmann konnte jedoch keine Ruinen in die Bilder hineinerfinden. Dies erschwerte die zu treffende Auswahl an möglichen Motiven. Deren Anzahl war durch die Arkadenbögen am späteren Aufstellungsort vorgegeben. Die wichtigsten Orte, die es aufzusuchen galt, ergaben sich aus der Historie. Wegen der Kürze der ihm zur Verfügung gestellten Zeit konnte Rottmann nur Skizzen und Aquarelle anfertigen, Farben bestimmen und versuchen, eine Grundstimmung einzufangen. Überlegungen zur späteren Ausfertigung und die Konzeption des Zyklus mussten warten.

Laut Kassenbüchern sind 56 Aquarelle aufgelistet, die Carl Rottmann nach seiner Rückkehr aus Griechenland angefertigt hatte und die zu je 160 Gulden von Ludwig I. erworben wurden.¹⁰ Dieser Kanon an Entwürfen bildete die Entscheidungsgrundlage für die weitere Ausarbeitung der Wandgemälde. Rottmann führte zwischen 1838 und seinem Tod im Jahr 1850 insgesamt 23 Wandgemälde¹¹ aus. Wegen seiner angegriffenen Gesundheit und

9 Christoph Heilmann. „Stimmungslandschaft und Symbollandschaft“. *Deutsche Romantiker. Bildthemen der Zeit von 1800 bis 1850. Ausstellungskatalog Kunst-halle der Hypo-Kulturstiftung*. Hg. Christoph Heilmann. München: Hirmer, 1985. S. 149-153, hier S. 149.

10 Rott/Poggendorf. *Carl Rottmann* (wie Anm. 3). S. 43f.

11 Heute sind noch 14 Gemälde erhalten und im Rottmann-Saal der Neuen Pinakothek in München zu sehen. Die Bombardierungen Münchens während des Zweiten Weltkriegs hatten auch die Pinakothek und den Rottmann-Saal in Mitleidenschaft gezogen. Nicht alle Bilder konnten schnell genug von den Wänden entfernt werden und wurden so stark zerstört, dass eine Restaurierung nahezu unmöglich scheint.

der außergewöhnlichen Aufgabenstellung konnte er nicht schneller arbeiten und hatte mehrmals um Reduktion des Gesamtauftrags gebeten. Inzwischen war man auch vom Ausstellungsort abgekommen und wählte stattdessen die Pinakothek als geschützten Raum.

IV. Griechenland in Bildern

Neben den vom Auftraggeber geforderten Aquarellen als Entwürfe für die auszuführenden Wandarbeiten fertigte Carl Rottmann weitere kleinformatige Studien und Ölgemälde an, die er in den Salons ausstellen und auch verkaufen konnte. Über die kleineren Formate näherte er sich dem Motiv an, bis sich die Bildformel verfestigt hatte. Oft experimentierte er mit Lichtveränderungen, um die Wirkung des Lichts auf die dargestellte Stimmung zu studieren. Noch immer war die Kunst der Landschaftsmalerei auf das emotional berührende Moment ausgerichtet, selbst wenn es galt, einen Bildungsauftrag zu erfüllen. Gerade über das Licht lassen sich besonders intensiv Stimmungen vermitteln und Rottmann wusste dies für seine Arbeit zu nutzen. Während er in der frühen Phase der Ausführungen die Landschaften als topografisch genaue Ansichten detailgetreu wiedergab, schienen ihn später die meteorologischen Phänomene mehr zu interessieren. Sein Duktus wirkt freier und spontaner. Ob dieser Wandel der vorangeschrittenen Zeit geschuldet ist, mit der die Erinnerungen allmählich verblassten, oder einem künstlerischen Stilwandel, ist an dieser Stelle nicht zu klären.

Um die kargen Landstriche auf den Bildern zu beleben, setzte Rottmann sehr sparsam Staffagefiguren ein, deren Kostümierung historisierend, bisweilen auch folkloristisch wirkt. Nie nähert er sich innerhalb der Bildserie in der Art der Darstellung der Antike als Staffage. Nicht selten sind nur Tiere als belebendes Element auf den Gemälden auszumachen. Mit diesem Kunstgriff entzieht er der Darstellung jede Basis einer zeitlichen Einordnung. Auch besiedelte Orte, deren Namen mit der Historie und antiken literarischen Überlieferungen in Verbindung stehen, rückte er in den Bildkompositionen so weit in den Hintergrund, dass deren Architekturen im Einzelnen nicht mehr erkennbar sind. Im Vordergrund steht die Landschaft mit einem panoramatischen Ausblick in die Bildtiefe. Selbst das 1839 fertiggestellte Wandbild von Olympia kann nichts von den Sehenswürdigkeiten, die wir heute aufsuchen, vorweisen. Bäume, Sträucher, Felsen und Bergketten bestimmen die Darstellung, ein Hirsch und drei Rehe rasten an einem schmalen

Wasserlauf. In seinen Kommentierungen, die nach Rottmanns Tod den Bildern beigegeben wurden, erläutert Ludwig Lange 1854 die dargestellte Situation in Olympia:

Die friedliche, in sich abgeschlossene Heiterkeit der Physiognomie, wie sie jenen das Griechenvolk charakterisierenden und seinem inneren Frieden entblühenden Spielen entspricht, ist ihr geblieben, nur statt der Menschen bunter Menge sehen wir nun ungestört des Waldes heimische Bewohner hier eingekehrt. Baureste sind in dem Bilde keine zu sehen; sind doch die Trümmer des Olympischen Tempels bis auf wenige Spuren verschwunden.¹²

Nicht nur in Olympia lagen die Trümmer noch im Verborgenen. Sparta, Marathon, Salamis – allesamt Orte, die aus der Geschichtsüberlieferung bekannt waren, hatten von ihrem einstigen Glanz nichts mehr aufzuweisen. Im Gegensatz zum Forum Romanum in Rom und den seit Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgten Ausgrabungsarbeiten am Herculaneum und in Pompeji lagen die Forschungsarbeiten in Griechenland noch in der Zukunft.

Mit der Konzentration auf das, was Rottmann an den verschiedenen Orten tatsächlich vorfinden konnte, waren jedoch keine Bilder zu schaffen, die einen Eindruck von der Bedeutung der Historie schilderten. Insofern mussten der Auftrag und damit auch der Plan des Königs scheitern. Die Idee der Anknüpfung an die antike Tradition in politischer und kultureller Hinsicht erwies sich bald schon als eine Illusion, der nicht nur König Ludwig I. 1848 durch Abdankung zum Opfer fiel. Auch sein Sohn Otto musste 1862 Griechenland glücklos und nicht ganz freiwillig verlassen und abdanken.

Der Versuch, sich nach der Französischen Revolution als Regent von Gottes Gnaden in Einheit mit der Aufklärung nach antikem Vorbild gegen die liberalen Strömungen der Zeit zu behaupten, ging nicht auf. Hungernde Bauern und Handwerker ließen sich durch prachtvolle Bauten und Öffnung der Schatzkammer zum Betrachten von Kulturgütern nicht besänftigen. Am bayerischen Hof hatten die Kunstbeflissenheit und der Philhellenismus Ausmaße angenommen, die als letztes Aufbäumen gegen die Neuerungen der Zeit gelten können. Parallel zur einsetzenden Industrialisierung – immerhin fuhr die erste Eisenbahn zwischen Fürth und Nürnberg auf fränkischem Territorium! – schienen die Hinwendung und geradezu schwärmerische Verehrung Griechenlands anachronistisch. Bei näherer Betrachtung wird jedoch

12 *Carl Rottmann* (wie Anm. 3). S. 148.

deutlich, dass der Philhellenismus in Bayern zwar unter dem Deckmantel der Aufklärung weit um sich griff, aber eher von innenpolitischen Problemen ablenkte – eine Vorgehensweise, die auch in der heutigen Politik, wenn auch mit anderen Ausmaßen, zu beobachten ist.

Rottmanns Bilderzyklus kann dies auf eindrückliche Art und Weise veranschaulichen, wenn er nicht nur dem König, sondern gleich auch dem Volk, für das diese Serie anzufertigen war, die Leere der Landschaft und den Verlust der historischen Glorie vor Augen führt. Drastischer hätte er nicht äußern dürfen, was die Schwärmerei tatsächlich einbringt. Getragen von der künstlerischen Freiheit, Landschaften auf dem Malgrund zu komponieren, betonte er innerhalb der Serie einzelne Partien wie Bergketten oder eine dramatische Brandung an der Küste. Über den Tiefensog und dramatische Wolkenformationen wie bei der Darstellung von Marathon gelang es Rottmann, die Leere der Landschaft zu überspielen. Was er letztlich zum Vorschein bringt, ist der Sieg der Natur über die Kultur – und sei es auch die viel beschworene Antike!

Frank Hethey (Bremen)

„Homers Volk – ist Homers Schande geworden“

Harro Harring – ein unbequemer Philhellene

Von Griechenland wollte Harro Harring kurz nach seiner Rückkehr nichts mehr wissen. Mit großen Erwartungen war der junge Philhellene im Oktober 1821 aus Schleswig-Holstein in das vermeintliche Kampfgebiet aufgebrochen und nach gerade einmal zwei Wochen wieder umgekehrt, ohne einen einzigen Schuss abgefeuert zu haben. Tief enttäuscht äußerte sich der damals 23-Jährige über die angetroffenen Verhältnisse. „Krieg war nicht da, sondern ein Poßenspiel der Türkischen u[nd] Griechischen Bauern“, berichtete er im April 1822 aus Italien in die Heimat. „Kein organisirtes Militair auf ganz Morea, u[nd] keine Aussicht, sondern die gänzliche Unmöglichkeit, daß sich das Volk je organisiren lasse.“¹ Mit dem griechischen Befreiungskampf schien der spätere Berufsrevolutionär ein für allemal abgeschlossen zu haben, ja er vermittelte sogar den Eindruck, gründlich kuriert zu sein von jeglichem jugendlichen Drang nach Weltverbesserung:

Ich bin nun also wieder in dem alten Gleise, und, was auch dieses halbe Jahr mir gebracht hat, so ist es das reichhaltigste meines Lebens und nie werde ich bereuen nach Hellas gezogen zu seyn, nie aber auch die Wunden verschmerzen die die Täuschung einer so hohen, herrlichen Idee wie das Aufleben des gesunkenen Volkes dort, mir geschlagen.²

Angesichts solcher harschen Urteile muss es überraschen, dass sich Harring nur wenige Jahre später plötzlich als philhellenischer Theaterdichter profilierte. Dazu trug vor allem sein Erfolgsstück *Die Mainotten* bei, mit dem er Mitte der 1820er Jahre das Münchener Publikum begeisterte. Einen nachhaltigen Eindruck hinterließen auch seine Schilderungen der griechischen Zustände im 1828 publizierten *Rhonghar Jarr*, einer Mischung aus Reise-, Entwicklungs- und Abenteuerroman mit stark autobiografischen, bekenntnishaften Zügen. Gerade in diesem Werk lernen wir Harring aber auch von

1 Harro Harring an Heinrich Todsen, Rom, 9.4.1822, Nachlass Harro Harring, Landesbibliothek Kiel.

2 An Todsen, 9.4.1822 (wie Anm. 1).

einer ganz anderen Seite kennen, nämlich als schonungslosen Kritiker der sogenannten Neugriechen.³ Da spricht er von den „verderbten Griechen“⁴, geißelt mangelnde Kampf-moral, Niederträchtigkeit und Selbstsucht. Ein merkwürdiger Zwiespalt: Ergeht er sich als Verfasser der *Mainotten* noch in Lobeshymnen über den griechischen Freiheitskampf, so rechnet er nun mit den Griechen als verrohtes und entartetes Volk ab. Ein schwer verständlicher Widerspruch auch deshalb, weil Harring als Fluchthelfer seine bürgerliche Existenz für einen prominenten Griechen aufs Spiel setzte. Hatte er doch nach eigenem Bekunden im Herbst 1827 und damit unmittelbar vor Abfassung des *Rhonghar Jarr* versucht, den in der Festung Theresienstadt inhaftierten Freiheitshelden Fürst Alexander Ypsilantis zur Freiheit zu verhelfen.⁵ Das wiederum steht im eklatanten Gegensatz zu seinen Sympathiebekundungen für die Türken: Völlig unvermittelt begegnet er uns in der Erzählung *Die Insel Sphagia* von 1823 als scharfer Kritiker ‚ethnischer Säuberungen‘⁶ durch die Griechen.

Wie sind solche Diskrepanzen zu erklären? Ganz sicher nicht mit wechselnden Ansichten in verschiedenen Lebensphasen. Brachte Harring doch *Die Mainotten* und *Die Insel Sphagia* nahezu zeitgleich zu Papier und veröffentlichte sie auch im selben Jahr. War Harring also beides zugleich, ein Griechen- und ein Türkenfreund, ein Philanthrop? Oder handelte er als philhellenischer Dichter womöglich gegen die eigenen Überzeugungen? Bediente er mit seiner pro-griechischen Dichtkunst nur den Publikums-geschmack, ohne wirklich an seine eigenen Worte zu glauben? Oder greifen solche Ansätze zu kurz, muss man tiefer schürfen, um eine einleuchtende

-
- 3 Harring lehnte den Begriff „Neugriechen“ als Wortschöpfung zur Diffamierung des Freiheitskampfes ab. Damit habe ganz bewusst die Verbindung zu den Altgriechen der Antike gekappt werden sollen. Vgl. Harro Harring, *Rückblicke auf ein halbes Jahrhundert*. Manuskript o. J. [1855], Landesbibliothek Kiel. S. 214.
 - 4 Harro Paul Harring, *Tragikomische Abenteuer eines Philhellenen*. Hg. Heinrich Conrad. 3. Aufl. Stuttgart: Lutz, o. J. S. 237.
 - 5 Vgl. Ulrich Schulte-Wülwer, „Die literarische Verarbeitung des griechischen Freiheitskampfes – Harro Harring als Theaterdichter 1822-1828“. *Mitteilungen der Harro-Harring-Gesellschaft* 4/5 (1985/86): S. 4-40.
 - 6 Dem Verfasser ist bewusst, dass der Begriff ‚ethnische Säuberungen‘ zumeist erst für entsprechende Vorgänge im 20. Jahrhundert verwendet wird. Da die griechischen Maßnahmen aber Massaker an der türkischen Bevölkerung und deren Deportation beinhalteten, erscheint die Begrifflichkeit gerechtfertigt.

Antwort zu erhalten? Gibt es vielleicht sogar eine Erklärung, die scheinbar gegensätzliche Aspekte unter einen Hut bringen kann?

In der Harring-Forschung gibt es auf diese Fragen keine befriedigende Antwort. Und zwar in der Hauptsache deshalb, weil sie nie gestellt worden sind. Dabei hat schon die ältere Harring-Literatur die griechen-kritische Haltung im *Rhonghar Jarr* keineswegs ignoriert. Im Gegenteil: Es wurde ihr mitunter sogar sehr viel Raum gewidmet.⁷ Umso merkwürdiger, dass Harrings Griechenschelte niemals in Beziehung zu seinen philhellenischen Dichtungen gesetzt worden ist. Die Frage nach der Vereinbarkeit von Griechenlob und Griechentadel hat in der Harring-Forschung bis heute keine Rolle gespielt. Selbst der ausgewiesene Harring-Kenner Ulrich Schulte-Wülwer verzichtet auf jeglichen Erklärungsversuch in seiner ansonsten sehr detaillierten Untersuchung über Harrings Verarbeitung des griechischen Freiheitskampfes. Ähnlich verhält es sich mit Harrings Sympathiebekundungen für die Türken, auch die sind in der Forschung völlig unbeachtet geblieben. Bei Schulte-Wülwer liest es sich sogar so, als sei *Die Insel Sphagia* als pro-griechisches Werk zu verstehen.⁸

Die mangelnde Sensibilität für die Ungereimtheiten in Harrings philhellenischen Bestrebungen und Bekenntnissen geht einher mit auffallenden Defiziten in der Quellenarbeit. Das gilt sowohl für seine umfangreiche und weit verstreute Korrespondenz als auch für diverse Manuskripte und seine gedruckten Werke. Halbwegs verständlich ist das noch im Falle seiner niemals vollendeten, nur als schwer leserliches Manuskript erhaltenen Memoiren *Rückblicke auf ein halbes Jahrhundert*. Befremdlich mutet diese Zurückhaltung indessen bei einem kaum berücksichtigten Exkurs über die Vorgeschichte des griechischen Unabhängigkeitskrieges an, dem *Fragment über die Griechische Insurrection*. Nur ein einziges Mal findet das *Fragment* eine knappe Erwähnung in einer Fußnote.⁹ Und das, obwohl Harring diese fast 20-seitige Analyse der griechischen Verhältnisse als Anhang zum breit rezipierten *Rhonghar Jarr* veröffentlicht hat. Wenn das *Fragment* dennoch keine Beachtung gefunden hat, so vermutlich aus einem relativ banalen Grund: Bei der Auswertung des *Rhonghar Jarr* hat sich die Forschung zumeist auf den rudimentären, nur die Griechenepisode umfassenden

7 Vgl. Thusnelda Kühl. *Harro Harring, der Friese*. Glückstadt 1906. S. 59-75.

8 Schulte-Wülwer. „Harring als Theaterdichter“ (wie Anm. 5). S. 6.

9 Richard Frankenber. *Harro Harring als politischer Dichter*. Maschinenskrift. Münster o. J. [1926]. S. 11.

Nachdruck ohne das *Fragment* gestützt.¹⁰ Dieser Fall ist symptomatisch für eine häufig anzutreffende Unkenntnis der dramatischen und erzählerischen Produktion Harrings. Oft genug begnügen sich seine Biografen mit der bloßen Wiedergabe bibliografischer Daten, ohne die inhaltliche Ausrichtung hinreichend zu überprüfen. Ein Manko, das auch für seine philhellenische Phase gilt. Mitunter scheint noch nicht einmal genau bekannt zu sein, in welchen Werken Harring den griechischen Befreiungskampf überhaupt verarbeitet hat. Es liegt auf der Hand, dass unter solchen Umständen auch das Urteil über ihn als Philhellene schief ausfallen muss.

I. Harrings politische Dichtungen in der Tradition Theodor Körners

Um Harrings Haltung gegenüber den Griechen und ihrem Befreiungskampf auszuloten, bietet sich ein Blick auf die chronologische Abfolge der Ereignisse an. Dabei geht es um seine persönliche Entwicklung als Philhellene und die Frage, wie sie sich in seinem Werk und seinen Aktionen niederschlug. Nur so scheint es möglich, nähere Aufschlüsse über die Hintergründe seiner divergierenden Ansichten zu gewinnen.

Von der Welle der Griechenbegeisterung wurde Harring im Frühjahr 1821 in Kopenhagen erfasst, also unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Proklamation des Fürsten Ypsilantis.¹¹ Wann sich Harring indessen zur Beteiligung am griechischen Freiheitskampf entschloss, ist nicht eindeutig festzustellen. In den *Rückblicken* behauptet er, die dänische Hauptstadt schon mit diesem Vorsatz verlassen zu haben.¹² Doch seinen brieflichen Äußerungen bis August 1821 ist nichts dergleichen zu entnehmen. Zu diesem Zeitpunkt hielt er sich bei seinem älteren Bruder Martin und seiner Mutter in Dithmarschen auf. Über seine Gründe für den Aufbruch von dort nach Griechenland berichtete er acht Monate später seinem Mentor Heinrich Todsen: „Neu kam jene Sache und der Blitz zündete in voller Stärke.“¹³ Mit „jener Sache“ waren mit einiger Sicherheit die Aufrufe zur Bildung von freiwilligen Hilfseinheiten zur militärischen Unterstützung der bedrängten Griechen gemeint. Auch im nahen Hamburg gab es Bestrebungen, eine „Deutsche

10 Vgl. Harring, *Tragikomische Abenteuer* (wie Anm. 4).

11 Harring, *Rückblicke* (wie Anm. 3), S. 202.

12 Ebd. S. 223.

13 An Todsen, 9.4.1822 (wie Anm. 1).

Legion“ nach Griechenland zu entsenden.¹⁴ In seinen Memoiren berichtet Harring, der Initiator Carl Wilhelm Dannenberg habe ihn bei einem persönlichen Gespräch von den restriktiven Maßnahmen der Behörden in Kenntnis gesetzt.¹⁵ Doch das konnte ihn nicht aufhalten, Harring machte sich auf eigene Faust auf den Weg.

Sehr wahrscheinlich empfand er den Appell zur Hilfe für die Griechen auch deshalb als attraktiv, weil sich dadurch ein eleganter Ausweg aus seiner Orientierungslosigkeit bot. Schon lange haderte er mit sich selbst über seine berufliche Zukunft. Harring schwankte zwischen der Fortsetzung seines Kunststudiums und dichterischen Ambitionen, unmittelbar vor seinem Aufbruch wollte er sich sogar wie sein Bruder der Theologie widmen. Eine ebenso große Rolle dürfte sein Idealismus gespielt haben, seine rigoreuse Anwendung moralischer Prinzipien. Schon in seinen frühen Gedichten hatte er sich in die Tradition des Dichters Theodor Körner gestellt, der erst Kampflieder gegen Napoleon verfasst hatte und dann als Freiwilliger in den Befreiungskriegen gefallen war.¹⁶ Nun eröffnete sich ihm die Gelegenheit, diesem Beispiel nachzueifern. „Zu handeln wie ich mich in Worten ausgesprochen hatte, stand ich bereit, nachdem ich einsah, daß nur durch die That dem Worte Recht verliehen wird“¹⁷, schrieb er an Todsén.

Harrings Begeisterung kannte zunächst keine Grenzen. Schon im Sommer hatte er seine ersten Griechenlieder veröffentlicht und verfasste auf dem Weg nach Griechenland noch weitere pathetische Kampfgedichte, die durch eine deutsche Gazette in Hamburg verbreitet wurden.¹⁸ Doch schon bald erhielt sein Enthusiasmus einen ersten Dämpfer. Hellauf empört berichtete

14 Thodoris Vlachodimitris. „Philhellenische Stimmen aus Hamburg während des griechischen Befreiungskampfes von 1821“. *Die Rezeption der Antike und der europäische Philhellenismus*. Hg. Evangelos Konstantinou. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1998. S. 365-392, hier S. 372.

15 Harring. *Rückblicke* (wie Anm. 3). S. 232.

16 Vgl. die Gedichte „Körner, Leyer und Schwert“ und „Den Manen Theodor Körners“. Harro Harring. *Blüthen der Jugendfabrt*. Copenhagen: Noer, 1821. S. 11 u. S. 55-57.

17 An Todsén, 9.4.1822 (wie Anm. 1). Diese Wendung findet sich in zahlreichen autobiografischen Auslassungen wieder.

18 Ulrich Schulte-Wülwer. „Der Tod eines Jünglings für die Religion. Eine frühe Zeichnung von Harro Harring für den dänischen Kronprinzen aus dem Jahre 1819“. *Mitteilungen der Harro-Harring-Gesellschaft* 1 (1982): S. 20-26, hier S. 24f.

er aus Marseille vom zügellosen Treiben etlicher Gesinnungsgenossen, denen er eine „undenkbare Verworfenheit“¹⁹ ankredite. „Welch einen Haufen fand ich aber versammelt um für Hellas zu fechten?“²⁰ rief Harring gegenüber Todsen aus. Die lange Wartezeit auf die Einschiffung in der berüchtigten Hafenstadt trug nicht eben zur Läuterung seiner Mitstreiter bei. Als es dann Anfang Januar 1822 endlich losgehen sollte, ließ der Kampfeifer der Philhellenen merklich nach, laut Harring reduzierte sich deren Zahl um die Hälfte. Ein nicht gerade schmeichelhafter Umstand, den Harring in Gedichtform auch öffentlich machte.²¹ Mit anderen Worten: Bereits vor der Ankunft in Griechenland war Harring reichlich ernüchtert. „Hier verhöhnt und verlacht, faßt und verstößt man den, der da strebt gut zu seyn!“²² beklagte sich Harring am 2. Januar 1822 in einem Brief an seinen Hamburger Freund Bernhard Wolff.

Was er dann im Land seiner Träume erlebte, brachte ihn vollends aus der Fassung. Noch unmittelbar vor seiner Einschiffung meinte Harring, die Philhellenen würden in Griechenland ersehnt und erwartet. Doch sehr bald musste er feststellen, dass davon keine Rede sein konnte. Die so bewunderte „Heilige Schar“ des Fürsten Ypsilantis hatte sich bereits aufgelöst, eine reguläre griechische Armee gab es nicht, und die Bildung einer Kampfseinheit aus deutschen Freiwilligen kam offenbar überhaupt nicht in Betracht. „Ein deutsches Corps war noch weniger zu errichten, da die Deutschen welche früher hingeeilt waren alle sich zerstreut u:[nd] viele schon auf der Rückreise waren“²³, meldete er später nach Hause. Harring war also mehr oder weniger auf sich allein gestellt. Hinzu kam die militärische Ernüchterung: Im vermeintlichen Kampfgebiet habe es keinerlei militärischen Operationen gegeben, berichtete er 1844 seinem Biografen, dem bekannten US-Philhellenen Alexander H. Everett.²⁴ Doch darüber durfte er sich eigentlich nicht wundern, war doch die Peloponnes zum Zeitpunkt seiner Ankunft weitgehend von den Türken befreit. Der Krieg spielte sich damals weiter nördlich in

19 Harro Harring an Bernhard Wolff, Marseille, 31.1.1821/1.1.1822, Bestand Freies Deutsches Hochstift Frankfurt a. M.

20 An Todsen, 9.4.1822 (wie Anm. 1).

21 Vgl. Carl Friedrich Schreiber. *Harro Harring. Ein Beitrag zur deutschen Demagogienliteratur*. Maschinskript. New Haven. Yale Universität, Juni 1914. S. 15.

22 Harring an Wolff, 31.1.1821/1.1.1822 (wie Anm. 19).

23 An Todsen, 9.4.1822 (wie Anm. 1).

24 Alexander H. Everett. *Harro Harring. A Biographical Sketch. Critical And Miscellaneous Essays*. Boston: James Munroe & Co., 1846. S. 34.

Mittelgriechenland ab. Ein Fehlschlag auf ganzer Linie, zumal sich Harring des Eindrucks nicht erwehren konnte, den Griechen seien die Waffenbrüder eher lästig als eine willkommene Hilfe. Die Philhellenen seien völlig auf sich selbst angewiesen gewesen, beklagte er sich gegenüber Everett. Und nicht nur das, die Helfer hätten sich gegen die Griechen sogar noch wehren müssen: „So complete was the disorder, that the auxiliaries were often attacked and plundered by the Greeks themselves.“²⁵ Frustriert und desillusioniert verließ Harring bei erstbestener Gelegenheit das ‚gelobte Land‘; kaum angekommen, war er auch schon wieder fort.

Über die exakte Dauer seines Griechenland-Aufenthalts gibt es keine verlässlichen Angaben. Es kann sich allerdings nur um einen sehr kurzen Zeitraum gehandelt haben. Schulte-Wülwer gibt 14 Tage an²⁶, andernorts werden weniger als drei Wochen genannt.²⁷ In kriegerische Auseinandersetzungen wurde Harring mit ziemlicher Sicherheit nicht verwickelt, bisweilen gesteht er das auch freimütig ein.²⁸ Anderslautende Angaben vor allem in späteren autobiografischen Aufzeichnungen dürften dem Wunsch entsprungen sein, eine ungebrochene revolutionäre Laufbahn seit früher Jugend vorzugeben. Engen Freunden gegenüber rechtfertigte Harring seine überstürzte Abreise mit Hinweis auf eine militärisch aussichtslose Lage. „Von Griechenland kommen immerwährend Flüchtlinge“, schrieb er seinem Jugendfreund, dem Bildhauer Hermann Wilhelm Bissen, im September 1822 aus Italien. Und fügte hinzu: „Es ist leider ganz aus, wie wir es vorhersahen.“²⁹

Doch wie mit diesen Erfahrungen umgehen? Von seinen pro-griechischen Kampfgedichten distanzierte sich Harring schon in Italien. Seinem Freund Bissen gestand er selbstkritisch ein, „wie knirschte ich beym Überschaun jener Gedichte die ich in wahrer Begeisterung sang“³⁰. Noch aus Italien versicherte er seinem Mentor Heinrich Todsen, seine Lektion gelernt zu haben und nun ein ganz anderer Mensch zu sein. In Griechenland hatte

25 Ebd.

26 Ulrich Schulte-Wülwer. „Für Freiheit, Gleichheit und Humanität“. Harro Harring – ein Revolutionär als Maler.“ *Nordelbingen* 48 (1979): S. 81-111, hier S. 87.

27 Vgl. Thomas Thode. *Harro Harring. Eine kommentierte Bibliographie seiner Werke*. Eutin: Eutiner Landesbibliothek, 2005. S. 193.

28 Everett. *Biographical Sketch* (wie Anm. 24). S. 34.

29 Harro Harring an Hermann Wilhelm Bissen, Livorno, 20.-23.9.1822. Det Kongelige Bibliotek, Ny kgl. Samling Nr. 3341, Kopenhagen.

30 Ebd.

Harring nach eigenem Bekunden einen beschleunigten Reifeprozess durchgemacht.³¹ Was meinte er damit? Harrings Äußerung lässt viel Deutungsspielraum zu. Hält man sich jedoch seine damalige Lebenssituation vor Augen, seine Bestrebungen um die Fortsetzung seines Kunststudiums, drängt sich die Schlussfolgerung auf, er habe sich mit dem Prinzip bürgerlicher Existenzsicherung abgefunden. Als ‚gereifter Mann‘ wollte Harring offenbar allen jugendlichen Flausen entsagen und seine akademische Laufbahn wiederaufnehmen.

Freilich war es Harring nicht vergönnt, mit Griechenland einfach abzuschließen. Bereits in Rom musste er sich als Rückkehrer Hohn und Spott gefallen lassen.³² Zu ähnlichen Konflikten mit daheimgebliebenen Philhellenen kam es auch in Zürich, wo Harring auf dem Weg nach München im Spätherbst 1822 für zwei Monate Station machte. Weil seine Erlebnisberichte so gar nicht mit dem Bild übereinstimmen wollten, das sich die Schweizer Philhellenen vom griechischen Freiheitskampf machten, kam es sogar fast zu einem Duell. Tatsächlich stand Harring unter starkem Rechtfertigungsdruck. „Die Leute sind hier mit Griechenland halb verrückt“, schrieb er seinem väterlichen Freund Todsens, „und glauben natürlich daß jeder der zurückkehrt ein Vagabund sey.“³³ Auch Jahre später hielt es Harring noch für nötig, zur eigenen Legitimation die Autorität eines bekannten Griechenkämpfers ins Feld zu führen. Im *Rhonghar Jarr* beruft er sich auf einen Ausspruch des Generals Karl Friedrich Normann, der im Februar 1822 in Griechenland eingetroffen war. Der habe den Freiwilligen nach schweren militärischen Rückschlägen dringend zur Heimkehr geraten.³⁴

Leugnen ließen sich die unbefriedigenden Zustände nicht. Die Situation in Griechenland entwickelte sich keineswegs wie von den Philhellenen erhofft, die vollständige Befreiung von der türkischen Herrschaft rückte nach der Intervention des ägyptischen Paschas in immer weitere Ferne. Bereits in den frühen 1820er Jahren erschien eine stattliche Anzahl von Heimkehrerberichten, und häufig kamen die Neugriechen darin nicht gerade gut weg.³⁵

31 An Todsens, 9.4.1822 (wie Anm. 1).

32 Ebd.

33 An Todsens, Zürich 2.11.1822. – Vgl. auch Schulte-Wülwer. Harring als Theaterdichter (wie Anm. 5). S. 5.

34 Vgl. Harring. *Tragikomische Abenteuer* (wie Anm. 4). S. 266.

35 Vgl. Regine Quack-Eustathiades. *Der deutsche Philhellenismus während des griechischen Freiheitskampfes 1821-1827*. München: Oldenbourg, 1984. S. 65ff.

Vielfach wurde das angebliche Phlegma der Aufständischen beklagt, und wenn nicht das, so doch ein höchst befremdlicher Zynismus im Umgang mit den Philhellenen. Harring teilte diese Kritik. Auch er empörte sich darüber, dass die Einheimischen nichts anderes im Sinn hätten, als an den Neuankömmlingen zu verdienen. Brieflich berichtete er, einige Philhellenen seien sogar den Hungertod gestorben.³⁶ Öffentlich ließ sich Harring darüber allerdings erst 1828 im *Rhonghar Jarr* aus.

II. Das Griechenland-Erlebnis als Trauma

Zunächst war nichts von Harring zu hören, eine literarische Verarbeitung ließ auf sich warten. Doch nicht nur über Griechenland schwieg Harring sich aus, auch ansonsten veröffentlichte er in den ersten anderthalb Jahren nach seiner Rückkehr kein einziges Wort. In Rom soll er sich literarisch versucht haben, damit aber kläglich gescheitert sein.³⁷ Für dieses Versagen machte Harring sein philhellenisches Intermezzo verantwortlich. „Griechenland tötete für lange Zeit mein innres Leben, meine Poesie“³⁸, teilte er seinem Freund Wolff im Juni 1824 mit. Das Griechenland-Erlebnis also als Schock, als schweres Trauma. Der psychischen Malaise entsprach eine körperliche Zerrüttung, die ihn monatelang ans Bett fesselte. Unter solchen Umständen standen auch seine Bemühungen, als Maler wieder auf die Beine zu kommen, unter keinem guten Stern. Sein schon einmal abgebrochenes Kunststudium setzte Harring an der Münchner Akademie nur kurzzeitig fort.

Als Harring dann aber „nach zwey Jahren drückender Abgestorbenheit“³⁹ im Herbst 1823 mit dem Schreiben wieder anfang, wählte er wie selbstverständlich den griechisch-türkischen Konflikt als Thema. Eine Bearbeitung lag ja auch auf der Hand, in den Zeitungen und Literaturjournalen spielte der Befreiungskampf eine beachtliche Rolle. Freilich wirken Harrings Texte keineswegs wie reine Propaganda für die philhellenische Sache. Seine ersten beiden Werke behandeln die kriegerischen Ereignisse in erstaunlich differen-

36 An Todsén, 9.4.1822 (wie Anm. 1).

37 Karl Kirchner-Weimar. „Ahasver“. *Runensteine. Literarische Charakterbilder aus dem 19. Jahrhundert*. Charlottenburg: Munin, o. J., S. 50.

38 Harro Harring an Bernhard Wolff, München, 24.6.1824, Universitäts- und Landesbibliothek Bonn.

39 Harro Harring, *Die Mainotten. Der Corsar. Dramatische Gedichte*. Luzern: Xaver Meyer, 1825. S. VI.

zierter Weise. Anders als wenig später in den *Mainotten* zeichnete Harring im Verwechslungsdrama *Der Corsar* kein durchweg holzschnittartiges Bild der Griechengegner. Wenn auch der vorgeblich muslimische, eigentlich christliche Protagonist nicht unbedingt ein Sympathieträger ist, so kann er doch als tragischer Held durchgehen. Am Ende haucht er sein Leben aus und macht dadurch den Weg frei für das griechische Liebespaar. Seinem Tod gewinnt er einen Sinn ab: „Warf es mich in eure Bahn, / Ist's gescheh'n, euch zu vereinen.“⁴⁰ Das so lange getrennte Liebespaar als Sinnbild der griechischen Uneinigkeit, die Wiedervereinigung als Gebot der Stunde – ist es das, was Harring sagen wollte? Walter Grab bejaht das und meint sogar, Harring habe mit seinem Stück ausdrücklich vor den Folgen einer griechischen Niederlage für die revolutionären Hoffnungen in Deutschland warnen wollen.⁴¹ Eine kühne Interpretation, die sich durch keine Textpassage verifizieren lässt. Vielmehr erscheint der griechische Befreiungskampf in *Der Corsar* nur als exotische Kulisse für die Darstellung einer tragischen Dreiecksbeziehung. Es geht nicht um die große Politik, sondern um das Zwischenmenschliche. Harring selbst hat das erkannt, als er das zur Aufführung schon angenommene Stück zugunsten der *Mainotten* zurückzog.

Noch weitaus einfühlsamer dann seine Türken-Darstellung in der Erzählung *Die Insel Sphagia*. Anders als der an sich harmlose Titel vermuten lassen könnte, thematisiert Harring griechische Verbrechen an der türkischen Bevölkerung. Nach der Eroberung der Hafenstadt Navarino fallen deren türkische Bewohner einem Massaker zum Opfer, die Überlebenden werden auf der vorgelagerten Felseninsel Sphagia ausgesetzt und dem Tod überlassen. Auf einen Menschenfreund wie Harring mussten solche Gewaltausbrüche abstoßend wirken, sie waren durch nichts zu rechtfertigen. Dumpfe Racheakte an der türkischen Bevölkerung verurteilte Harring als Signum eines degenerierten Nationalcharakters. „Homers Volk – ist Homers Schande geworden“⁴² – diese Worte legt Harring seinem türkischen Helden in den Mund.

Unverkennbar verarbeitet er auch eigene Enttäuschungen, die Philhellenen erscheinen als unwillkommene Helfer. Kein Wunder, dass der Vergleich

40 Ebd., S. 199.

41 Walter Grab. „Harro Harring, Revolutionsdichter und Odysseus der Freiheit“. *Demokratisch-revolutionäre Literatur in Deutschland: Vormärz*. Hg. Gert Matenklotz/Klaus R. Scherpe. Kronberg/Ts.: Scriptor 1974. S. 9-84, hier S. 17f.

42 Harro Harring. *Die Insel Sphagia*. Ders. *Cypressenlaub. Erzählungen von Harro Harring*. Luzern: Xaver Meyer, 1825. S. 89-138, hier S. 101.

mit den ‚alten Griechen‘ deutlich zu Lasten der Neugriechen ausfällt. Dabei vertauscht der Verfasser die damals gängigen Feindbilder und Klischeevorstellungen: Als edel und gut erscheinen nicht die Griechen, sondern die Türken. Eine Konstellation, die nur scheinbar grotesk anmutet. Denn damit folgt Harring einer gar nicht einmal sektiererischen Zeittendenz, den „edlen Wilden“ auch im Orient zu entdecken, in der Gestalt des „edlen Türken“⁴³. Mitunter diente das altgriechische Ideal sogar als Blaupause für die Beschreibung heldenmütiger Osmanen. Ein Aspekt in seinem dichterischen Schaffen, der das Diktum vom philhellenischen Tendenzdichter völlig aus den Angeln hebt. Auch später gab sich Harring nicht als Feind der Türken: Vier Monate verbrachte er 1840/41 als Gast in der türkischen Gesandtschaft in London.⁴⁴

Umso frappierender dann sein nächstes Werk, die Verherrlichung des griechischen Bergvolkes der Mainotten im gleichnamigen Stück. Nur kurz nach der *Sphagia*-Erzählung entstanden, ist von Empathie mit den Türken nicht mehr das Geringste zu spüren. Im Gegenteil, die Türken erscheinen als blutrünstige und barbarische Gewaltmenschen. Im Kampf mit den aufsässigen Mainotten ist dem türkischen Pascha jedes Mittel recht, um des jungen Anführers habhaft zu werden. Und auch sein Sohn gibt sich kaum besser, als er einer jungen Griechensklavin aus enttäuschter Liebe mit Folterqualen droht.⁴⁵ Kaum zu glauben, dass *Die Mainotten* und *Die Insel Sphagia* aus der Feder des gleichen Mannes stammen.

Woher der plötzliche Umschwung? Ist es möglich, dass Harring mit den *Mainotten* eher auf den Publikumsgeschmack schielte, auf den Bühnenerfolg? Völlig auszuschließen ist das nicht. Jedenfalls waren ihm kommerzielle Motive keineswegs fremd. Bereits in Italien hatte er sich zur Auffrischung seiner Finanzen des griechischen Sujets bedient. Er habe „ein Werkchen über Griechenland in Kupfer gestochen“⁴⁶, teilte er im September 1822 aus Livorno mit.

Möglich also, dass Harring den Erfolg mit einer populären Themenwahl erzwingen wollte. Als Sympathisant der Türken konnte er kaum mit

43 Vgl. Necmettin Alkan. „Die Wahrnehmung der türkischen Geschichte und der Türken in deutschen Quellen 1745-1845“. *Türkisch-deutsche Beziehungen. Perspektiven aus Vergangenheit und Gegenwart*. Hg. Claus Schönig/Ramazan Çalik/Hatice Bayraktar. Berlin: Klaus Schwarz, 2012. S. 299-333.

44 Vgl. Harro Harring. *Biografisk Skitse Inledning til „Mit Levnet“*. Kjöbenhavn: Ch. Michaelsen & Tillge. S. 21f.

45 Vgl. Harring. *Die Mainotten. Der Corsar* (wie Anm. 39). S. 5 u. 24.

46 Harro Harring an Heinrich Todsen, Livorno, 23.9.1822, Nachlass Harro Harring, Landesbibliothek Kiel und an Bissen, 20.-23.9.1822 (wie Anm. 29).

Zuspruch rechnen, wohl aber als Freund der Griechen, als Philhellene. Tatsächlich wurde der bayrische Kronprinz Ludwig im Februar 1824 auf Harring aufmerksam. Als glühender Philhellene suchte der Prinz nach Möglichkeiten, den griechischen Befreiungskampf im Bewusstsein wach zu halten und dürfte umgekehrt auch unter einem gewissen öffentlichen Druck gestanden haben. In dieser Situation kam der junge Griechendichter gerade recht. Von Juli bis November 1824 wurden *Die Mainotten* dreimal am Hoftheater aufgeführt und dann noch einmal nach Ludwigs Thronbesteigung im April 1826 als Reaktion auf den mit großer Bestürzung aufgenommenen Fall Missolonghis.⁴⁷

Für Harring waren *Die Mainotten* so etwas wie der Türöffner in die bessere Gesellschaft. Es schmeichelte ihm, als „Mainottenmann“⁴⁸ wahrgenommen zu werden. Mit weiteren Bearbeitungen des griechischen Freiheitskampfes versuchte er, an den Erfolg der *Mainotten* anzuknüpfen. Die als Gedicht in fünf Gesängen deklarierte poetische Erzählung *Der Psariot* behandelte die Zerstörung der Insel Psara im Sommer 1824. Kein halbes Jahr später entstanden, setzte er damit den Griechen ein weiteres literarisches Denkmal.⁴⁹ Doch damit endete Harrings Phase als Griechendichter. Das zusammen mit dem Ypsilantis-Vertrauten Georg Lassanis verfasste Drama *Der Renegat auf Morea* verschwand kurzerhand in der Schublade des Verlegers.⁵⁰ Anfang 1828 niedergeschrieben, erschien es erst 1831 und damit zu einem Zeitpunkt, als Griechenland wegen des zwischenzeitlich abgeschlossenen Friedens schon längst nicht mehr auf der Tagesordnung stand.

III. Legendenbildung in Kauf genommen

Wie ist nun die Heroisierung der Griechen trotz gegenteiliger Erfahrungen zu erklären? Sicherlich sind opportunistische Erwägungen nicht völlig von der Hand zu weisen. Als Favorit des bayerischen Königs lieferte er, was erwartet wurde, was dem Zeitgeist entsprach. Dafür wird man Verständnis

47 Schulte-Wülwer, „Harring als Theaterdichter“ (wie Anm. 5), S. 16.

48 Harro Harring an Heinrich Todsén, München, 4.7.1826, Nachlass Harro Harring, Landesbibliothek Kiel.

49 Vgl. Friedgar Löbker, *Antike Topoi und Reminiszenzen in der deutschen Philhellenenliteratur zur Zeit des griechischen Unabhängigkeitskrieges (1821-1829). Untersuchungen zur Antikerezeption*, Maschinenscript, 1998, S. 31.

50 Schulte-Wülwer, „Harring als Theaterdichter“ (wie Anm. 5), S. 26.

aufbringen müssen. Harring hätte eine gute Chance leichtfertig vertan, wenn er die pro-griechische Stimmung am Hof und in der Bevölkerung nicht zu seinen Gunsten genutzt hätte. Immerhin konnte er als Kombattant auf Eindrücke aus erster Hand verweisen, dadurch stieg seine Glaubwürdigkeit als Dichter. Um die noch zu erhöhen, nahm er sogar vereinzelte Legendenbildung um seine eigene Person in Kauf oder trat ihr jedenfalls nur halbherzig entgegen.⁵¹ Gleichwohl würde man Harring nicht gerecht werden, wollte man seine pro-griechischen Dichtungen einzig als geschickte Strategie der Selbstvermarktung deuten.

Um Harring auf die Spur zu kommen, könnten ein paar gänzlich unbeachtete Verse helfen, die er im Juli 1824 in einem Antwortgedicht auf eine enthusiastische Sympathiebekundung veröffentlichte. In *Erwiderung an Arkadius* schrieb Harring mit Blick auf seinen Griechenland-Aufenthalt die bemerkenswerten Zeilen:

Was ich dort sah – erfüllte mich mit Grauen
Und künden soll es nicht des Sängers Mund.
 Nur auf der Zukunft Größe durft ich bauen,
 Wohl manches Lied that meine Hoffnung kund. –
 Verfolget von den Waffen der Hellenen –
 Verließ ich nun das Grabmal alles Schönen.⁵²

Was er dort sah – nichts für die dramatische Bearbeitung, nichts für die breite Öffentlichkeit. Eine zeitnahe Bemerkung vom September 1822 könnte Aufschluss darüber geben, worauf Harring anspielte. „Da flog ich denn in die Berge Moreas“, schrieb er seinem Freund Bissen über seine Gedankengänge, „und sah nochmahls verstümmelte Leichnahme vor mir, die die Mordlust hingeworfen.“⁵³ Doch davon will er nicht berichten, er verordnet sich selbst ein Redeverbot. Dass die *Spaghia*-Erzählung (freilich unter einem anderen Titel) im gleichen Jahr 1824 in einer Hamburger Zeitschrift erschien⁵⁴, muss nicht notwendig im Widerspruch zum ‚Schweigegelübniß‘ in der *Erwiderung an Arkadius* stehen. Ging es in der literarischen Bearbeitung doch nicht um die Vertreibung an sich oder die Darstellung unerhörter Mordtaten, son-

51 Ebd., S. 8.

52 Zit. n. Schulte-Wülwer. Harring als Theaterdichter (wie Anm. 5). S. 9. Die angesprochene Verspassage kommentiert Schulte-Wülwer nicht.

53 An Bissen, Livorno, 20.-23.9.1822 (wie Anm. 29).

54 Vgl. Thode. *Kommentierte Bibliographie* (wie Anm. 27). S. 21.

dern um das Nachspiel auf der einsamen Felseninsel vor Navarino, zugespitzt im Dialog zwischen einem gefangenen Türken und seinen Gegenspielern.

Einige Berücksichtigung verdient auch der Genreunterschied. Setzt man den „Sänger“ mit dem Dichter gleich, hält sich Harring an seine eigene Vorgaben. In seinen lyrischen und dramatischen Stücken bleibt er ein glühender Griechenfreund. Erst als Erzähler und vor allem als nicht-fiktiver Autor, als Chronist seiner eigenen Reisen kreuz und quer durch Europa, gibt Harring seine Zurückhaltung auf, distanziert er sich vom „entarteten Volk“ der Griechen. Das lässt den Schluss zu, dass er sich nur als Dichter in der Pflicht sah, eine Lanze für die Griechen zu brechen. Als solcher sah sich Harring offenkundig berufen, auch wider besseren Wissens das Propagandabild vom „edlen Griechen“ zu bedienen. Doch damit gab Harring keinen realistischen Einblick in die griechischen Verhältnisse. Wiewohl seine Figuren und Handlungen in den politischen Ereignissen der Gegenwart angesiedelt waren, entwarf Harring doch Idealtypen als Protagonisten – das Setting war realistisch, das Personal nicht.

Weitaus größeren Aufschluss über sein Denken gibt der historische Abriss, der als Anhang des *Rhonghar Jarr* veröffentlicht wurde: das *Fragment über die Griechische Insurrection*. Dieses *Fragment* lässt sich als Versuch begreifen, die Kluft zwischen pro- und anti-griechischen Äußerungen in seinem Œuvre wieder zu schließen. Und zwar dadurch, dass er eine pseudo-wissenschaftliche Erklärung für die so heftig kritisierte griechische Mentalität abliefern. In Anlehnung an den von Johann Gottfried Herder postulierten Nationalcharakter eines jeden Volkes entwickelt Harring ein Denkmodell, das von einer Aufwärts- oder Abwärtsentwicklung der Völker ausgeht. Die Griechen hätten nach und nach sich selbst vergessen, unwillkürlich seien sie auf eine Stufe der moralischen Verderbtheit herabgesunken. „Ihr verwarhloster Zustand aber ist ihr Unglück, nicht ihre Schuld“⁵⁵, schreibt Harring. Er vergleicht die Griechen mit einem lange gefangen gehaltenen Raubtier, das nun den „Mordstahl“ zur Vergeltung führe und gewährt ihnen damit eine Art Generalamnestie. Friedgar Löbker geht sogar so weit, *Die Insel Sphagia* in diesem Sinne auszulegen, sie in ihr Gegenteil zu verkehren und als Entschuldigung der Neugriechen zu deuten statt als Anklage gegen griechische Gräueltaten.

55 Harro Harring. „Fragment über die Griechische Insurrection“. *Rhonghar Jarr. Fahrten eines Friesen in Dänemark, Deutschland, Ungarn, Holland, Frankreich, Griechenland, Italien und der Schweiz*. Joseph Lindauer'sche Buchhandlung: München: 1828, S. 485-508, hier S. 487.

In seinen Augen eine gängige Methode, unerfreuliche Vorfälle in der Gegenwart mit Hinweis auf ähnliche Begebenheiten in der Vergangenheit zu relativieren.⁵⁶ Wirklich einsichtig ist das allerdings nicht: Immerhin hätte man kontraproduktive Ereignisse schlicht ignorieren können statt sie in den Mittelpunkt einer Erzählung zu stellen. Es erfordert viel Abstraktionsvermögen, eine vehemente Griechenschelte als verstecktes Werben um Verständnis zu lesen. Wenn die *Sphagia*-Erzählung überhaupt in einem pro-griechischen Sinne ausgelegt werden kann, dann doch wohl eher als Appell, sich auf die Tugenden der Vorfahren zu besinnen.

Doch bei aller Empörung über griechische Schauertaten will Harring die Hoffnung auf Besserung nicht aufgeben, er setzt auf einen letzten Funken des antiken Geistes.⁵⁷ Und der glüht nach seiner Ansicht in einzelnen, edel gesinnten Griechen, die erst mithilfe fremder Bildung in der Lage gewesen seien, ihren eigenen Nationalsinn wieder zu entdecken. Dass Harring diese ‚Entwicklungshilfe‘ ausgerechnet den Deutschen zuschreibt, passt zur Vorstellung Deutschlands als Kulturnation – so gleicht Deutschland die alte Dankesschuld aus der Antike durch einen Bildungstransfer in umgekehrter Richtung wieder aus. Jetzt sind es die Griechen, die dankbar sein müssen, und wenigstens ihre intellektuelle Elite ist es auch.⁵⁸

Im Grunde ging es Harring darum, die an sich niederschmetternden Erlebnisse zu abstrahieren, sie von einer höheren Warte zu sehen. Nur so ließ sich dem griechischen Abenteuer eine gute Seite abgewinnen. Dabei betrachtete er eine kulturelle Degeneration in Griechenland als evident, er sprach von einer moralischen Verderbtheit, „die auch der begeisterte Griechenfreund nicht läugnen“⁵⁹ könne. Diese Worte machen aber auch deutlich, dass sich Harring bei aller Kritik doch als wahrer Griechenfreund verstand. „Was auch immer über Hellas und wider Hellas in meinen Schriften gefunden wird, es ist Wahrheit“⁶⁰, schreibt Harring, und diese Wahrheit will er ohne falsche Rücksichtnahme kundtun. Denn: „Ich liebe die edlen Hellenen, als wären es meine Brüder, allein ebenso frei bekenne ich meine Erbitterung, mein Mitleid gegen das verderbte, entartete Volk, das ich kennen lernte tief im Abgrunde des Lasters.“⁶¹

56 Löbker. *Antike Topoi* (wie Anm. 49). S. 202.

57 Vgl. Harring. „Insurrection“ (wie Anm. 55). S. 488.

58 Vgl. Harring. *Tragikomische Abenteuer* (wie Anm. 4). S. 275.

59 Harring. „Insurrection“ (wie Anm. 55). S. 486.

60 Vgl. Harring. *Tragikomische Abenteuer* (wie Anm. 4). S. 267.

61 Ebd.

In seinen autobiografischen Zeugnissen hat Harring die Fahrt nach Griechenland gern als Initialzündung seiner revolutionären Laufbahn dargestellt und dadurch kräftig an seiner eigenen Legende gestrickt. Dabei gab er sich noch 1844 im amerikanischen Exil den Anschein eines abgeklärten Freiheitskämpfers, der nach schweren Enttäuschungen als *homme de lettres* seinen Frieden mit der Welt gemacht hatte. Zu den ernüchternden Erfahrungen zählte Harring damals auch seinen Abstecher nach Griechenland. Doch wie anders seine Lesart dann im fortgeschrittenen Alter: Knappe zwanzig Jahre später legte Harring erheblichen Wert darauf, nicht mit irgendwelchen frustrierten Philhellenen in einen Topf geworfen zu werden. Als Grund für seine vorzeitige Rückkehr aus Griechenland gab er nunmehr eine schwere Typhus-Erkrankung an.⁶² Von einem lebensbedrohenden Leiden war zwar auch in früheren Aufzeichnungen die Rede gewesen. Doch tatsächlich brach die Krankheit nicht schon in Griechenland aus, sondern erst drei Tage nach der Abfahrt auf hoher See.⁶³ An diesem Detail ist zu erkennen, wie Harring im Nachhinein seine eigene Biografie manipulierte. Ganz offenbar wollte er der Nachwelt weismachen, er habe Griechenland aus gesundheitlichen Gründen verlassen müssen statt aus Unzufriedenheit mit den angetroffenen Verhältnissen. Damit nicht genug, behauptete Harring als 65-Jähriger sogar ausdrücklich, an Kampfhandlungen teilgenommen zu haben.⁶⁴ Schon im *Rhonghar Jarr* hatte er seinem alter ego eine Beteiligung an den Kämpfen angedichtet⁶⁵, damals aber offen gelassen, was Dichtung und was Wahrheit sei.

An seiner Sympathie für die Griechen hat Harring in späteren Jahren keinen Zweifel mehr aufkommen lassen. Den Aufstand in Griechenland verstand er als „Mutter der europäischen Revolutionen“ und stellte ihn damit noch über die Französische Revolution. „Der Freiheitskampf der Griechen war die glänzendste Manifestation der Volks Souveranität – welche die Geschichte aufweist“⁶⁶, schrieb er 1855 in seinen Memoiren. In seinem publizistischen Kampf stellten die Ereignisse in Griechenland einen festen Bezugspunkt dar. So etwa in seiner *Epistel an Lord Goderich*, in der er den griechischen Befreiungskampf als prominentes Beispiel für eine verratene

62 Harring. *Biografisk Skitse* (wie Anm. 44). S. 7.

63 Everett. *Biographical Sketch* (wie Anm. 24). S. 35.

64 Harring. *Biografisk Skitse* (wie Anm. 44). S. 7.

65 Vgl. Harring. *Tragikomische Abenteuer* (wie Anm. 4). S. 226.

66 Harring. *Rückblicke* (wie Anm. 3). S. 216.

Revolution anführt.⁶⁷ Damit spielte er auf die Rolle seines einstigen Gönners an, des Bayernkönigs Ludwig I., der 1832 seinen damals 16-jährigen Sohn Otto auf dem griechischen Thron installierte:

Ein Knab', ein Kind soll nun das Volk regieren,
 Das zwölf Jahr' blutete; – ein Knabe borgt
 Von Juden Gold, mit Purpur sich zu zieren;
 Indeß der Vater für Gensdarmen sorgt.⁶⁸

Wie ist Harring nun einzuschätzen, kann er uneingeschränkt als Philhellene gelten? Die Antwort fällt positiv aus. Denn es erweckt den Anschein, als habe er trotz herber Enttäuschungen während seines Griechenland-Aufenthalts den Glauben an Griechenland nie verloren. Als Dichter hat er sich ganz in den Dienst der philhellenischen Sache gestellt und als Berichterstatter die Griechen zwar heftig kritisiert, es aber als wohlmeinender Freund getan. Damit steht er in der Tradition jener Griechenland-Heimkehrer, die Griechenland auch später eng verbunden geblieben sind.⁶⁹ Persönliche Eitelkeiten und biografische Manipulationen ändern nichts am Fazit: Harring war ein Philhellene, aber ein unbequemer.

67 Harro Harring. *Epistel an Lord Goderich über den Aufstand der Negersklaven auf Jamaika, mit Beziehung auf Hellas und Polen.* o. O., 1833, S. 7f.

68 Ebd., S. 8. Zur Haltung Harrings gegenüber den Juden vgl. Frank Hethey. „... wie der Jude überall sich gleich bleibt.“ Harro Harring – ein Antisemit? *Mitteilungen der Harro-Harring-Gesellschaft* 19/20 (2000/2002): S. 30-44.

69 Vgl. Regine Quack-Manoussakis. *Die deutschen Freiwilligen im griechischen Freiheitskampf von 1821.* München: Förderkreis Ottobrunn, 2003.

II. Rezensionen

Sandrine Maufroy: Le philhellénisme franco-allemand (1815-1848). Paris: Belin, 2011.

Philhellenismus ist ein europäisches Phänomen, das eine besondere Ausprägung aber im 19. Jahrhundert in deutschsprachigen Regionen fand. Allerdings gründete weder in deutschen noch in anderen Ländern die Vorliebe für das Griechentum in eigener Anschauung: Heldensagen, philosophische Abhandlungen, bildende Kunst und Literatur prägten – so Darstellungen etwa Alfred Noes und Erika Simon zufolge – weit verbreitete Vorstellungen eines überaus glanzvollen antiken Lebens. Diese beeinflussten im höchsten Maß auch die Art und Weise, wie man sich beispielsweise in Deutschland das zeitgenössische Griechenland vorstellte. Es wurde mit der Antike gleichgesetzt, und auch deswegen fühlten sich Freunde des Altertums zu Zeiten des griechischen Unabhängigkeitskrieges dazu aufgerufen, Griechenland als Wiege europäischer Kultur vor dem osmanischen Einfluss zu retten. Dass gleichwohl auch zeitgenössische kulturelle Wissenstransfers – etwa zwischen Franzosen, Deutschen, Griechen – eine bedeutende Rolle bei der Konstruktion und Verbreitung philhellenischer Ideen im deutschen Vormärz spielten, zeigt die höchst informative Studie der französischen Germanistin und Gräzistin Sandrine Maufroy *Le philhellénisme franco-allemand (1815-1848)*, erschienen 2011 im Pariser Verlag Belin.

Das leider bislang nur auf Französisch vorliegende Buch basiert auf der These, dass sich der deutsche Philhellenismus im Vormärz aufgrund multipler interkultureller Einflüsse ausbreitete und entwickelte. Dabei würdigt Maufroy auch kurz die tiefgreifenden Einflüsse Johann Joachim Winckelmanns und Wilhelm von Humboldts auf das Griechenbild im 18. und 19. Jahrhundert, doch gilt ihr Hauptaugenmerk weniger prominenten Zeitgenossen in den Jahren 1815 bis 1848. Die Studie zeigt, dass die Begeisterung für die griechische Antike seit dem 18. Jahrhundert nicht abgerissen ist, sondern wie sie sich in unterschiedlichen Formen und unter unterschiedlichen Vorzeichen fortentwickelt hat: Maufroy identifiziert den deutschstämmigen, in Paris arbeitenden Gräzisten und Paläographen Karl Benedikt Hase, den französischen Philologen Claude Fauriel und seinen deutschen Kollegen Friedrich Thiersch als zentrale Vermittler philhellenischer Gedanken, antiker und zeitgenössischer griechischer Kunst und Kultur. Anhand dieser drei Beispiele gelingt es Maufroy, überzeugend darzulegen, dass und wie philhellenische Gedanken länderübergreifend vermittelt wurden.

Karl Benedikt Hase (1780-1864) beispielsweise wird nicht nur hinsichtlich seines Wirkens etwa als Herausgeber, sondern auch als bedeutender Netzwerker gewürdigt. Der Darstellung Maufroys zufolge nutzte Hase seine akademischen und konservatorischen Aktivitäten an der *Bibliothèque Royale* in Paris, seine Lehrtätigkeiten an der *École Spéciale des Langues Orientales* und an der *École Polytechnique*, um eine ausgedehnte Korrespondenz zu pflegen. Dadurch verbreitete er seine Forschungsergebnisse nicht nur frankreichweit und bis tief in die deutschen Lande hinein, sondern auch bis nach Griechenland. Hase wirkte u.a. als Gräzist, Paläograph sowie als Bibliothekar und war ein Spezialist für vergleichende Grammatikforschung. Entsprechend fachlich diversifiziert war auch der Kreis seiner Freunde, Bekannten und Kollegen. Bei den Angeschriebenen handelte es sich überwiegend um Multiplikatoren – Lehrer, Philologen, Buchhändler, Verleger, Übersetzer, Bibliothekare, Mitglieder verschiedener Akademien – die ihrerseits Hase mit Informationen aller Art, mit Forschungsergebnissen, Neuerscheinungen zu ihn interessierenden Themen und auch mit politischen Nachrichten versorgten. Zudem unterhielt Hase auch Kontakte zur griechischen Exilgemeinde in Paris und wurde über deren aktuelle politische Pläne auf dem Laufenden gehalten, so dass er sie ggf. unterstützen konnte. Hase wirkte auch als wichtiger Kontaktstifter in intellektuellen Kreisen. So brachte er den Pädagogen und Exilgriechen Georges Theocharopoulos mit dem Altphilologen Wladimir Brunet de Presle und Félix Désiré Dehèque, der ein Schüler Hases war, zusammen. Gemeinsam arbeiteten sie an Übersetzungen (Theocharopoulos mit de Presle) und einer Grammatik (Theocharopoulos mit Dehèque).

Auch in dem Philologen und Ahnherren der Vergleichenden Literaturwissenschaft Claude Fauriel (geb. 1772) erkennt Maufroy eine wichtige Mittlerfigur. Die Autorin beschränkt sich nicht nur darauf, Fauriels Sammlung und Übersetzungen neugriechischer Volkslieder zu erwähnen, die bis heute als grundlegendes Werk der Neogräzistik gelten; sie macht auch darauf aufmerksam, dass Fauriel – der 1844 verstarb, nicht wie fälschlicherweise von ihr angegeben 1843 – die Anthologie im regen Austausch mit griechischen Freunden konzipierte. Politisch ungemein interessiert, erbat und erhielt Fauriel von ihnen nicht nur die Liedtexte, sondern auch neueste Informationen über die Entwicklungen im Land. Diese Nachrichten konnte er wiederum an seine Kollegen, philhellenische Gesinnungsgenossen und Freunde in Frankreich, Italien und Deutschland weitergeben. Maufroy zeichnet Linien eines Netzwerkes nach, das so prominente Zeitgenossen wie August Wilhelm Schlegel, Constant, Herder, Wilhelm Müller und Goethe umschloss.

Friedrich Thiersch (1784-1860) konnte zwar nicht mit derlei Berühmtheiten in seinem Bekanntenkreis aufwarten, gleichwohl ist seine Korrespondenz und Zusammenarbeit mit dem Schweizer Bankier Jean-Gabriel Eynard und dem deutschen Verleger Johann Friedrich Cotta von Cottendorf höchst aufschlussreich hinsichtlich der Informationsverbreitung über aktuelle Entwicklungen in Griechenland und der pro-griechischen Propaganda. Auch ist Thierschs Wirken beispielhaft für die zentrale Rolle von Diskussionen um humanistische Bildung, welche die Auseinandersetzung mit und die Entwicklung von philhellenischen Gedanken entscheidend prägten.

Ein Aktionsfeld Thierschs war die *Augsburger Allgemeine Zeitung*, das damals wichtigste Informationsblatt für gebildete Stände, in dem später Heinrich Schliemann die deutschsprachige Öffentlichkeit über seine Grabungserfolge in ‚Troja‘ informieren sollte. In der *Augsburger Allgemeine Zeitung* versuchte zuvor auch Thiersch, der griechischen Sache mit der Feder zu dienen, indem er brieflich – mit Eynard, Cotta und auch mit dem Mathematiker K.Ch.G. Schmidt – zunächst Möglichkeiten politischer Meinungsäußerung unter Zensurbedingungen auslotete, um dann in Artikeln die griechische Unabhängigkeitsbewegung zu unterstützen. Thiersch und Cotta versuchten, sich anhand griechischer Zeitungen über die Lage vor Ort zu informieren und die Neuigkeiten ihren Bekannten und Kollegen brieflich mitzuteilen und so weiter zu verbreiten. Thierschs Kontaktnetz erstreckte sich über Griechenland, Frankreich, Deutschland bis nach Italien. Ihm kommt u.a. auch das Verdienst zu, aktuelle literarische Zeugnisse aus Griechenland europaweit zugänglich gemacht und dadurch die Stimmung zugunsten der Aufständischen stark beeinflusst zu haben.

Das Wirken der drei Männer – Hases, Fauriels, Thierschs – ist für die Vormärz-Forschung in mehrererlei Hinsicht interessant: In der von Maufroy gewählten komparatistischen Perspektive wird deutlich, dass sich der Philhellenismus in Deutschland und Frankreich nicht parallel entwickelte, sondern durch diverse interkulturelle Einflüsse und Mittlerfiguren in unterschiedlicher Weise und aus unterschiedlichen Motiven heraus.

Die Französische Revolution und Napoléons Empire waren in Frankreich zentral für die Entstehung des Philhellenismus. Den Revolutionären boten Athen und Sparta Modelle für die Regeneration und Restituierung ihres Staates. Zudem diente in den 1820er Jahren die Erinnerung an die Revolution und die Siege der Grande Armée den französischen Philhellenen dazu, ihre Zeitgenossen zur Unterstützung der Griechen gegen die Osmanen zu ermutigen. In Deutschland dagegen waren die Befreiungskriege gegen Napo-

léon für viele Intellektuelle Anlass, den Aufstand der Griechen gegen die Osmanen zu legitimieren und auch die eigene kulturelle und nationale Einigung zu propagieren und zu verfolgen. Etwas zu kurz kommt dabei der Umstand, dass in deutschen Landen auch die Hinwendung zu den als eigen erachteten, ‚germanischen‘ Wurzeln nach den Befreiungskriegen Gedanken der Einigung und Demokratisierungstendenzen entscheidend förderten.

Diverse kulturelle Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen zeigen, wie wichtig nicht nur allseits bekannte Persönlichkeiten wie Winkelmann, Goethe, Schiller, Voss, Humboldt, Schliemann usw. für die Entstehung und Verbreitung des Philhellenismus waren, sondern dass auch kulturelle Transfers unter weniger prominenten Philologen die Entwicklung einer philhellenischen Haltung und philhellenischer Ideen in beiden Ländern entscheidend voran brachten.

Auffällig ist, dass diverse Themen in beiden Ländern breit diskutiert werden: So etwa die ethnische und geistige Verwandtschaft der Griechen in Antike und Gegenwart und das Argument einer moralischen Verpflichtung gegenüber dem aufständischen Griechenland, das auch im Vormärz als Wiege europäischer Kultur betrachtet wurde. Nicht nur in Frankreich und Deutschland, auch in anderen europäischen Ländern tragen die Omnipräsenz der Mythologie in Kunst, Literatur und auch in bildlichen alltagssprachlichen Wendungen, die Verunglimpfung der Osmanen als Barbaren und Aufrufe zu einem neuen christlichen Kreuzzug zu einer pro-griechischen Haltung bei. Maufroy zeigt in ihrer Studie beispielhaft, wie Ideen in verschiedenen Ländern zirkulieren und anti-osmanische bzw. pro-griechische Rhetoriken verbreitet werden. Dabei erscheint Karl Benedikt Hase als Gelehrter, der auf eher unauffälligem Weg, häufig im Privaten, Kontakte stiftete, Informationen streute und dadurch die griechische Sache unterstützte. Auch trug er mit seiner umfangreichen wissenschaftlichen Arbeit dazu bei, akademisches Interesse am zeitgenössischen Griechenland zu wecken.

Claude Charles Fauriels Wirken ist im Vergleich dazu spektakulärer. Mit seiner Liedersammlung trug er entscheidend dazu bei, das Bild eines jungen griechischen Volkes zu konstruieren, das – seiner Darstellung zufolge spontan und vital – eine reiche Poesie schafft. Diese gilt als der konservativeren französischen und deutschsprachigen Dichtung – die Fauriel auch als Ausdruck verkrusteter staatlicher Strukturen betrachtet – überlegen und bezeugt die Kontinuität griechischer Kultur und literarischen Sprechens von der Antike bis in die Gegenwart. Friedrich Thiersch wirkte in vielfältiger Weise – wissenschaftlich, literarisch und politisch. Er veröffentlichte Bücher

und Zeitungsartikel auf Deutsch wie auf Französisch, um ein möglichst großes Publikum zu erreichen.

So unterschiedlich diese drei Männer auch agierten, einte sie doch – wie Maufroy plausibel darstellt – die Vorstellung, durch eine Unterstützung Griechenlands nicht nur dieser Nation zu neuem Leben zu verhelfen, sondern auch ihren eigenen Ländern.

Anne-Rose Meyer (Hamburg)

Ludwig Börne: Das große Lesebuch. Hg. Inge Rippmann. Frankfurt: Insel, 2012.

Die Herausgeberin Inge Rippmann, eine ausgewiesene Börne-Kennerin, versteht ihr „großes Lesebuch“, das repräsentative Auszüge aus den Gesamtwerk von Börne enthält, als Einladung an die Leser, den „Facettenreichtum und die Aktualität von Börnes Texten neu zu entdecken“, wie es im Klappentext heißt, und mit einigen wesentlichen in notgedrungen etwas begrenzterem Rahmen beleuchteten Partien seines Schreibens auf größere Texte eines Schriftstellers neugierig zu machen, „der bereits in seiner Zeit die wichtige Funktion der Medien für den Demokratisierungsprozess“ ebenso erkannt habe wie die „Bedeutung der Verbindung von Frankreich und Deutschland zum zentralen Kern eines künftigen Europa – ein Prozess, der nahezu 200 Jahre“ auf sich habe warten lassen (siehe Einleitung S. 14). Wird schon allein durch solche einleitenden Bemerkungen eine gewisse Erwartungshaltung geweckt, so kann man zum einen nach der Lektüre getrost feststellen, dass die vorliegende Textauswahl dieser Erwartungshaltung vollauf gerecht wird, zum anderen rätselt man aber umso mehr, warum man gerade Texte eines Autors von noch immer geringem Bekanntheitsgrad kennengelernt hat (siehe Einleitung S. 14: „ein Autor vom noch immer geringen Bekanntheitsgrad Ludwig Börnes“). Trotz mancher thematischer Überschneidungen, die dem „assoziativen Denken Börnes entsprechend unvermeidlich“ seien (siehe Einleitung S. 10), präsentiert Inge Rippmann hier eine bunte, vielfarbige Palette ebenso tiefsinniger wie humorvoll vorgetragener, aber auch von bissiger Ironie geprägter Beobachtungen aus dem großen Œuvre des zeitkritischen Publizisten, der 1830 endgültig in die revolutions- und freiheitsverliebte Hauptstadt Frankreichs emigrierte, auch wenn ihn dort die „politische Entwicklung der Julimonarchie zur Herrschaft des Juste Milieu“ zutiefst enttäuscht habe (siehe S. 329). Die Herausgeberin versäumt

es auch zu Recht nicht, auf Börnes „doppelte Identität als Jude und als Deutscher“ hinzuweisen, von der „seine Bürgerrechtsstudien, sein publizistisches Engagement für marginalisierte Gruppen, sein kritischer Patriotismus und schließlich sein integrativer Kosmopolitismus motiviert“ gewesen seien (siehe Einleitung S. 11). In der Frankfurter Judengasse am 6. Mai 1786 als Löw Baruch geboren, nennt er sich als Heranwachsender Louis, ändert später, im Jahre 1818, seinen Namen „im Blick auf eine wirkungsvolle publizistische Tätigkeit“ in Ludwig Börne und lässt sich sogar „auf das lutherische Bekenntnis taufen“ (siehe S. 325). Mit seinen Literatur- und Theaterkritiken sei er bereits um 1819/20 auf überregionales Interesse gestoßen, wie die Herausgeberin zu berichten weiß (siehe Einleitung S. 11). Im Folgenden lässt sie dann die wichtigsten Stationen von Börnes Leben in der Einleitung wie auch vor allem im Anhang unter „Daten zu Leben und Werk“ (siehe S. 323ff.) sehr einprägsam und anschaulich Revue passieren, wobei auch das spannungsreiche Verhältnis zu Börnes Dichterkollegen Heinrich Heine nicht unerwähnt bleibt, dem Börne zunächst mit „kollegialer Erwartung, zunehmend mit Konkurrenzgefühlen, schließlich mit feindseliger, von ihrem unterschiedlichen Revolutionsverständnis gespeister Gehässigkeit“ begegnet sei, während er Heines Antwort in dessen Börne-Buch von 1839 nicht mehr habe wahrnehmen können (siehe Einleitung S. 13). So begegnet uns Börne hier als Verehrer seiner von Heine mit unverkennbarer Ironie so bezeichneten „Freyheitsgöttin“ Jeannette Wohl, mit der ihn eine zwar lebenslange, gleichwohl eher unglückliche Beziehung verband, als „Anwalt und Kritiker der Juden“, als „kritischer Patriot“, „Vorkämpfer für die Pressefreiheit“, „Satiriker“, „radikaler Demokrat“, „Flaneur“, „Musikfreund“, „Zeitgeschichtsschreiber“ und „Goethe-Gegner“, und seine „Europavision“ wird ebenso thematisiert wie die Beziehung zu seinen Verlegern Johann Friedrich Cotta und Julius Campe (die eben genannten Begriffe bilden quasi die Überschriften zu den einzelnen dazu passenden Textauszügen). Vor dem Hintergrund dieser verschiedenen Schattierungen von Börnes Wirken präsentiert die Herausgeberin die von ihr ausgewählten Texte, zu denen auch ein Brief an den Vater gehört, der, wie die Herausgeberin mit wohlwollender Ironie bemerkt, im „Gegensatz zu dem vergleichbaren Brief Kafkas“ seinen Adressaten erreicht habe (siehe Einleitung S. 10). Dieses „selten überlieferte Dokument“ wird übrigens ergänzt durch die „Tagebuchnotizen und Briefe an die Berliner ‚Ersatzmutter‘ Henriette Herz, Spiegel der education sentimentale eines Frühreifen, Zeugnis auch der zunehmenden Profilierung von Charakter und Selbstbewusstsein“ (siehe Einleitung S. 10). So gelingt

es Inge Rippmann, die verschiedenen Themen und Aspekte seines Schreibens „unter den eigenen Stichworten ihres Autors kaleidoskopartig in den Blick zu nehmen“ (siehe Einleitung S. 10) und auf diese Weise in der Tat Neugierde auf noch mehr Börne-Texte zu wecken. Wenn Letzteres gelänge, wäre dies umso erfreulicher, vor allem auch deshalb, weil es dem „Exilpariser und Demokraten Börne“ beinahe zum zweiten Mal nach seiner Tabuisierung im Dritten Reich verwehrt wurde, „in Blickfeld und Bücherschrank des deutschen Bildungsbürgers zu gelangen“ (siehe Einleitung S. 8). Nur der Privatinitiative eines kleinen Verlegers und dem Engagement des Herausgeberehepaares Inge und Peter Rippmann ist es zu verdanken, dass überhaupt eine „erste vollständige, wenn auch fehlerhafte, inzwischen längst vergriffene Ausgabe der Schriften und Briefe Börnes“ erscheinen konnte (siehe Einleitung S. 8). Eine Neuedition, vor allem auch seines berühmtesten Werkauschnitts, der Briefe aus Paris, wird daher noch immer vermisst. So kann man die hier vorliegende Auswahl von repräsentativen Börne-Texten auch als überaus geeignetes und begrüßenswertes Werbemittel und Plädoyer für eine solche Neuedition verstehen.

Wolfgang Obermaier (Bad Pyrmont)

Ludwig Börne / Jeanette Wohl: Briefwechsel (1818-1824). Edition und Kommentar. Hgg. von Renate Heuer und Andreas Schulz. Berlin/Boston: De Gruyter, 2012

Wenn ich in Deutschland lebe, lebe ich nur in Deutschland, und das nicht einmal, ich lebe in Stuttgart, in München, in Berlin. Bin ich aber in Paris, so bin ich in ganz Europa. Dort fühlt man eigentlich erst, daß man keine festgewurzelte Pflanze ist, sondern daß man Beine hat. (S. 155)

„Was nach dem Zweiten Weltkrieg mit Hilfe der ‚Vaterstädte‘ Düsseldorf und Hamburg für Heinrich Heine gelang, die Finanzierung von Forschung und Edition des Werks eines im ‚Dritten Reich‘ Verfemten (oder Totgeschwiegenen), blieb dem bescheideneren Nachlass Ludwig Börnes versagt. Die Geburtsstadt Frankfurt setzte andere Prioritäten.“ Mit diesem Hinweis auf die beklagenswerte Editions-geschichte der Werke Ludwig Börnes, der allgemein als Wegbereiter des modernen Feuilletons und des politischen Journalismus angesehen wird, leitet die Börne-Editorin Inge Rippmann ihr zum 175. Todestag des Autors erschienenenes Börne-Lesebuch ein.

Inzwischen sind seit dem Erscheinen der von Inge und Peter Rippmann herausgegebenen fünfbändigen Ausgabe „Sämtlicher Werke“ (1964-1968) fast 50 Jahre vergangen, eine Zeitspanne, in der textkritisch neu erarbeitete Ausgaben von Briefen oder Werken Ludwig Börnes an einer Hand abgezählt werden können.

Nahezu unbemerkt wurde jedoch im Mai 2008 im der Frankfurter Johann Wolfgang Goethe Universität angegliederten Archiv Bibliographia Judaica e.V. eine Börne-Briefausgabe vorbereitet, deren nun vorliegender erster Band die Korrespondenz von Ludwig Börne mit Jeanette Wohl der Jahre 1818 bis 1824 enthält. Gefördert wurde dieses Projekt durch das Dezernat für Kultur und Wissenschaft der Stadt Frankfurt und die Stiftung „Polytechnische Gesellschaft“ Frankfurt am Main. Unter der Projektleitung von Prof. Dr. Lothar Gall (Historisches Seminar der Frankfurter Goethe-Universität) sowie den Herausgebern Dr. Renate Heuer (Leiterin des Archiv Bibliographia Judaica) und Prof. Dr. Andreas Schulz arbeiteten Rashmi Arora, Jürgen Eglinsky und Claudia Hahn an der Transkription der Briefe und der Erstellung eines Kommentar-Apparates.

Wenn man das Vorwort des fertiggestellten Bandes genau liest, scheint eine wünschenswerte Fortführung dieses Editionsprojekts allerdings bisher finanziell nicht gesichert zu sein.

Die edierten Briefe stammen aus dem Nachlass Ludwig Börnes, der sich im Besitz der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt befindet und der ca. 90% des handschriftlichen Nachlasses des Autors enthält. Dabei besteht der größte Teil des Börneschen Werkes aus seiner Korrespondenz mit Jeanette Wohl oder ist zumindest von ihr inspiriert, war sie es doch, die den Freund Ludwig Börne zu seinem Hauptwerk, den „Briefen aus Paris“, ermutigt hat. Der handschriftliche Bestand des Briefwechsels zwischen Börne und Jeanette Wohl, der durch Risse und Tintenfraß stärker beschädigt war, wurde, wie Dr. B. Tönnies, der Leiter der Handschriftenabteilung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt, mitteilte, 2008 im Zusammenhang mit der geplanten Edition der Briefe aus Mitteln der Kulturstiftung der Länder restauriert und anschließend vollständig digitalisiert.

Von 1816, als beide sich in Frankfurt kennenlernten, bis zu Börnes Tod 1837 war Jeanette Wohl seine wichtigste Bezugsperson. Sie war zugleich oder abwechselnd ‚Muse und Geliebte‘, ‚mütterliche Freundin‘ und ‚literarische Agentin‘ im heutigen Sinne. Die komplizierte Beziehung beider spiegelt sich schon in der Briefanrede. Sie beginnt unverfänglich mit „Freundin“ und wechselt im weiteren Verlauf des Briefwechsels zwischen, „geliebte Seele“,

„ehrwürdige Matrone“, „Mama“, „Stiefmütterchen“, „Tochter Israels“, „Cousine“, „Engel“, „Kamerädin“, „liebes Kind“, „mein Weibchen“ und „Frau“ und machte alle Stadien von erklärter Liebe, Hochzeitsplänen, geschwisterlicher Vertrautheit, aber auch von unterstützender Planung einer literarischen Karriere bis zur geschäftstüchtigen Unterstützung durch. Wie weit die Abhängigkeit Börnes von Jeanette Wohl tatsächlich ging, lässt die Grußformel vieler Briefe aus den frühen 20er Jahren ahnen. Börne zeichnet ab Ende Mai 1820 häufig mit „Dr. Börne, geb. Wohl“. Auf eine Nachfrage seiner Freundin, ob er diese Grußformel auch an andere Briefpartner verwende, spottet er im Antwortbrief vom 22. Oktober 1821: „Warum schreiben Sie mir nie Wohlgebohren? Bei mir ist das doch kein leeres Wort, denn ich bin doch wirklich, wie ich mich unterschreibe, ein Wohl=Gebohrner. Ueber Ihre Besorgnis, daß ich in der Zerstreung einmal diese Umschrift auch gegen Fremde gebrauchen möchte, habe ich lachen müssen wie die seligen Götter im Olymp.“ (S. 227) In einigen wenigen Briefen, mit denen er auf strenge Aufforderungen Wohls reagiert, unter allen Umständen das Zeitschriftenprojekt „Die Wage“ weiterzuführen, ersetzt er seine Unterschrift durch „Dr. Börne, geb. Wage“. Der Briefwechsel dokumentiert eindrucksvoll das Schwanken Börnes zwischen enormen literarischen Aktivitäten, zwischen strategischen Versuchen, Mitarbeiter unterschiedlicher Zeitungen zu werden, ohne jedoch eine ihm angebotene redaktionelle Verantwortung zu übernehmen, und zwischen von ihm selbst brieflich konstatiertes „Faulheit“. Auf der anderen Seite informieren die Briefe von Jeanette Wohl über ihre vielfältigen Versuche, Börne zu vermarkten. Immer wieder fordert sie ihn auf, belastbare Verträge mit Cotta abzuschließen und das begonnene Zeitschriftenprojekt „Die Wage“ weiterzuführen. Schließlich beginnt sie schon in den 1820er Jahren, Börnes Briefe redaktionell für eine spätere Publikation zu bearbeiten.

Der erste Band des Briefwechsels zwischen Ludwig Börne und Jeanette Wohl enthält mit 183 Briefen ein knappes Drittel der über 700 überlieferten Briefe. Wenn man das „Verzeichnis der Briefe“ kurz durchblättert, fällt als erstes eine ca. anderthalbjährige Lücke im Briefwechsel zwischen dem 15. Juni 1822 und dem 17. März 1824 auf. Doch fehlen hier nicht etwa Briefe, sondern Ludwig Börne und Jeanette Wohl hielten sich zu dieser Zeit gemeinsam in Paris auf. Auch andere, eher kürzere Intervalle, in denen der Briefwechsel aussetzt, gehen darauf zurück, dass beide Briefpartner diese Zeiträume gemeinsam verbrachten.

Knapp zwei Drittel der Briefe stammen aus der Feder von Börne (115) und 68 Briefe von Jeanette Wohl. Vergleicht man diese Zahl mit den bis-

herigen Ausgaben – die Ausgabe „Sämtlicher Schriften“ (Rippmann) teilt aus dem entsprechenden Zeitraum nur 22 erheblich gekürzte Briefe von Jeanette Wohl an Börne mit – so wird augenfällig, worin ein besonderes Alleinstellungsmerkmal der vorliegenden Edition begründet liegt. Zum ersten Mal werden sämtliche Briefe von Jeanette Wohl, die bisher nur in gekürzten Fassungen (vgl. auch die 1907 von Elisabeth Mentzel herausgegebene Ausgabe der Briefe Jeanette Wohls) vorlagen, vollständig publiziert. Gemeinsam mit den Briefen von Ludwig Börne werden sie in neuerarbeiteten Transkriptionen in einer textzuverlässigen Form präsentiert.

Dabei stellen Jeanette Wohls Briefe nicht nur einfach eine Ergänzung zu Börnes eigenen Briefen dar, sondern sie sind bedeutende Dokumente einer privaten Beziehung, die weit über den Bereich persönlicher Mitteilungen hinausgehen. Zeigen sie doch, welche Rolle Jeanette Wohl als „Muse“ und Literaturagentin, aber auch als mehr oder weniger verständnisvolle Beraterin in vielen wenn nicht gar allen Fragen der praktischen Lebensführung – bis zur Anschaffung passender, aber günstiger Kleidung – innehatte. Am 11. Mai 1822 beginnt Börne seinen Brief völlig euphorisch mit Beschreibung seines Gefühlszustands nach Erhalt von mehreren Briefe der ‚geliebten Freundin‘: „Innerhalb 24 Stunden habe ich 3 Briefe von Ihnen bekommen. So glücklich bin ich noch nie gewesen.“ (S. 538)

Die Editionsrichtlinien, soweit sie die Textherstellung betreffen, entsprechen mit geringfügigen Abweichungen den heute üblichen Standards bei Briefeditionen aus dem Bereich der neueren Literaturwissenschaft. „Die Transkriptionen“, so die Herausgeber, „folgen weitgehend diplomatisch getreu dem Original: Orthographie, Interpunktion und grammatikalische Eigentümlichkeiten blieben unangetastet“ (S. LXXIV). Grundsätzlich wurde auf eine Trennung von Text und Apparat verzichtet. Anmerkungen zu den einzelnen Briefen erfolgen jeweils am unteren Seitenrand. Dabei wird durch unterschiedliche Zeichensysteme unterschieden zwischen Einzelstellenerläuterungen und textkritische Mitteilungen, in denen sämtliche Eingriffe der Editoren nachgewiesen werden.

Leider scheint auch bei dieser Briefedition der übliche Blocksatzzwang eine „weitergehende“ Authentizität der Textgestalt verhindert zu haben. Denn eine Neuedition, die versucht die Briefe möglichst so zu präsentieren, wie sie der Briefempfänger wahrgenommen hat, hätte den Zeilenfall des Brieftextes nachbilden müssen. Zumal die Herausgeber in ihren Editionsrichtlinien es als ihr Haupanliegen bezeichnen, einen „möglichst authentischen Text zur Verfügung zu stellen, der das Original so gut als möglich

abbilden bzw. die Historizität der Texte sichtbar machen soll.“ (S. LXXV) Immerhin, die Unterteilung der Briefe in Absätze wurde im Gegensatz zur Praxis bei den bisherigen Editionen dem Original nachgebildet. Warum allerdings der Blattwechsel nicht im Fließtext angezeigt wird, ist nicht recht nachvollziehbar. Eine auch vom gehobenen Preisniveau eher für ein kleineres wissenschaftlich interessiertes Publikum gedachte Edition, hätte bei der Textgestaltung konsequenter verfahren können.

Zudem hätten die Editoren einige Faksimiles von Brieforiginalen der Briefpartner, die ja sämtlich in digitaler Form vorliegen, beilegen sollen. Und dies nicht nur zur Illustration, sondern im ureigenen Interesse derjenigen, die die Herkulesarbeit der Transkription der Börnischen Briefe übernommen haben.

Auch wenn die Neuedition endlich verlässliche Brieffassungen präsentiert, muss doch darauf hingewiesen werden, dass die Editoren in wenigen Einzelfällen zumindest die wenigen in die Brieftexte von Börne integrierten Zeichnungen hätten abbilden sollen. In seinem Brief vom 16. März 1822 hat Börne mit brauner Tinte eine Zeichnung am unteren Blattrand angefügt, auf der ein an einem Baum hängender Selbstmörder dargestellt ist. Rechts daneben hat Börne ein achtzeiliges Gedicht notiert, in dem er auf die große Geldnot des Verfassers der „Wage“ anspielt: „Wandrer steh' und Weine! / Diese schlotternden Gebeine, / Sind dem Verfasser der Wage. / Nicht Krankheit noch Liebesplage, / Nur zeitiger Mangel an Geld / Führten mich aus dieser Welt / Hätt' man mir 100 fl. gegeben / Wär' ich heute noch am Leben.“ – In den „Sämtlichen Schriften“ (Rippmann) ist diese Zeichnung abgebildet, darunter stehen Börnens die Zeichnung erläuternde Verse, wenn auch nicht positionsgetreu. Auch andere kleinere Zeichnungen fehlen leider und die editorischen Hinweise bzw. Beschreibungen in den Anmerkungen können diesen Mangel nicht ersetzen. Besonders in Börnens Brief vom 26.-29. August 1821 (Brief 34), in dem er einen ‚Kleinkrieg‘ mit seinem „unorthographischen Engel“ (J. Wohl) um die Rechtschreibung einzelner Wörter führt, geht die Pointe des Briefschlusses völlig verloren. Nicht befriedigend gelöst wurde das Problem bei einer rein chronologischen Anordnung des Briefwechsels, für den Leser nachvollziehbar zu machen, welche Briefe aufeinander antworten. Ein kleiner Verweis im standardisierten Briefkopf oder ein Hinweis in den Anmerkungen auf die Briefnummer des Antwortbriefs bzw. auf einen evtl. fehlenden Antwortbrief wäre ein Schritt in eine größere Benutzerfreundlichkeit gewesen.

Die Einzelstellenkommentare bieten wesentliche Informationen, die das historische Umfeld des Briefwechsels erhellen. Wichtige Hintergrund-

informationen zum privaten Umfeld der beiden Briefpartner, zu Personen und Ereignissen aus dem politischen und kulturellen Leben helfen auch verschlüsselte Anspielungen und abgelegene Berichte von Börne und Jeanette Wohl in den werkhistorischen Kontext einordnen zu können. Eine besondere Rolle spielt dabei das für Börnes literarisches und journalistisches Schaffen so wichtige zeitgenössische Literatur- und Theaterleben an den jeweiligen Aufenthaltsorten von Frankfurt über Stuttgart bis zur europäischen Metropole Paris. Dabei gelingt den Herausgebern in erfreulichem Maße, eine nicht immer einfache Ausgewogenheit zwischen notwendiger Information und gebotener Knappheit einzuhalten.

Die werkbiographische Einordnung des vorliegenden Briefwechsels, die Andreas Schulz in seinem klugen Vorwort vornimmt, kann der geneigte Leser nachvollziehen. „Nach eigenem Bekunden“, so betont Schulz, „entwickelte Börne sich im Jahrzehnt zwischen Restauration und Pariser Julirevolution 1830 vom gemäßigten Liberalen zum entschiedenen Republikaner.“ (S. XLV) Börnes Eintreten für Demokratie und Pressefreiheit erregte in den 1830er Jahren zunehmend den Argwohn der Zensur, der er mit Satire und Witz begegnete. In den berühmten „Briefen aus Paris“ seziert Börne seine Gegenwart mit scharfem Blick und verknüpft in seiner literarischen Produktion Literaturkritik mit Zeitdiagnose. Seine eigenständige publizistische Laufbahn jedoch beginnt, und das zeigt der Briefwechsel mit Jeanette Wohl nachdrücklich, mit der eigenen Zeitschrift „Die Wage“ (ab 1818), in deren „Ankündigung“ Börne sich für eine Erneuerung der Kritik stark macht.

Wie schwierig es für Ludwig Börne war, im Herbst 1819 im Frankreich der Restaurationszeit, als Journalist Fuß zu fassen, zeigen nachdrücklich die sieben Briefe aus Paris an Jeanette Wohl. „So werde ich wohl ein Jahr nöthig haben, um im Französischen die nöthige Fertigkeit zu erwerben. [...] Ich habe einen guten Grund von französischer Sprachkenntnis, nur ist es alle aus Mangel an Uebung wie eingefroren“ (S. 58/60), schrieb er Anfang November 1819. Auch schmeckt ihm das Essen in den Pariser Restaurants nicht: „Alles so gesalzen, so überwürzt“; auch der „Wein ist schlecht, oder man müsste vom theuersten nehmen.“ Das Sprachproblem hat sein jüngerer Schriftstellerkollege Heinrich Heine, der in einem ähnlichen Alter, aber erst über ein Jahrzehnt später im Mai 1831 nach Paris umsiedelte, anders gelöst: „Mit dem Französischen haperte es etwas bey meiner Ankunft; aber nach einer halbstündigen Unterredung mit einer kleinen Blumenhändlerin im Passage des Panoramas ward mein Französisch, das seit der Schlacht bey Waterloo eingerostet war, wieder flüssig.“ („Geständnisse“) Und seinem

Freund Christiani gibt er im Juli 1833 den Tipp: „Was mich betrifft, so fehlt es mir auch nicht an [...] Uebung im Französischen. Was das aber eine große Uebung ist, die man durch die Französisinnen erlangt, das ist was außerordentliches! [...] Die Schwierigsten Conjugationen werden einem fast spielend beygebracht.“ Ludwig Börne hingegen fühlt sich bei seiner ersten Stippvisite in Paris zunehmend „unglücklich“. Ohne seine Freundin, verlaufen die Tage „einförmig“ und er gesteht Jeanette Wohl: „Sie waren die Hälfte meines Geistes, und diese Hälfte ist von mir gewichen.“ (S. 69) Nachdem ein in Paris geplantes Zeitungsprojekt endgültig gescheitert ist, beschließt Börne, seinen Parisaufenthalt abzubrechen. Am 14./17. November 1819 schreibt er an seine Freundin: „Ich fühle mich täglich unbehaglicher, und ich muß nach Hause zurück. Dazu bin ich fest entschlossen, und ich werde in wenigen Tagen abreisen.“ (S. 71)

Bernd Füllner (Düsseldorf)

Anne Stähr: „...eine Mischung von Sinnlichkeit und Witz ...“ Ironische Inszenierung der Geschlechter in Heinrich Heines Lutezia. Bielefeld: Aisthesis, 2012.

„Heine entwirft in der *Lutezia* ein Bild der europäischen Gesellschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die in zunehmendem Maße von Imagines des ‚Anderen‘, Devianten, Fremden und Exotischen beherrscht wird.“ Anne Stähr geht in ihrer Studie, mit der sie 2011 an der Humboldt-Universität zu Berlin promoviert wurde, davon aus, dass diese Kategorien des Anderen jeweils geschlechtlich kodiert sind und untersucht sie im Zusammenhang des Geschlechterdiskurses im 19. Jahrhundert. Dabei konzentriert sie sich zum einen darauf, „auf welche Weise die Kategorie ‚Geschlecht‘ im Text hergestellt wird, welche Modifizierungen sie durchläuft und wie sie sich konstituiert“ (S.82); sie zeigt, wie diese mit weiteren Kategorien des ‚Anderen‘, wie des Jüdischen, des Orientalischen oder der von der Norm abweichenden Körperlichkeit, ineinander verschränkt ist und deckt zum anderen auf, wie Heine bestimmte Bilder und Klischees aus diesen Bereichen mit verschiedenen Spielarten von Ironie aushebelt oder zumindest in Frage stellt. Ironie wird dabei als Moment der Dekonstruktion verstanden, das die „Unhaltbarkeit starrer Kategorien deutlich macht.“ (S.135)

Ihrem diskursanalytischen Ansatz geschuldet fragt sie nicht in erster Linie nach der Intention der Texte, sondern zeigt durch Erhellung zahlreicher

gesellschaftlicher, politischer und rechtlicher Kontexte einzelne Aspekte in ihrem Zusammenhang mit dem sich im 19. Jahrhundert stark wandelnden Geschlechterdiskurs auf.

Obwohl an der einen oder anderen Stelle die sich wiederholenden Bemerkungen zur eigenen Vorgehensweise, Betonungen der Relevanz, Bekenntnisse zum diskursanalytischen Ansatz und zur Genderforschung sicher hätten ausbleiben können, ist die Sorge, die Methode bzw. das Konzept könne sich vor den untersuchten Textdrängen, hier unbegründet. Durch den differenzierten Umgang mit Begriffen und das auf die untersuchten Texte angepasste Instrumentarium ermöglicht Stähr eine neue Einsicht nicht nur in den kulturellen Zusammenhang, sondern auch in strukturelle und inhaltliche Eigenarten der Texte. Gerade für die Tagesberichte scheint dieser Ansatz einen besonderen Wert zu haben, da diese in dem größeren Zusammenhang beleuchtet werden, in dem sie einerseits entstanden sind und den sie andererseits zum Gegenstand haben. Die kulturelle Einordnung bzw. Auffächerung von Einzelaspekten ist damit gleichzeitig als Auflösung von aus heutiger Sicht kommentarbedürftig gewordenen Äußerungen bei Heine zu verstehen.

Der Textanalyse stellt Stähr ein theoretisches Kapitel voran, in dem sie Begriffe erläutert und die Konzepte vorstellt, die in der Analyse zum Einsatz kommen. Die Analysen einzelner Artikel erfolgen dann in vier weiteren Hauptkapiteln, die sich der Vergeschlechtlichung des Jüdischen, der Interferenz der Kategorien Orientalismus, Judentum und Geschlecht, dem Phänomen des Raums (hier der Stadt Paris in Verbindung mit Prostitution) und schließlich dem Prinzip der Maskerade in Bezug auf Körper und Geschlecht widmen.

Da Heines *Lutezia* nicht allein als überarbeitete und ergänzte Sammlung journalistischer Tagesberichte verstanden wird, sondern als literarischer Erzähltext und als ein „in sich durchgehend konzeptualisiertes und einheitlich organisiertes Produkt“ (S.14), ist ihr besonders daran gelegen, den Unterschied zwischen „realer Praxis und Diskurs“ (S.168) deutlich zu machen. So legt sie beispielsweise Wert darauf, dass der autobiographische von dem als Flaneur im Text inszenierten Heine streng unterschieden wird und so stellt sie auch „nicht die Frage nach biographisch-emotionalen Motiven des Textes, sondern nach den darin sichtbaren Geschlechterdiskursen.“ (S. 211)

Stähr untersucht zum einen die Darstellung einzelner Personen bei Heine, unter anderem Jenny Lindim Zusammenhang mit den Kategorien Raum, Stadt, Nationalismus und Prostitution, George Sand und deren androgynes Auftreten bzw. männliche Maskierung im Zusammenhang allgemein mit Geschlechtermaskerade und Victor Hugo unter dem Aspekt „Krankheit und

groteske Männlichkeit“. (S.188) Zum anderen spielt stets die (Selbst-)Inszenierung und Funktion des Erzählers eine Rolle, insbesondere die Erschütterung der eigenen Behauptungen durch Ironie.

Aus der Vielzahl behandelter Themenkomplexe und Einzelphänomene soll der Umgang mit dem Flaneur-Begriff herausgestellt werden, über den Stähr einen Mechanismus der ironischen Unterwanderung von Geschlechterkonzepten aufzeigt: „Die Figur des Flaneurs“, heißt es, „steht nun für ein literarisches Konzept, das auf ironische Weise – jedoch immer aus der Perspektive des männlichen Akteurs – Räume betrachtet und die darin buchstäblich verorteten Geschlechter wahrnimmt und erzählt.“ (S. 151) Stähr geht auf die sich verändernde Tradition des „flanierenden Literaten“ (S. 150) und die Wahrnehmung von Stadträumen ein, in denen dieser sich mit einer männlichen Perspektive bewegt und verschiedene Aspekte von Weiblichkeit in den Blick nimmt. Das gesellschaftliche Phänomen der Prostitution ist ebenso Gegenstand der Untersuchung wie die poetische Vorstellung der Stadt als Frau; zumindest erwähnt (und als Ansatzpunkt zur Vertiefung für weitere Studien zu Heines Werk verbleibend) wird auch der Aspekt des künstlerischen Prozesses selbst als Liebesbeziehung zwischen dem Künstler und dem behandelten Gegenstand. „Der Flaneur in der Lutezia“, heißt es weiter,

ist keinesfalls eine Figur, die zufällig Wahrgenommenes reproduziert. Vielmehr inszeniert er einen Raum, in dem weibliche Objekte assoziativ und dekorativ wirken, und schreibt sich auf diese Weise in die Tradition des männlichen Erzählers ein, in dessen Blick Frauen erst zu solchen werden. (S. 177)

So verdeutlicht Stähr die Planmäßigkeit, die der Figur des Flaneurs nicht inhärent zu sein, ihr vielmehr zu widersprechen scheint und die vor allem Grundlage für die ironische Aushebelung der aufgestellten Geschlechterzuschreibungen ist.

Nicht zuletzt ist die unaufgeregte Bedachtheit hervorzuheben, mit der es Stähr möglich ist, auch problematische Themen zu besprechen, da sie in ihrer Arbeit ganz ihrem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse folgt und an keiner Stelle selbst politisiert oder sich in ideologischen Streitfragen verstrickt.

Auch wer dem gelegentlich sperrigen Vokabular diskursanalytischer Ansätze oder dem Forschungsbereich der Gender Studies generell eher skeptisch gegenübersteht, wird dieser Arbeit ein differenziertes, undogmatisches, werkerhellendes Vorgehen nicht absprechen können.

Janina Schmiedel (Hannover)

Commitment and Compassion. Essays on Georg Büchner. Festschrift for Gerhard P. Knapp. Edited by Patrick Fortmann and Martha B. Helfer. Amsterdam – New York: Rodopi, 2012.

Dass dem verdienstvollen Büchner-Forscher Gerhard P. Knapp im ersten der beiden aufeinander folgenden ‚Büchner-Jahre‘ (2012: 175. Todestag, 2013: 200. Geburtstag) eine inhaltlich hochwertige Festschrift gewidmet wird, die bemerkenswerte neue Beiträge zur Büchner-Forschung versammelt, ist überaus erfreulich. Bezüglich unserer literarischen Gesellschaft, dem Forum Vormärz Forschung, ist besonders hervorzuheben, dass ihr fast die Hälfte der BeiträgerInnen als Mitglieder verbunden sind. Dies – wie der ebenfalls 2012 in den Vormärz-Studien des FVF von (der auch in diesem Band vertretenen) Ariane Martin und Isabell Stauffer herausgegebene Band „Georg Büchner und das 19. Jahrhundert“ – unterstreicht die außerordentliche Wertschätzung, die Georg Büchner in unserer Forschervereinigung genießt. Und dass das Werk Georg Büchners auch im literarischen Gedächtnis der Jetztzeit noch überaus lebendig ist, beweist ein Blick in die Spielpläne der deutschsprachigen Bühnen dieser beiden ‚Büchner-Jahre‘, die eine stattliche Anzahl von Büchner-Inszenierungen (mit z.T. großem Presseecho) ausweisen.

Dies ist wohl – so formuliert es Patrick Fortmann in seiner Einleitung zutreffend – der „perpetual contemporancy“ (15) von Büchners Werken geschuldet, die, ob als historisches Drama, Komödie, Sozialdrama, Novelle oder Pamphlet, die Konventionen des jeweiligen Genres innovativ durchbrochen und Büchners Ruf als Avantgardeautor des Vormärz und eben auch weit darüber hinaus bis in unsere Gegenwart begründet haben.

Einen der Schwerpunkte des Bandes bilden Untersuchungen zu Wechselbeziehungen zwischen Literatur- und Wissen(schaft)sgeschichte in den Werken Büchners, der, wie es Nicolas Pethes formuliert, in letzter Zeit geradezu „ein Lieblingsautor all derjenigen“ (211) geworden ist, die sich besonders für diese Zusammenhänge interessieren. (Beiträge zum Verhältnis Wissen(schaft) und Literatur bei Büchner erschienen zuletzt auch in den FVF-Jahrbüchern 2009, „Literatur und Recht im Vormärz“, und 2011, „Wissenskulturen des Vormärz“.) Die Beiträge von Pethes, der Büchners Texte als „Fallgeschichten“ im Sinne eines „anthropologischen Textarchivs“ (215) liest, und Gideon Stiening, der den „politischen und politiktheoretischen Vorstellungen Büchners zu Recht und Gesetz“ (21) nachgeht, untersuchen Anteile der Werke Büchners an zeitgenössischen Wissensordnungen (212). Insbesondere Pethes geht es darum, deutlich werden zu lassen, „wie Büchners

Dramen und seine Erzählung wissenschaftliche und literarische Perspektiven auf das Engste miteinander verknüpfen“, wie seine Schreibweise Wissen und Literatur integrieren – und zwar in der Darstellungsform „des Falls bzw. der Fallgeschichte“ (213). „Lenz“ und „Woyzeck“ sind für Pethes „schlagende Belege für die Wissenspoetik fallbasierter Schreibweisen“ (226), abschließend kann er auch hinsichtlich „Danton's Tod“ plausibel machen, „wie die Beobachtung des menschlichen Individuums als empirischer Einzelfall zur Basisstruktur einer Wissenschaft und Literatur integrierenden Kultur der Moderne wird.“ (229)

Einen weiteren Schwerpunkt bildet der Komplex Langeweile/Melancholie/Zeit(erfahrung) im Werk Büchners, zu dem Patrick Fortmann und Norbert Otto Eke aufschlussreiche Beiträge beisteuern. „Büchners Texte“, stellt Fortmann zutreffend fest, „werden von gelangweilten und melancholiegeplagten Figuren bevölkert“ (164). Danton, Lenz, Leonce, sie (und noch weitere Figuren) geben Zeugnis vom „desaströsen Effekt [] dieses allgegenwärtigen Leidens“ (164). Seit dem späten 18. Jahrhundert ist eine Verfestigung und Regulierung von Biographien zu beobachten, für die Luhmann den Begriff ‚Karrieren‘ geprägt hat. Über sie kann zwar Individualität entfaltet werden, aber immer in gesellschaftlich kontrollierten Mustern, was sie weitgehend vorhersehbar macht und Langeweile und schließlich Melancholie erzeugen kann. Mit dieser problematisch werdenden „Modellierung des Selbst und der Gestaltung der Identität“ (163) sehen sich Büchner und viele seiner Zeitgenossen um 1830 konfrontiert, die die Möglichkeiten, unter den gegebenen Bedingungen „ihren Platz in der Gesellschaft, ihren Ort in der Geschichte und ihre Stelle in der Kultur“ (164) finden zu können, zunehmend skeptisch beurteilen. In Büchners Texten ist diese Problematik überall präsent, ohne dass jedoch Lösungsansätze geboten würden, die in der Realität Bestand haben könnten. Im Gegenteil: In keinem der von ihm thematisierten Felder – Politik, Wissenschaft, Religion und Poesie – lassen sich in Büchners Texten Erfolg versprechende Lebenspläne identifizieren, die verlässlich Orientierung liefern könnten: „Zwischen Restauration und Romantik geraten Lebenskarrieren in Bewegung“, aber „sie laufen ins Leere“ (178). Nach Eke wird zu Beginn der ersten Szene des zweiten Akts von „Danton's Tod“ „der im Verlust des Kairos begründete Bruch im Zeitbewusstsein markiert, der um 1800 in einem starken Maße an die Vorstellung der Langeweile gekoppelt wird: Zeit als ‚Gestaltungsprinzip‘ [...] wird fraglich“ (183), zurück bleibt die Erfahrung bloßer Zeitlichkeit in einer „ereignislosen, leeren Gegenwart“

(ebd.). Sie erfährt im Vormärz eine „eminent politische Ladung“ (ebd.) durch die Wahrnehmung der Differenz zwischen dynamisierter Beschleunigung (tiefgreifende soziale, politische, ökonomische, technische, wissenschaftliche Veränderungen in vergleichsweise sehr kurzer Zeit) und der fortschreitenden Desillusionierung der Überzeugung, auf diesen Prozess steuernd Einfluss nehmen zu können. Büchners Werke, so Eke, schließen „die vormärzliche Langeweile-Erfahrung an die Reflexion auf den historischen Prozess“ an, „ohne dass der kalte Blick des Zeitdiagnostikers Büchner ein Entkommen aus der Erfahrung des gleichermaßen Zeit- und Identitätsverlust eröffnete“ (184).

Wie überaus lohnend und ergiebig eine Relektüre auch noch nach jahrzehntelanger wiederholter Auseinandersetzung mit einem so fulminanten Stück wie dem Revolutionsdrama „Danton's Tod“ sein kann, belegt nachdrücklich Harro Müllers neuerliche Lektüre dieses „verstörende[n], hochkomplexen[n], polyperspektivische[n] und paradoxe[n] Drama[s]“ (62). Müller liest dieses Drama über ‚die Mutter aller neuzeitlichen Revolutionen‘ als einen Ausdruck radikalen Zweifels gegenüber der Legitimität aller politischen Versuche, das ‚Bessere‘ gegen den das Althergebrachte verteidigenden (oder nur anders denkenden) Gegner, den ‚Feind‘, mittels Gewalt – sei sie nur rhetorisch oder schon ganz und gar physisch – durchsetzen zu wollen. Insbesondere Robespierre und noch stärker St. Just stehen in „Danton's Tod“ für einen Fundamentalismus, der seine Protagonisten deformiert und ihre Ausgangsüberzeugungen geradezu pervertiert. (Man bedenke, dass der historische Robespierre sich zu Beginn der Revolution für eine Abschaffung der Todesstrafe eingesetzt hatte!) Geschichte, so legt es Büchners Drama nahe, ist zunächst Gewaltgeschichte, nicht beherrschbar, nicht vorhersehbar und auf keinen Fall durch „kausale, finale oder teleologische Gesetze bzw. Gesetzmäßigkeiten bestimmt“ (58). Müllers subtile Lektüre macht auf überzeugende Weise deutlich, was für ein hochreflexives historisches Drama uns Büchner hinterlassen hat, das nach wie vor imstande ist, uns bei allen unseren ambitionierten Zukunftsentwürfen immer wieder die extrem kontingenzgefährdete Ausgangslage vor Augen zu führen, die das Erreichen der hochgesteckten Ziele immer unwahrscheinlich macht – und im Falle der genannten vermeintlichen revolutionären Subjekte der Französischen Revolution sogar ins Gegenteil verkehrt.

Die ausgewiesenen Büchner-Philologen (und FVF-Mitglieder) Herbert Wender und Henri Poschmann nehmen in ihren Beiträgen in gewohnt kompetenter Weise zu „offenen Fragen der Büchneredition“ (303) (Wender)

bzw. zum „Fragmentstatus von Büchners wirkungsmächtigstem Werk“ (325) „Woyzeck“ Stellung.

Die Herausgeber haben Gerhard P. Knapp in Büchners 175. Todesjahr mit einer ergiebigen Festschrift bedacht, die sowohl dem Geehrten wie dem behandelten Dichter zur Ehre gereicht.

Detlev Kopp (Bielefeld)

Anastasius Grün: Spaziergänge eines Wiener Poeten. Textkritisch herausgegeben und kommentiert von Ralf Bogner. Hamburg: tredition, 2011.

Anastasius Grün alias Anton Alexander Graf von Auersperg (geb. 11. April 1806, gest. 12. September 1876) gilt als ein Hauptvertreter der politischen Lyrik des österreichischen Vormärz. In seinen zahlreichen Publikationen reflektierte er über das zeitaktuelle Geschehen in der Habsburgermonarchie, analysierte die österreichische Gesellschaft und kritisierte den Staat und das regierende Herrscherhaus. Der adelige Großgrundbesitzer aus Krain (heutiges Slowenien) veröffentlichte 1830 unter dem Pseudonym Anastasius Grün seinen ersten Gedichtzyklus um Maximilian I. mit dem Titel *Der letzte Ritter*. Zahlreiche Reisen nach Deutschland, Italien, Frankreich und England ließen den literarisch ambitionierten Grafen mit führenden Intellektuellen und kulturellen Größen Europas in Kontakt kommen. Die *Spaziergänge eines Wiener Poeten* wurde anonym erstmals im Jahre 1831 bei Hoffmann und Campe in Hamburg veröffentlicht. Die Gedichtsammlung erntete große Anerkennung und erregte aufgrund ihrer zeit- und regierungskritischen Aussagen großes Aufsehen im deutschsprachigen Raum. Bis zum Jahre 1876 erlebten die *Spaziergänge* insgesamt acht, durch einige Gedichte kontinuierlich angereicherte Auflagen. Die österreichischen Behörden konnten erst 1838 das Geheimnis um die Identität des Verfassers der *Spaziergänge* lüften und Kanzler Metternich stellte Auersperg vor die zweifelhafte Wahl, entweder das Land zu verlassen oder in Zukunft nichts mehr zu publizieren. Der adelige Poet wählte den zweiten Weg, schränkte seine publizistische und literarische Tätigkeit massiv ein, verstärkte hingegen allerdings seine innerpolitischen Aktivitäten. 1845 unterschrieb er neben zahlreichen führenden Kulturpersönlichkeiten die von Hammer-Purgstall und Bauernfeld verfasste Petition *Denkschrift über die gegenwärtigen Zustände der Zensur in Oesterreich* und wurde im Revolutionsjahr 1848 zum Abgeordneten des Frankfurter Vorparlaments gewählt. Erst 1850 begann er mit der *Pfaff vom*

Kahlenberg und einer Sammlung von Übersetzungen slowenischer Volkslieder (*Volkslieder aus Krain*) wieder literarisch tätig zu werden. 1860 wurde er zum außerordentlichen Mitglied des Herrenhauses ernannt, gehörte 1861 bis 1866 dem Krainer Landtag an und war von 1867 bis 1870 im Landtag der Steiermark politisch tätig. Im Herbst 1876 starb Auersperg an den Folgen eines Schlaganfalls.

Galt die Gedichtsammlung *Spaziergänge eines Wiener Poeten* unter Auerspergs Zeitgenossen in einem von Zensur und politischer Bevormundung geprägten Klima als politische Bombe und zeitkritische Sensation, so geriet sie ab den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts zunehmend in Vergessenheit. Die nun im Georg Olms Verlag vorliegende, von dem an der Universität des Saarlandes lehrenden Germanisten und Professor für Neuere Deutsche Literatur Ralf Bogner herausgegebene und kommentierte textkritische Edition hat ihr im editorischen Bericht explizit angeführtes Ziel, Auerspergs Poesie sowohl Germanistikstudenten als auch einem breiteren historisch und literaturwissenschaftlich interessierten Publikum näher zu bringen, nicht verfehlt. Die Gedichte sind übersichtlich und ansprechend präsentiert, mit editionsgeschichtlichen und textkritischen Anmerkungen und einem fundierten Sprach- und Sachkommentar versehen. In einem Nachwort bietet der Herausgeber zusätzliche Informationen über den Autor Auersperg, die Entstehungsgeschichte, die verschiedenen Auflagen und den Aufbau und die Form der Gedichte. Sowohl die politische Zielrichtung als auch die literaturhistorische Wirkung und Bedeutung von Auerspergs Poesie werden in einigen Absätzen kommentiert. Der texteditorische Anhang wird mit einer ausführlichen Bibliographie, einem den Primärtext erschließenden Register der Gedichttitel und -anfänge und einem Personenregister abgeschlossen. Der Herausgeber betont in seinem Nachwort zu Recht, dass die rhetorisch teils überfrachtete, an Metaphorik reiche Gedankenlyrik von Auersperg für den heutigen Leser schwer zugänglich erscheint. Die politische und zeitaktuelle Kritik der *Spaziergänge* erfolgt unterschwellig, dezent und wird hauptsächlich subversiv und mit Hilfe intertextueller Bezüge zwischen den einzelnen Gedichten eingesetzt. Für Germanistik- und Literaturstudenten bietet daher die vorliegende textkritische Ausgabe einen ausgesprochen hilfreichen Textkommentar, der viele der vom Vormärzdichter bewusst versteckten Andeutungen und Allusionen auf zeitgeschichtliche Ereignisse (Schlachten, gesellschaftliche Gepflogenheiten, soziale Missstände, Zensurwesen uvm.) durch präzise, kurzgefasste Erklärungen klar und erkenntlich und dadurch die Bedeutung der Verse in ihrer damaligen Brisanz und Aussagekraft überhaupt

erst zugänglich macht. Der versierte Literaturwissenschaftler und Germanist kann sich seinerseits über eine saubere textkritische Edition dieser bedeutenden Vormärz-Gedichtsammlung freuen. Die Anführung der verschiedenen Schreibvarianten und die Aufnahme der im Laufe der acht Auflagen vom Dichter kontinuierlich hinzugefügten Gedichte machen diese Edition zu einem literarisch-poetischen Lesegenuss und zu einem unverzichtbaren Referenzwerk für die zeitkritische Dichtung des österreichischen Vormärz.

Barbara Tumfart (Wien)

Jenny Warnecke: Frauen im Strudel gewaltiger Thaten. Louise Astons „Revolution und Contrerevolution“ (1849). Sulzbach: Ulrike Helmer Verlag, 2011.

Louise Aston: Revolution und Contrerevolution. Hg. von Jenny Warnecke. Sulzbach: Ulrike Helmer Verlag, 2011.

Die Wiederentdeckung des durchaus beachtlichen Korpus der Literatur von Schriftstellerinnen vergangener Jahrhunderte geht im deutschen Sprachraum eher schleppend voran. Das liegt nicht nur daran, dass die literaturwissenschaftliche Frauenforschung durch die Genderforschung abgelöst wurde, sondern vor allem daran, dass dementsprechend interessierte Wissenschaftlerinnen oft weder über universitäre Posten noch Drittmittel verfügen.

Da ist Jenny Warneckes historisch-kritische Ausgabe von Louise Astons 1848er Roman „Revolution und Contrerevolution“ und ihre Monographie zu diesem Werk durchaus als Meilenstein der Forschung zu bezeichnen. Damit hat sie einen neuen Zugang zu einer der farbigsten Persönlichkeiten der Revolution von 1848 geschaffen. Astons „Revolution und Contrerevolution“ erschien bereits 1849 und war einer der ersten Romane, die die Revolution literarisch verarbeiteten. Damit hat er doppelte Relevanz, einerseits als zeitnaher literarischer Blick auf die Ereignisse, andererseits durch seine innovative Heldin Alice von Rosen, die als Anführerin der Revolution dargestellt wird.

Der Roman setzt in Wien, im Frühmärz 1848 ein. Hier werden die handelnden Personen vorgestellt, allen voran die fiktive Alice von Rosen und der Fürst Lichninsky, der nur ein leicht verbrämtes Abziehbild des Fürsten Lichnowsky ist. Um sie herum gruppieren sich verschiedene Personen, der intrigante Pater Angelikus, sowie Ines, die ehemalige, rachsüchtige Geliebte Lichninskys und ihr Sohn Salvador. Während Alice von Rosen versucht, die

Revolution durch Intrigen voranzutreiben, versuchen andere, sie zu konterkarieren. Aus revolutionären Gründen fährt Alice nach Berlin, wo das zweite Buch spielt. Den ersten Blick werfen die Leserinnen und Leser aber nicht auf einen revolutionären Salon oder eine Versammlung, sondern auf eine Proletarierfamilie, hier ist es der Alltag der Fabrikarbeiterin Anna, der im Vordergrund steht. Die Relevanz dieser Episode wird erst nach und nach klar, Anna ist die Schwester des revolutionären Anführers Ralph, der wiederum ein Freund Alice von Rosens ist. Über ihn lernen Leserinnen und Leser dann die Welt der revolutionären Versammlungen, die roten Salons und das Gefängnis kennen. Im Mittelpunkt des zweiten Buchs steht aber die Nacht vom 18. auf den 19. März, mithin die Barrikadenkämpfe, bei denen Alice von Rosen und Ralph Seit an Seit kämpfen. Liebe und Intrigen spielen allerdings auch eine wichtige Rolle. Der letzte Teil von „Revolution und Contrerevolution“ spielt in Dänemark und Frankfurt. Alice von Rosen kämpft im Dänemarkfeldzug als Freischärlerin. Sie kommt hinter den Plan, dass Preußen, gegen den Willen des Paulskirchenparlaments, Dänemark einen Waffenstillstand anbieten will. Alices Geliebter Lichninsky spricht sich für diesen aus und wird vom Sohn seiner Rache suchenden Exgeliebten Ines erdolcht, was Alice, die inzwischen nach Frankfurt geeilt ist, aus politischer Enttäuschung nicht verhindert.

Jenny Warnecke hat diesen Roman sorgfältig editiert und annotiert. Ein kurzes Vorwort stellt Louise Aston vor, ein sorgfältiger Anmerkungsapparat sorgt für Hintergrundinformationen und erklärt heute ungewöhnliche Ausdrücke, historische Fakten und stellt reale Orte und Personen kurz vor. Ein weiterer Anmerkungsapparat listet die Angleichung der Rechtschreibung auf. Im Anhang werden die Editions-geschichte, der historische und der literarische Hintergrund erläutert. Besonders gelungen ist dabei Warneckes kurze Darstellung des Vormärz. Auf drei Seiten schafft sie es, den Leserinnen und Lesern die wichtigsten Merkmale der Epoche nahe zu bringen. Auch geht Warnecke auf heute eher unbekanntere Phänomene wie die Schleswig-Holstein-Frage und Revolutionsromane von Frauen ein. Gerade durch die Anmerkungen und Erläuterungen ist die Edition besonders überzeugend gelungen. Diese machen es möglich, dass er nicht nur von Fachleuten mit Gewinn gelesen werden kann, sondern auch von Studierenden oder Oberstufenschülerinnen und -schülern.

Louise Aston für Fortgeschrittene bietet dagegen Jenny Warneckes Monographie „Frauen im Strudel gewaltiger Thaten, Louise Astons Roman ‚Revolution und Contrerevolution‘ 1849“. Hier analysiert Warnecke nicht

nur Astons Revolutionsroman, sondern bietet gleichzeitig eine Einführung in Leben und Werk der unkonventionellen Schriftstellerin. Die war schließlich nicht nur eine literarische Chronistin der Revolution, sondern auch Protagonistin des Vormärz und der Revolution von 1848.

Warnecke beschreibt, dass Aston (1814-1871) sich nach der endgültigen Trennung von ihrem Gatten 1845 in Berlin niederließ und im Kreis der „Berliner Freien“ verkehrte. Sie hatte Kontakt zu den Junghegelianern, wie z.B. zu Bruno und Edgar Bauer. Bald wurde sie mit Gedichten und Romanen auch publizistisch aktiv. Zudem verfasste sie eine Schrift, in der sie ihre eigene Emanzipation rechtfertigt. Warnecke macht deutlich, dass sie deshalb schnell als klassische Vertreterin engagierter Vormärzliteratur galt. Wie die radikalen französischen Schriftstellerinnen trug auch sie häufiger Männerkleidung und rauchte Zigarren. Damit wurde sie zur Verkörperung staatlicher und gutbürgerlicher Revolutionsängste, symbolisierte aber auch in aller Radikalität das Bestreben nach dem Umsturz der bestehenden Verhältnisse in politischer wie in gesellschaftlicher Hinsicht, betont die Autorin. Vor und nach 1848 war sie deshalb zahlreichen gesellschaftlichen Repressionen ausgesetzt. Jenny Warnecke führt auch aus, dass die Furcht vor dem Umsturz der herrschenden Geschlechterbeziehungen dabei nicht auf staatliche und konservative Kreise beschränkt blieb, sondern teilweise von den 1848er Revolutionären geteilt wurde. Die damals noch recht kleine Frauenbewegung war aller Radikalität abhold, was Aston immer wieder zu Spott und Abgrenzung veranlasste, sagt die Autorin, die berichtet, dass Aston damit die besondere Abneigung von Louise Otto-Peters auf sich zog.

Der Roman „Revolution und Contrerevolution“ wird in Warneckes Monographie in vielen Facetten analysiert, etwa Astons ungewöhnliche, an Kamerafahrten erinnernde Erzähltechnik, die Zeitsprünge und die demokratische Erzählweise, die die Charaktere gleichberechtigt nebeneinander stellt. Warnecke kontextualisiert den Roman in mehrfacher Hinsicht, sie ordnet ihn ins Astonsche Gesamtwerk ein, aber auch in die damalige Frauenliteratur. Dabei wird klar, dass die progressiven französischen Autorinnen nicht nur im Bereich Emanzipationsmode Vorbild waren, sondern viel mehr noch in literarischer Hinsicht. Warnecke weist auch darauf hin, dass der Roman viele zentrale Streitpunkte von 1848 thematisiert, so etwa Religionskritik, Proletarierehend, Eigentum, Frauenunterdrückung usw. Zu Warneckes gelungensten Kapiteln gehört das Kapitel über die Eisenbahn als Metapher der Revolution in Astons Roman. Gerade bei der Gestaltung der Figur Lichninsky/Lichnowsky kann die Autorin auch zahlreiche Bezüge zu Heine und

Weerth erkennen. Sorgfältig wird hier herausgearbeitet, dass „Revolution und Contrerevolution“ viel mehr ist als ein melodramatischer Revolutionsroman, der neben Elementen, die an einen Mantel- und Degenfilm erinnern, auch eine Menge Tiefgang hat und die wichtigsten politischen und sozialen Themen der Zeit gekonnt und engagiert verhandelt.

Christina Ujma (Berlin/Paderborn)

Zensur im 19. Jahrhundert. Das literarische Leben aus Sicht seiner Überwacher. Hg. Bernd Kortländer/Enno Stahl. Bielefeld: Aisthesis, 2012.

Der deutsche Michel liegt am Boden und hat ein Schloss vor dem Mund, während man Germania die Flügel beschneidet und sie ankettet; die personifizierte Zensur trägt nicht nur eine übergroße Schere, sondern auch deutliche Züge von Wahnsinn. Detailreich überspitzt stellt der Maler Richard Seel die eingeschränkte Meinungsfreiheit unter dem Titel „Der Eintritt der Zensur in Deutschland“ dar und seine Karikatur bildet den Umschlag des hier zu besprechenden Bandes. Die von Bernd Kortländer und Enno Stahl vom Heinrich-Heine-Institut herausgegebene Schrift vereint die Vorträge eines germanistischen Symposions aus dem Jahr 2009, hier soll ein zweifach neuer Blick auf einen an sich durchaus traditionellen Forschungsgegenstand geworfen werden, der sich einerseits aus der wachsenden Digitalisierung von Archivbeständen ergibt, andererseits stehen nicht die zensierten Schriftsteller im Vordergrund, sondern es wird eine Perspektivierung vorgenommen, die der Untertitel der Herausgeberschrift deutlich macht: „Das literarische Leben aus Sicht seiner Überwacher“.

In seinem einführenden Artikel stellt Bernd Kortländer am Beispiel Heinrich Heines die verschiedenen Blickwinkel auf Zensur dar. Er skizziert zunächst die „historische und materielle Seite“, wechselt dann jedoch die Perspektive: „In mancher Hinsicht interessanter“, so sagt er, „ist die Frage danach, wie der Autor selbst sich zur Zensur verhalten hat, wie er mit ihr umgegangen ist. Denn Heine hatte schon früh damit begonnen, sich auf seine schriftstellerische Weise mit der Zensur auseinanderzusetzen.“ (13) Die Zensur wird also für den Dichter gleichsam zum Ausgangspunkt seines Schreibens und Heine „passte seine literarische Strategie an die indirekte Vorgehensweise der Zensur an.“ (15) Die Auseinandersetzung gipfelt in die nach Einführung der Pressefreiheit nicht ohne Ironie ausgerufenen Worte: „... ich kann nicht mehr schreiben, ich kann nicht, denn wir haben keine Censur!“

Die weiteren Aufsätze des Bandes sind in fünf Kapitel gegliedert; die „Funktionen der Zensur“ bearbeitet Kaspar Maase anhand des „Militäreinsatzes gegen ‚Schmutz und Schund‘“ im Ersten Weltkrieg, und Bodo Plachta zeigt an ausgewählten Dokumenten, wie Zensurlücken gekennzeichnet wurden, von Auslassungen und Schwärzungen im Text bis zu gänzlich leeren Seiten. Was Ludwig Börne als „Zahlücken der Zeit“ bezeichnet hat, kariert Heinrich Heine in dem prominenten Gedicht aus „Ideen. Das Buch Le Grand“, wo nur noch die Begriffe „Die deutschen Censoren“ und „Dummköpfe“ stehen bleiben. Die Zensurpraktiken verfolgt Plachta bis ins 20. und 21. Jahrhundert anhand von Texten F. C. Delius' oder Maxim Billers, und wenn man in einer Fußnote liest, dass hinsichtlich Maxim Billers Roman „Esra“ auf die „Reproduktion einer Buchseite mit Auslassungen auf juristischen Rat hin verzichtet“ (74) wurde, wird schnell klar, dass das Thema ‚Zensur‘ nicht im 19. Jahrhundert endet, sondern, wengleich in einem anderen Ausmaß, auch in unserer Zeit von Bedeutung ist.

Im zweiten Kapitel des Bandes geht es um konkrete „Fallbeispiele“, hier präsentiert Christian Liedtke „Zensurdokumente aus dem Archiv des Heinrich-Heine-Instituts“, während Bernd Füllner die Zensurgeschichte einer Lyrikanthologie mit Gedichten Georg Weerths, Heinrich Heines und anderer verfolgt.

Mit einzelnen „Zensurbehörden und ihren Kommunikationsprozessen“ beschäftigen sich im dritten Teil exemplarisch die Aufsätze von Enno Stahl („Die Überwachungsorgane in der Rheinprovinz“) und Bärbel Holtz, die auf „Preußens zentrale Zensurbehörden im Vormärz“ eingeht. Hier werden die hochkomplexen Zensurstrategien deutlich, die nicht selten zur hoffnungslosen Überforderung der Ausführenden beitragen.

Aber auch der Föderalismus stellt durch die unterschiedlichen Zollbestimmungen und Geldsorten ein Problem für Verleger und Buchhändler dar, wie Christine Haug im vierten Abschnitt unter dem Titel „Achtunddreißig Zoll- und Mautlinien in Deutschland lähmen den Verkehr im Innern...“ belegt. James M. Brophy schließlich charakterisiert Heinrich Hoff als einen der „wenigen hartnäckigen Verleger [...], die das preußische Zensursystem gewitzt und mit großem Geschick aushebelten“ (205) und der dafür immerhin mit 14 Tagen Kerkerhaft bestraft wurde.

Die beiden Aufsätze im fünften und letzten Kapitel geben einen „Ausblick über die Grenzen der Rheinprovinz“ hinaus, so beschäftigt sich Marek Rajch mit polnischem Schrifttum unter preußischer Zensur, Norbert Bachleitner hingegen stellt die Zensurpraktiken der Habsburger im 18. und

19. Jahrhundert dar. Während der Band methodisch weitgehend traditionell vorgeht und Sozialgeschichte und Dokumentation in den Mittelpunkt stellt, deutet Bachleitner in diesem letzten Beitrag an, dass sich die Arbeitsweisen des New Historicism oder der historischen Diskursanalyse durchaus eignen würden, um die Machtverhältnisse im Feld der Zensur zu analysieren. Doch leider tauchen Stephen Greenblatt und Michel Foucault als Gallionsfiguren der genannten Theorien nur in der Einleitung auf, in der Fortsetzung wird die Erstellung einer Datenbank mit Verbotslisten dokumentiert.

Ein Plus der Publikation ist auf jeden Fall die dargebotene Materialfülle und Anschaulichkeit, in großem Umfang werden Zeitungsseiten, Handschriften und Zensurdokumente abgedruckt, die nicht nur illustrierenden Charakter haben, sondern die jeweilige Argumentation maßgeblich unterstützen. Außerdem liefert die Studie zweifelsohne eine Vielzahl neuer Perspektiven und es werden abseitige thematische Bereiche beleuchtet und dargestellt, dennoch würde man sich wünschen, dass das je Besondere oder Exemplarische im Zensurdiskurs, dass das Erkenntnisinteresse und die Konsequenzen für eine Neubewertung des Themas stärker pointiert werden. Der Zugriff auf die mittlerweile digital zugänglichen Archive und Dokumente könnte auch methodisch noch stärker variieren und in den kulturwissenschaftlichen Bereich hineingreifen.

Andreas Wicke (Kassel)

Renate Hupfeld: Theodor Althaus 1822-1852. Revolutionär in Deutschland. Hamm: Selbstverlag, 2011.

Es ist eine sehr erfreuliche Nachricht zu vermelden: Die Autorin Renate Hupfeld hat ihrer Anthologie mit Auszügen aus den Schriften von Theodor Althaus einen biographischen Abriss über das Wirken ihres Helden zwischen 1822 und 1852 folgen lassen. Im Untertitel wird er als „Revolutionär in Deutschland“ bezeichnet, was jeden aufhorchen lässt, der bislang glaubte, sich mit der Entwicklung einer obrigkeitsstaatlichen Tradition in Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts abfinden zu müssen. Aber es gab da ja noch die erste Hälfte jenes Jahrhunderts, die trotz scheinbarer Biedermeier-Idylle sich doch nicht so unterwürfig-demütig und so gottergeben präsentierte, wie es ein Staatskanzler Metternich oder die Könige und Fürsten in dem immer noch arg zersplitterten Deutschland von ihren Untertanen eigentlich erhofft und erwartet hatten. Die Karlsbader Beschlüsse von 1819

hatten gewiss zu Lähmungserscheinungen beigetragen, was den Tatendrang rebellierender Gemüter betraf (das galt vor allem für die gerade entstandenen Organisationen der Burschenschaften an den Universitäten), aber hin und wieder zog doch der eine oder andere Zeitgenosse mit seinen widerborstigen Unmutsbekundungen über die allgemeine politische und gesellschaftliche Situation die Aufmerksamkeit besorgter „Staatschutzorgane“ auf sich. Zu solchen meist sehr klugen, sehr nachdenklichen, aber auch sehr hell- und weitsichtigen Zeitgenossen gehörte nun neben vielen anderen auch Theodor Althaus, der bislang in der Literaturgeschichte eher im Schatten weitaus berühmterer Namen wie Ludwig Börne, Hoffmann von Fallersleben, Ferdinand Freiligrath, Heinrich Heine, Georg Herwegh, Robert Prutz, Georg Weerth und wie sie alle hießen, stand. Es kommt der Autorin das große Verdienst zu, diesen bisher unbekanntem Schatz an Zeugnissen aus der Feder des Pfarrerssohnes aus Detmold entdeckt und ihn einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht zu haben. Diese Biographie erweitert und ergänzt das positive Bild, das man sich zuvor schon anhand der Anthologie machen konnte. In sehr detaillierter und sachkundiger Form gibt die Verfasserin hier einen erhellenden Einblick in das leider sehr kurze Leben des Theodor Althaus, der am 26. Oktober 1822 als Sohn des Generalsuperintendenten im Fürstentum Lippe, Georg Friedrich Althaus, im damals beschaulichen Detmold das Licht der Welt erblickte, um dieselbe, die für ihn inzwischen unwirtlich und feindlich geworden war, 1852 mit noch nicht einmal 30 Jahren nach schwerer Krankheit wieder zu verlassen. Dazwischen lag ein recht turbulentes, wechselvolles Leben mit vielen Höhen und Tiefen und zahlreichen Aufenthaltsorten, die mit dem Studium der Theologie und späterhin beruflichen Tätigkeiten als Zeitungsredakteur und Verfasser von Lexikonartikeln ebenso wie mit Erkundungsreisen durch reizvolle Landschaften des großen Vaterlandes sowohl als „Tourist“ wie auch als Reise-schriftsteller und kritischer Beobachter des Zeitgeschehens verbunden waren. Renate Hupfeld legt eindrucksvoll dar, wie politisch ihr Held von Anfang an eingestellt war, dass er durch und durch politisch dachte, sodass auch seine auf den ersten Blick eher belletristisch und schöngeistig erscheinenden literarischen Schöpfungen bei genauerem Hinsehen zumeist einen politischen Akzent besaßen. Es würde zu weit führen, hier die zahlreichen lesens- und berichtenswerten Vorgänge aus dem Leben von Theodor Althaus im Einzelnen zu rekapitulieren, der Rezensent kann nur die Empfehlung aussprechen, durch eigene Lektüre einen hoffentlich nachhaltigen Eindruck von dem Ideenreichtum und der Debattierfreude wie auch v.a. der „Demo-

kratiebegeisterung“ von Althaus zu gewinnen. Er gehörte damals noch zu einer Minderheit, jedenfalls nach offizieller Lesart, die Königs- und Fürstenfreunde waren zu seiner Zeit noch eindeutig in der Mehrheit, auch später in der ersten deutschen verfassungsgebenden Nationalversammlung 1848, für die er vergeblich kandidiert hatte, doch er war recht früh republikanisch gesinnt und trat schon als Student aus vollem Herzen für eine Entwicklung in Deutschland hin zu freiheitlicheren Verhältnissen in Staat und Gesellschaft ein. Mit welchem Etikett man diese Vision versehen sollte, ist dabei unerheblich, die Verfasserin macht immer wieder deutlich, dass umfassende Mitsprache- und Mitbestimmungsrechte für das „Volk“ auf der Basis der „Volkssouveränität“ im Laufe der Zeit eine beinahe lebenswichtige Option für Althaus waren. So kann man getrost dem Tenor des Klappentextes zustimmen, wonach die Gedanken und Botschaften von Theodor Althaus bis heute nichts an Aktualität eingebüßt hätten, und dass er weit größere Beachtung verdient hätte, als ihm bisher zuteil geworden sei. Die Autorin trägt durch diese informative Biographie ihren Teil zu einer hoffentlich größeren Verbreitung jener „Gedanken und Botschaften“ bei. Eine noch fundiertere Beurteilung der politischen Haltung von Althaus wäre dann möglich, wenn man die Hintergründe und die verschiedenen konkurrierenden politischen Strömungen in der damaligen Zeit noch etwas genauer kennenlernen bzw. kennen würde, mit denen sich Althaus und seine Mitstreiter und Gesinnungsgenossen auseinanderzusetzen hatten, aber das hätte den Rahmen dieser doch sehr dichten Darstellung gesprengt. Darüber kann man sich an anderer Stelle in einschlägigen Überblicksdarstellungen schnell und zuverlässig informieren. Es ist schon interessant genug, die einzelnen Stationen im Leben von Althaus unter der Anleitung seiner Biographin anzusteuern, die hierbei sehr hilf- und aufschlussreiche Lotsendienste leistet. Das Werk ist in fünf Teile konsequent chronologisch aufgegliedert, und so lernen wir auf dem zwar kurzen, aber sehr intensiv durchschrittenen Lebensweg von Althaus diesen als Theologiestudenten und Burschenschaftler in Jena, Bonn und Berlin kennen wie auch als Seelen- und Herzensfreund von Malwida von Meysenbug, deren ursprünglich aristokratisch geprägte Ansichten durch ihren Umgang mit Althaus so sehr ins Wanken gerieten, dass sie im Laufe der Zeit immer stärker mit der Einführung einer Republik in Deutschland zu sympathisieren begann: „Beide fühlten sich sofort vom anderen angezogen und empfanden eine starke Übereinstimmung ihrer Gedanken in vielen Punkten“ (S. 38) (Das änderte allerdings nichts daran, dass sich Althaus später von ihr trennte). Es kommt daneben zu Begegnungen und zum Ge-

dankenaustausch mit zahlreichen, damals schon bekannteren Zeitgenossen wie Robert Blum, Ferdinand Freiligrath, Julius Fröbel, Arnold Ruge u.a. während seines mehrmonatigen Aufenthaltes in Leipzig, wo er die Anfänge des revolutionären Aufbruchs im Frühjahr 1848 miterlebte, bis er als Berichterstatte der „Bremer Zeitung“ über die Verhandlungen der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche das dortige Geschehen durch die Brille eines kritischen Beobachters verfolgte und kommentierte. Man kann es der Autorin nicht hoch genug anrechnen, wie sachkundig und informativ sie den Konflikt um die Bildung der provisorischen Zentralgewalt in der Paulskirchenversammlung darlegt und die Haltung der Demokraten, die vor allem durch Robert Blum repräsentiert wurde, ebenso transparent macht wie die anfangs bezüglich der Strategie und Taktik der Demokraten noch zweifelnde, dann im Laufe der Zeit sich immer mehr der Position Blums und seiner Mitstreiter zuneigende Haltung von Althaus (siehe S. 76ff.) Dies gilt ebenso für die Schilderung der Auseinandersetzung um die Frage eines Waffenstillstandes von Seiten Preußens im Konflikt mit Dänemark wegen Schleswig-Holstein. Schließlich übernahm Althaus bei der bis dahin auflagenstarken „Bremer Zeitung“ „das Arbeitspensum eines leitenden Redakteurs ... bis an die Grenze seiner Belastbarkeit“ (S. 82), was aber nicht nur zum Vorteil der Zeitung gereichte; denn seine kritischen Kommentare zu dem von Preußen eigenmächtig über den Kopf der Nationalversammlung hinweg geschlossenen Waffenstillstand mit Dänemark führten zu einer „Vielzahl von Kündigungen des Abonnements“ (S. 83/84) vor allem bei Bremer Kaufleuten, für die Kapital und Gewerbe ganz anders als bei Althaus Vorrang vor „Einheit, Ehre und Freiheit des Vaterlandes“ hatten (S. 84). So trennte sich schließlich der Verleger von der Zeitung und verkaufte sie an die Gebrüder Jänecke in Hannover im Einvernehmen mit Theodor Althaus, der sie dort unter dem Namen „Zeitung für Norddeutschland“ weiter redigierte und deren erste Ausgabe am 1.Tag des Jahres 1849 erschien. Die Verfasserin durchleuchtet im Folgenden das dramatische Intrigenspiel in Hannover, das zur Nichtanerkennung der am 28.März von der Nationalversammlung verabschiedeten Reichsverfassung führte und das der leitende Redakteur Althaus in zahlreichen Artikeln anprangerte, bis er sich schließlich in einem Aufruf vom 13.Mai 1849 unter der Überschrift: „Der zehnte Mai in Frankfurt“ für die Einsetzung eines Landesausschusses für „Verteidigung und Durchführung der deutschen Reichsverfassung in Hannover“ stark machte. Sein Intimfeind, der damalige Innenminister Stüve, ordnete bereits am folgenden Tag die Verhaftung von Althaus an, der daraufhin in das Gefängnis

vor dem Cleverthor eingewiesen wurde (S. 122). Wegen Aufforderung zum Staatsverrat wurde er mit dreijährigem Staatsgefängnis bestraft, obwohl er doch nur für die Durchsetzung einer von der Nationalversammlung beschlossenen und von 29 einzelstaatlichen Regierungen bereits anerkannten Verfassung plädiert hatte, der aber die Königreiche Bayern, Hannover, Preußen und Sachsen die Gültigkeit in ihrem Herrschaftsbereich verweigerten, wozu sie eigentlich nicht befugt waren. Nach der Verlegung ins Staatsgefängnis in Hildesheim und der vorzeitigen Entlassung am 15. Mai 1850 schwächten immer wiederkehrende neue Krankheitsschübe den Zustand von Althaus so sehr, dass er während eines erneuten Kuraufenthalts in Gotha dort am 2. April 1852 mit noch nicht einmal 30 Jahren verstarb. Es ist der Autorin noch einmal dafür zu danken, dass sie diesem sehr scharfsinnigen, sehr sensiblen, sehr kritischen, politisch sehr engagierten und dabei doch Gewalt verabscheuenden Schriftsteller, Publizisten und „Revolutionär“ mit dieser Pionierarbeit ein literarisches und historiographisches Denkmal gesetzt hat, von dem alle Nachgeborenen, die an der Erforschung der damaligen, an Anregungen und Perspektiven so überaus reichen Geisteswelt interessiert sind, nur profitieren können. Das Buch ist auch als E-Book zugänglich.

Wolfgang Obermaier (Bad Pyrmont)

Hans Joachim Kusserow: Die Nienburger Schillerstiftung von 1859. Nienburg/Weser 2009 (= Band 27 der Schriften des Museums Nienburg).

Hans Joachim Kusserow, einer der profiliertesten Forscher über Heinrich Albert Oppermann (1812, Göttingen – 1870, Nienburg/Weser) und zugleich Mitbegründer der Heinrich-Albert-Oppermann-Gesellschaft zu Nienburg, hat mit dieser kleinen katalogartigen Schrift nicht nur einen weiteren Einblick in das Leben und Wirken dieses heute immer noch unterschätzten, allenfalls für seinen Monumentalroman *Hundert Jahre* bekannten Juristen und Schriftstellers gegeben, sondern auch einen wichtigen Beitrag zur Schillerforschung geleistet. Erschienen zum 250. Geburtstag Friedrich von Schillers liefert dieser Band eine wichtige Quelle über die Befindlichkeiten der nachmärzlichen Gesellschaft Deutschlands in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Das Deutsche Literaturarchiv in Marbach hat Kusserows Veröffentlichung in seinen Katalog und in die alljährlich erscheinende Schiller-Bibliographie aufgenommen. Seit 1859 gab es in Nienburg – hauptsächlich auf Betreiben jenes H.A. Oppermann – eine Schillerstiftung, die nach

den Statuten der nationalen Deutschen Schillerstiftung arbeitete und u.a. Schriftsteller in wirtschaftlicher Not unterstützte. Entstehung und Wirkung dieser Stiftung, ihre Erfolgsgeschichte vor dem Hintergrund der nach 1848 wiedererwachten Schillerbegeisterung in den neununddreißig deutschen Bundesstaaten werden von Kusserow überaus anschaulich und kenntnisreich dargestellt. Am Beispiel der damaligen Kleinstadt Nienburg, die sich als einziger Stiftungsort des damaligen Königreichs Hannover in die Reihe weitaus bedeutenderer Stiftungsorte wie Berlin, Hamburg, Stuttgart, Leipzig und sogar Wien einreihete, wird – gestützt auf viele zusätzlich bereitgestellte Text- und Bilddokumente – einer der Höhepunkte jener nationalen Schillerbegeisterung in den passenden historischen und literarischen Kontext gerückt. Auch in Nienburg, das den Nationaldichter übrigens zwei Tage lang feierte, gab es örtliche Vereine, Liedertafeln und sogar Freimaurerlogen, die „gesamtdeutsch“ und im Sinne der Modernisierung Deutschlands agierten. Besagter Heinrich Albert Oppermann, seit 1852 als Obergerichtsanwalt und Vizepräsident der Anwaltskammer in Nienburg ansässig, und von 1849 bis 1857 auch als Deputierter in der Zweiten Kammer der hannoverschen Stände-Versammlung tätig, war ein gefragter Korrespondent vieler damals erfolgreicher Zeitungen und stand so in Kontakt mit einigen bedeutenden oppositionellen Schriftstellern, wie zum Beispiel Karl Gutzkow (1811-1878), der späterhin, von 1861–1864, zum Generalsekretär der Nationalen Schillerstiftung in Dresden avancierte. Oppermann „importierte“ (38) aus Dresden, einem der damaligen Schiller-Zentren, die Idee einer Nienburger Schillerstiftung, auch weil er zu der Dresdner Familie Bloede, aus der seine Frau stammte, mittlerweile über gute Verbindungen verfügte. So bestand eine persönliche Bindung zu dem Dichter, Literaturwissenschaftler und Universitätsprofessor Robert Prutz, mit dem Oppermanns Frau verwandtschaftlich verbunden war. Prutz gab von 1851 bis 1866 die Zeitschrift *Deutsches Museum* heraus, in der sein Nienburger Verwandter „mehrfach Artikel aus dem Hannoverschen platzierte. Robert Prutz gehörte zu jenem Kreis von Persönlichkeiten, die gezielt [...] hinsichtlich der Gründung der Schiller-Nationalstiftung angesprochen“ (40) worden waren. Aber vor allem der Bekanntschaft mit Karl Gutzkow ist es wohl zu verdanken, dass dessen Aufruf vom 10. Mai 1855, der in Form eines „Circulars“ in die deutschen Bundesstaaten verschickt wurde, auch in Nienburg gehört wurde. Gutzkow arbeitete von 1846 bis 1861 als Dramaturg am Hoftheater der sächsischen Residenzstadt. Kusserow mutmaßt, dass es nicht auszuschließen ist, „dass es Gutzkow war, von dem Oppermann die Anregung zur Gründung

zur Nienburger Schillerstiftung erhielt“ (39). Gutzkow hatte sich in seinem Rundbrief an „einflussreiche Männer“ gewandt, „von denen sich eine besonders lebhaft und praktisch wirksame Förderung des Unternehmens durch Begründungen von Filialstiftungen erwarten ließ“, so zitiert Kusserow aus dem ersten und einzigen *Jahrbuch der Schillerstiftung*, das 1857 erschienen ist. Schon in jenem Rundbrief regte Gutzkow die Nation an, den hundertsten Geburtstag Schillers gebührend zu feiern, „zur Pflege und Wahrung ihrer unveräußerlichen geistigen Güter.“ (ebd.) Nun wurden auch in Nienburg, wie in vielen anderen Städten Deutschlands, Vorbereitungen getroffen, zunächst musste aber ein ausreichendes Stiftungskapital besorgt werden, um derartige Planungen zu verwirklichen. Anschaulich beschreibt Kusserow, dass die Regierungen und auch die Kirchen derartige „öffentliche Veranstaltungen“ nicht zu unterstützen gewillt waren, um einer sich ausbreitenden „Verherrlichung seiner [Schillers, U.K.] übermenschlich erscheinenden Gestalt“ (65) entgegenzuwirken. Kusserows Band dokumentiert dies anhand eines Schreibens des Königlichen Ministerium des Innern: „Dem Herrn Obergerichtsanwalt Oppermann zu Nienburg wird hiedurch eröffnet, daß dem Gesuche um Erlaubniß zur Auspielung von Schillers Werken und anderer darauf Bezug habenden Schriften, in Ermangelung dafür sprechender erheblicher Gründe, nach Art. XI der Lotterie-Verordnung vom 19. April 1819 nicht stattgegeben werden kann. Hannover, den 24. Octbr. 1859.“

Im Duktus dieses Schreibens hallt immer noch nach, warum ein Christian Körner schwärmerische Freiheitslieder verfasste, warum das Reiterlied aus Schillers Drama *Wallenstein* während der französischen Besatzungszeit so emphatisch aufgenommen worden ist, warum also eine neuerliche, national sich ausbreitende Schillerbegeisterung von den Regenten der deutschen Kleinstaaten als politische Bedrohung empfunden werden musste und Schiller „mittlerweile zur Identifikationsfigur für Freiheit und gegen Fürstenwillkür“ (44) geworden war. Dieses alles legt Kusserow mit Bezug auf diverse Quellen der neueren Forschung (Oellers, Carbe, Hohendahl) dar, versäumt es aber auch nicht, die Tendenzen einer aufkommenden Schiller-Verklärung kritisch herauszupräparieren, etwa einen Ludwig Börne zitierend, der die Aufführung von Schillers *Don Carlos* als einen „vierstündigen Unterricht in Dingen der Weltweisheit“ brandmarkte, oder einen Georg Büchner, der in Schillers Dramen „Marionetten mit himmelblauen Nasen“ erblickte.

All das erklärt, warum sich Männer wie Oppermann, der als Bibliothekar und Sekretär der Nienburger Schillerstiftung tätig war und sich später in seinem Eposroman *Hundert Jahre* genauer der Darstellung der

vormärzlichen Ereignisse, auch seine eigene Rolle bei der Verbreitung des Protestbriefs der Göttinger Sieben, widmete, für eine Schillerfeier stark machten. Oppermann war es auch, der mit einem „Nienburger Zirkular“ vom 25. Oktober 1859, mitten in den Vorbereitungen für die vom 10. und 11. November geplanten Feierlichkeiten, nicht nur die örtlichen Organisationsarbeiten unterstützte, sondern auch die Dokumentationsarbeit anregte, um in einem „werthvollem Originalalbum [...] ohne Zweifel die bedeutendsten Dichter der Gegenwart“ zu versammeln.

Dieses und vieles andere einer breiteren Öffentlichkeit durch erläuternde Zwischenbeiträge nähergebracht und durch die Zusammenstellung von teilweise entlegenen und bisher unbekanntem Dokumenten der Nienburger Archive und dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar einen wichtigen Beitrag zur Erforschung eines wesentlichen Abschnitts der literarischen und gesellschaftlichen Geschichte Deutschlands geleistet zu haben, ist das Verdienst der vorgelegten Studie Kusserows.

Ulrich Klappstein (Hannover)

Charlotte A. Lerg: Amerika als Argument. Die deutsche Amerika-Forschung im Vormärz und ihre politische Deutung in der Revolution von 1848. Bielefeld: transcript, 2011.

Früher hieß es nicht selten, die amerikanische Revolution und die Entwicklung der Verfassung seien in Deutschland relativ wenig beachtet worden. Spätestens nach den Studien von Horst Dippel wissen wir, dass das nicht der Fall war; auch wenn die Französische Revolution aktueller und aus räumlicher Nähe dringlicher war, hat sie den Blick auf die amerikanischen Ereignisse nie völlig versperrt. Zwar beklagte sich Harold Jantz in den Jahren der Politisierung des wissenschaftlichen Diskurses darüber, dass manchmal impliziert wurde, die Französische Revolution sei der amerikanischen zeitlich vorgegangen. Damals hieß es oft, die amerikanische sei, obwohl erfolgreich, keine Revolution gewesen, da die Klassenverhältnisse intakt geblieben seien, während die französische, obwohl gescheitert, wenigstens vorläufig, eine echte gewesen sei, die uns weiterhin als Modell dienen könne. Manchmal hieß es, die amerikanische Revolution sei theorielos gewesen. Das ist wohl für einige deutsche Denker ein Gräuel, ist aber in diesem Fall sicher unrichtig.

Wie die detailreiche und umfassende Studie von Charlotte A. Lerg beweist, wurden all diese Kontraste und Gesichtspunkte schon im Vormärz

völlig zur Sprache gebracht, obwohl meistens mit entgegengesetzter Tendenz. Die amerikanische Revolution sei im Vergleich zur französischen ein Muster an Mäßigung und Bürgertugend gewesen. Daher konnte sie auch von konservativer Seite Lob ernten, wie 1800 in einer Schrift von Friedrich Gentz, die, was Lerg nicht erwähnt, von John Quincy Adams als föderalistische Parteipropaganda übersetzt wurde. Eine wichtige Komponente der regen Diskussion über Amerika waren ernsthafte, gründliche wissenschaftliche Studien von Akademikern. Da bekanntlich die Nationalversammlung 1848/49 zu einem beträchtlichen Teil aus Professoren und Akademikern bestand, wurden die Ergebnisse ihrer Forschungen über Amerika von großem Belang für den Versuch, einen deutschen Staat zu konstituieren. Lerg untersucht, wie diese Forschungsergebnisse einbezogen, debattiert, kritisiert, manchmal umgemodelt wurden.

Lerg beginnt mit einer Übersicht über die Auswanderung. Dabei ist es offensichtlich, dass sie sich wenig für nichtwissenschaftliche, zumal fiktionale Darstellungen interessiert. Sie scheint Schriftsteller wie Friedrich Gerstäcker oder Charles Sealsfield erst aus zweiter Hand zu kennen; es stimmt nicht, dass Sealsfield „auch nach seiner Rückkehr größtenteils in Englisch [veröffentlichte]“ (S. 44). Sie referiert die deutschen Amerikastudien und Materialiensammlungen seit dem späten 18. Jahrhundert und geht eingehender auf zwei Professoren als Beispiele für konservative bzw. liberale Gesinnungen ein: Friedrich von Raumer und Robert von Mohl. Jedoch unterschieden die beiden sich nicht scharf voneinander. Nach den Maßstäben der Zeit war der Konservatismus Raumers ein recht gemäßigter. Obwohl er Preußen treu bleiben wollte, brachte ihn sein Einsatz für konstitutionelle Reformen in Schwierigkeiten und er wurde als Rektor der Universität Berlin von Friedrich Wilhelm IV. wegen seiner Kritik an der Polenpolitik nicht bestätigt; 1832 trat er wegen der exzessiven Strenge aus dem Oberzensurkolleg aus. In Frankfurt gehörte er zum rechten Zentrum. Auch der Liberalismus von Mohls hatte Grenzen; er gehörte zum linken Zentrum und blieb bezüglich der Pressefreiheit und das allgemeine Wahlrecht skeptisch. In Frankfurt wurde er Justizminister, legte aber sein Amt nieder, nachdem Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone abgelehnt hatte. Wie die Mehrheit der Abgeordneten empfanden beide Abscheu vor der Radikalität und Angst vor der Arbeiterbewegung. Beide haben gediegene, von den Kollegen in der Paulskirche beachtete wissenschaftliche Abhandlungen über Amerika geschrieben, Raumer, der ein Bewunderer Jeffersons wurde, aus unmittelbarer Erfahrung. Zahlreiche andere Experten tauchen immer wieder mit Kommentaren, theoretischen

Analysen, Vorschlägen und Widerreden auf. Ein Beispiel ist J. L. Tellkamp, der bis 1847 Professor am Columbia College in New York gewesen war und in Frankfurt bis zum Überdruß auf amerikanische Vorbilder hinwies; 1844, was Lerg zweifellos nicht wissen konnte, beschaffte er die Texte von Sealsfield für die amerikanischen Übersetzungen. Die meisten Teilnehmer aber, darunter Raumer und von Mohl, glaubten nicht an eine direkte Übertragung von amerikanischen Institutionen auf Deutschland.

Geradezu spannend liest sich ein Kapitel über die diplomatischen Beziehungen zwischen Washington und der Nationalversammlung. Die Amerikaner mussten dabei zwischen der Begeisterung für den deutschen Aufstand, der Sorge um das traditionell gute Verhältnis zu Preußen und dem in diesem Fall absolut richtigen Prinzip der Nichteinmischung lavieren. Jedenfalls waren die Vereinigten Staaten das erste Land, das die Nationalversammlung diplomatisch anerkannt hat. Danach untersucht Lerg den Diskurs über eine Reihe von politischen und verfassungsrechtlichen Konzepten, darunter Republik und Monarchie, Volkssouveränität, die Gestaltung der Exekutive, Legislative und Judikative, und die Definition der Freiheit(en), darunter der Presse und der Religion. Die Diskussion über die Staatsform, über Bundesstaat bzw. Staatenbund (mit wiederholten Hinweisen auf die amerikanische Erfahrung) und das Schicksal der einzelnen Monarchien und Fürstentümer wurde durch den Monarchismus der Mehrheit der Abgeordneten sehr erschwert. „Das Diktat der Majorität bzw. die Pöbelherrschaft fürchtete man nicht minder als die Übermacht eines Monarchen“ (S. 201); die Egalität gehörte nicht zu den bevorzugten Werten. Dabei mahnten die politischen Unruhen und radikalen Episoden der Jackson-Ära zur Vorsicht. „Die Implikationen eines allgemeinen Grundrechtes auf Wahl waren jedoch der Mehrheit zu demokratisch und damit – ihrem Verständnis nach – zu radikal“ (S. 330). Über die Form einer konstitutionellen Monarchie konnte man sich nicht einigen. Man bezweifelte die politische Reife des deutschen Volkes, im Gegensatz zu dem in dieser Hinsicht aus einer langen britischen Tradition hervorgegangenen amerikanischen. „[M]it dem wachsenden Einfluss Preußens fand der unitarische Einheitsstaat immer mehr Anhänger und die föderalistische Tradition wurde überlagert“ (S. 294).

Es ist auffallend, wie sehr die Liberalen, die nun einmal unter der Metternichschen Zensur jahrzehntelang gelitten hatten, trotzdem in Fragen der Pressefreiheit recht zurückhaltend blieben. Die Anarchie der amerikanischen Presselandschaft beunruhigte sie; dabei machten wenige die Beobachtung, dass die schmähende, vulgäre und umstürzlerische Sprache, die

einen Teil der Presse kennzeichnete, von den Autoritäten gar nicht ernst genommen wurde. Über die Dimensionen der Religionsfreiheit gab es auch verschiedene Meinungen. Zwar konnten einige der Weitsichtigen erkennen, dass die Trennung von Staat und Kirche in Amerika die Religion gestärkt hat. Etwas überraschend ist, dass die Sklaverei, die für viele Beobachter den ganzen Begriff der amerikanischen Freiheit fragwürdig gemacht hat, erst auf S. 298 gestreift wird. Offensichtlich wollten sich die Abgeordneten dadurch nicht ablenken lassen; sie begnügten sich mit Hoffnungen auf eine bessere Zukunft und historischen Erklärungen, so wie sie in Amerika im Umlauf waren, darunter die These, dass Großbritannien den unschuldigen Amerikanern die Sklaverei aufgezwungen habe, eine Schutzbehauptung, die besonders von Sealsfield betont wurde.

Die Studie ist eine regelrechte Dissertation (Tübingen), mit einer theoretischen Einleitung, in der Lerg die Einbeziehung von den „Motivationen und Hintergründen“ (S. 20) der Akteure in ihrem historischen Kontext von herkömmlichen begriffs- und ideengeschichtlichen Studien unterscheidet, und mit einer vierzigseitigen Bibliographie. Druckfehler sind relativ selten in dem selbstlektorierten Text; dazu gehört wohl die Datierung der Affäre der Göttinger Sieben ins Jahr 1838 statt 1837 (S. 66). Es gibt aber Stellen, über die der aufmerksame Leser stolpern kann. In der Bibliographie findet sich die sechsbändige Heine-Ausgabe von Klaus Briegleb; in einer Anmerkung (S. 103) wird aber aus Band 7 zitiert; es stellt sich heraus, dass hier stillschweigend die alte Ausgabe von Ernst Elster benutzt wurde. Das beigegebene Datum „1930“ ist mir unverständlich. Eine abfällige Bemerkung über Raumer wird Heine zugeschrieben, während er sie in Wirklichkeit Ludwig Börne in den Mund gelegt hat. An einer anderen Stelle wird Heine tatsächlich aus der Ausgabe von Briegleb zitiert, aber ohne Bandzahl (S. 177). Verwirrend ist die Behauptung, Raumer sei „voller Sympathie, Bewunderung und Vertrauen für den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. sowie besonders für dessen Sohn, den Prinzen von Preußen, dem er einst Privatunterricht erteilt hatte“ gewesen (S.104), da Friedrich Wilhelm IV. kinderlos war. Trotz einigen Nachforschungen konnte ich nicht feststellen, wer hier gemeint ist. Der Beleg in der Anmerkung stimmt nicht mit dem Titel in der Bibliographie überein und war mir ohnehin nicht zugänglich. Solche Schnitzer beeinträchtigen das Vertrauen in die Masse von Informationen, die man nicht leicht kontrollieren kann.

Denn man hätte gerne volles Vertrauen in die Arbeit, die eine ungeheure Menge von Materialien gut organisiert und sorgfältig abwägt. Erfrischend

wirkt, dass Lerg nicht auf die Nationalversammlung als Schwatzbude herabblickt. Es kann sein, dass die wichtigen Fragen mit der in amerikanischen Krisenzeiten oft beklagten *paralysis of analysis* zerredet wurde, sie schreibt aber den Debattierenden Ernsthaftigkeit, Differenzierungsvermögen und Einsicht in amerikanische Zustände zu. Auf das Angebot der Kaiserkrone an Friedrich Wilhelm IV. und den Zusammenbruch der Nationalversammlung geht Lerg gar nicht ein; es war vielleicht zu deprimierend.

Jeffrey L. Sammons (New Haven, USA)

Norbert Bachleitner: *Fiktive Nachrichten. Die Anfänge des europäischen Feuilletonromans.* Würzburg: Königshausen & Neumann, 2012.

In seiner neuen Studie, die nicht nur durch eine wissenschaftlich präzise und flüssig lesbare Diktion, sondern auch durch einen klar strukturierten Aufbau besticht, stellt der Wiener Komparatist unter Berufung auf „Luhmanns Konzeption der Massenmedien“ (S. 11) eine Vermischung von Fiktion und Nachricht im gezielt für die Publikation in der Tagespresse verfertigten Feuilletonroman fest: Journalist wie Romancier orientierten sich an der Befriedigung eines Unterhaltungsbedürfnisses (S. 14) sowie der Möglichkeit zur Manipulation des Lesers durch eine tendenziöse Darstellung (S. 19). Leitkriterien seien dabei die Aktualität des gewählten Stoffes, dessen lokaler Bezug und die Eignung für eine sensationelle Aufmachung (S. 14-16); letztere gehe mit einer „überaus konventionell[en]“ „Ausdrucksweise“ einher (S. 54; vgl. auch S. 110f.). Kurze Spannungsbögen, zahlreiche Handlungsstränge (S. 8f.), vereinfachende Sinnstiftungsmodelle (S. 18f.; S. 55) sowie massenkompatible Appelle an den moralischen Grundkonsens (S. 14f.) oder den gesunden Menschenverstand (S. 97f.; S. 125) hätten – vermittelt über das Medium der Tagespresse – zur Ausbildung des literarischen Realismus und später des Naturalismus beigetragen (S. 13; S. 85). Dies sucht Bachleitner am Beispiel des Gutzkowschen „Romans des Nebeneinander“ (S. 45f.) bzw. an Zolas „roman expérimental“ (S. 115f.) nachzuweisen; leider ist dem Verfasser, der zwar die Forschungsliteratur zur Mediengeschichte des 19. Jahrhunderts intensiv rezipiert, aber nur selten auf einschlägige literaturwissenschaftliche Untersuchungen verweist, Gutzkows „violdiskutierte [...] Theorie“ (S. 45) keinen weiterführenden Hinweis wert; Zolas „berühmte[r] Aufsatz“ wird erst gar nichtbibliographisch nachgewiesen (S. 116). Auch wenn Bachleitner sich zur Trivialität des Feuilletonromans

äußert (S. 47; S. 70f.; S. 107), fehlt der Hinweis auf ein Standardwerk wie beispielsweise Peter Nussers Einführung in die „Trivalliteratur“ (Stuttgart 1991). Eine gattungspoetologische Zusammenfassung der „im Feuilleton häufig vertretenen Subgattungen Liebes- und Abenteuerroman“ (S. 13), des „historischen Romans“ (S. 71) oder des „Kriminalroman[s]“ (S. 121) wird von Bachleitner unter Verzicht auf einschlägige Studien wie Volker Klotz' „Abenteuer-Romane“ (München 1979) zugunsten einer mediengeschichtlichen Analyse abgelehnt: „Die Definition als Subgattung mit bestimmten Merkmalen [...] greift zu kurz, besser ist es, den Feuilletonroman über den Publikationsort und -modus [...] zu definieren.“ (S. 10) Wenn Bachleitner beiläufig von der „stereotype[n], geläufige Vorurteile repräsentierende[n] Figurenzeichnung“ (S. 55) o.ä. spricht, wird daher beim Leser die Kenntnis der Strukturelemente des Forschungsgegenstandes eher vorausgesetzt als generiert. Das Fehlen einer gründlichen Verortung desselben in Geschichte und Theorie des Romans sowie die einseitige Abgrenzung von der Reportage führen Bachleitner außerdem zur leicht missverständlichen Bezeichnung gattungsübergreifender Charakteristika literarischer Texte wieder Personifizierung (S. 61), des Einsatzes von „Metaphorik und Vergleiche[n]“ (S. 63) oder „satirisch überspitzt[er]“ Figurencharakterisierungen (S. 64) als „romanhafte Züge“ (S. 61), sodass die Studie als Einführung eher ungeeignet erscheint; der Verzicht auf ein Personen- und Titelregister tut hier ein Übriges. Stattdessen bietet Bachleitner neben – fast durchweg gelungenen – Interpretationen exemplarischer Romane, die auch auf die stilistische und poetische Gestaltung eingehen (z.B. S. 95f., 99f.; 112f.), biographische Informationen zu den Autoren, wobei es ihm jeweils gelingt, die engen Verflechtungen zwischen journalistischem und belletristischem Schreiben aufzuzeigen (z.B. S. 17; S. 38f.). Auf die ausführliche Darstellung der Anfänge des Feuilletonromans in Frankreich unter Berücksichtigung der zentralen Rolle Eugène Sues sowie im deutschsprachigen Raum anhand der Beispiele von Georg Weerths „Schnapphanski“, Gutzkows „Die Ritter vom Geiste“ sowie Eduard Breiers „Die beiden Grasel“ folgt mit Dickens' „Hard Times“ die Weitung des Blicks auf die etwas abweichende Situation in England; für Italien, Spanien und Russland stützt Bachleitner sich in erster Linie auf Spezialuntersuchungen (vgl. S. 68 Fußn. 124; S. 71 Fußn. 127; S. 74 Fußn. 129). So entsteht ein sehr lesenswerter Überblick, der die selbstgesteckten Ziele eines „möglichst repräsentativen Querschnitts“ (S. 21) erfüllt. Während die letztgenannten Abschnitte bereits die gesamte Untersuchungsperiode abdecken, widmet Bachleitner dem deutschsprachigen und dem französischen

Feuilletonroman jeweils ein zweites Kapitel. Dabei illustriert er die Ausdifferenzierung der deutschsprachigen Blätter in eine politische „Partei- und Meinungspresse“ sowie den Bereich der „populären Zeitungen“ durch die Interpretation je eines Romans konservativer (Ludovica Hesekeils „Fromm und feudal“), sozialdemokratischer (Edmund Wengrafs „Armer Leute Kinder“) und liberaler Prägung (Adolf Wilbrandts „Schleichendes Gift“); die „populären Zeitungen“ repräsentiert Rudolf von Rosens „Elegantes Gesindel“. Zahlreiche Detailinformationen zur sozialen Situation der Autoren und ihren Arbeitsbedingungen, zu Zensur und Besteuerung der Presse, zum Lesepublikum, der Zeitungslandschaft und den Feuilletonkorrespondenzengewähren einen Einblick in Entstehung und Veröffentlichung der Feuilletonromane, wobei das umfangreiche, Spezialuntersuchungen entnommene Zahlenmaterial (Autorengehälter, Alphabetisierungsquoten, Zeitungspreise etc.) zielgerichtet eingesetzt wird. Die Rückwendung nach Frankreich bietet Bachleitner die Gelegenheit, sich eingehend mit Ponson de Terrail und dessen Abenteuerroman „Rocambole“ auseinanderzusetzen, wobei er neben der offenbar zuletzt selbst den Autor verwirrenden Vielzahl der Handlungsstränge (S. 108) auch die „immer wieder aufblitzenden Selbstironie“ Ponsons (S. 111) hervorhebt. Zolas „Germinal“ verbinde Sozialkritik mit einem „exotische[n] und sensationsträchtige[n] Schauplatz“ (S. 117), „Abenteuerlichkeit und Dramatik“ und „grellste[n] Effekte[n]“ (S. 118); Gaston Leroux’ „Le Mystère de la chambre jaune“ rundet als Kriminalroman das nun vollständig ausdifferenzierte Spektrum des Feuilletonromans ab, für den schließlich doch noch ein Art Gattungspoetik formuliert wird: „An die Stelle organischer Entwicklung tritt die freie Proliferation von Sequenzen und Figuren, die eine beinahe unbeschränkte Umfangserweiterung ermöglicht; andererseits kann ein Roman mit solcher Bauart zu jedem beliebigen Zeitpunkt abgebrochen werden, da kein bestimmtes Ziel vorgegeben ist. Unergebige Erzählstränge werden einfach gekappt, langweilig gewordene Hauptfiguren weichen neuen. [...] Im Feuilletonroman setzt sich die inkohärente Charakterisierung von Figuren durch, die nach Belieben ihren Charakter einer neuen Rolle anpassen [...]“ (S. 105f.) Dennoch stellen die „Fiktiven Nachrichten“ selbst den besten Beleg für die These ihres Verfassers dar: Durch die offenbar angestrebte Beschränkung auf das Allernötigste fehlt dem schmalen Bändchen von gerade einmal 134 Druckseiten einerseits das für eine Spezialuntersuchung nötige, ausreichend breite Textkorpus als Grundlage, andererseits ist es als Einführung aufgrund der in manchen Bereichen hohen Anforderungen an die Vorkenntnisse des Lesers nur bedingt

geeignet. Nichtsdestoweniger ist die Studie eine wertvolle Ergänzung für alle Literaturwissenschaftler, die dazu tendieren, den Publikationskontext eines Werkes bei ihrer Arbeit zuweilen aus den Augen zu verlieren – man darf der Studie also in diesem Sinne eine möglichst zahlreiche Leserschaft wünschen.

Heiko Ullrich (Heidelberg)

Stefan Hüpping: Rainer Schlösser (1899-1945). Der „Reichsdramaturg“. Bielefeld: Aisthesis, 2012.

Bei sehr ähnlichem Titel setzt Stefan Hüppings Untersuchung zu Rainer Schlösser und dessen einflussreichem Wirken als Reichsdramaturg völlig andere Akzente als die frühere Arbeit von Boris von Haken (*Der „Reichsdramaturg“. Rainer Schlösser und die Musiktheater-Politik in der NS-Zeit*) Dies liegt nicht daran, dass von Hakens Interesse ausschließlich dem Musiktheater gilt, das Hüppings primär dem Sprechtheater bzw. der Kontrolle des Theaters nach nationalsozialistischen dramaturgischen Vorgaben.

Es ist schon bemerkenswert ignorant, dass der, dem man die staatlich gelenkten Feierlichkeiten zu den theatralischen Grabbe-Tagen und zu großen Teilen auch die Subventionen zu danken hat, schlichtweg kaum erwähnt wird. Noch nach fünfzig Jahren, in dem Sammelband von 1986 (!) „Grabbe im Dritten Reich“ (Hgg. Werner Broer und Detlev Kopp) fehlt, wohl wegen befürchteter Animositäten von Detmoldern, noch jeder kritische Hinweis auf die 1937 gegründete Grabbe-Gesellschaft. Und damit auch auf die faschistisch geprägte Indienstnahme Grabbes durch ihre braunen Apologeten, den übereifrigen Geschäftsführer der Gesellschaft, Heinrich Hollo, und den ersten Präsidenten, Rainer Schlösser, dem man sicherlich dieses Amt angetragen hatte.

Erst im Grabbe-Jahrbuch 1987 holte Werner Broer eine kritische Bestandsaufnahme der ersten Jahre der Grabbe-Gesellschaft nach, aber auch hier wird Schlösser kaum mehr als erwähnt. Broer benennt die örtlichen Propagandisten, bedauert jedoch, dass sich die theatralischen Grabbe-Aktivitäten nie wiederholen ließen oder gar dass Goebbels, der Schirmherr der Feierlichkeiten zum 100.Todestag Grabbes, die Gesellschaft nur mit Grußworten „abspeiste“. Dass Rainer Schlösser als Reichsdramaturg – und als Vertreter seines Dienstherrn – anwesend war, darauf wird nicht hingewiesen.

Noch bei Diskussionen in Mitgliederversammlungen zu dieser Zeit konnte als Begründung dafür, dass der zu wählende Präsident der Grabbe-

Gesellschaft ein Detmolder sein solle, warnend auf den ersten Präsidenten verwiesen werden, „einen Dr. Schlösser aus Berlin“, zu dem man habe fahren müssen, weil der nie nach Detmold gekommen sei.

Gerade am Beispiel der Grabbe-Wochen in der NS-Zeit, insbesondere der von 1936, lässt sich nachweisen, dass es Kompetenzgerangel gab, um ja an verantwortlicher und prominenter Stelle an der Inauguration Grabbes als eines völkischen Dichters teilzuhaben. Neben Goebbels – als Schirmherr – firmieren als Veranstalter der Reichstatthalter und Gauleiter Dr. Alfred Meyer, zugleich Chef der Lippischen Landesregierung; die Gesamtleitung oblag dem Landesstellenleiter und Landeskulturwalter Fritz Schmidt. Erst bei der „Grabbe-Gedenkfeier“ hält die Gedenkrede der Präsident der Reichstheaterkammer: Dr. Rainer Schlösser. Sich aufzudrängen scheint nicht Schlössers Art gewesen zu sein, auch wenn er seine Möglichkeiten der Spielplanüberwachung und Einflussnahme als Reichsdramaturg nutzte. Übrigens, 1939, in der von Heinz Kindermann zusammengestellten Werkauswahl „Was ist mir näher als das Vaterland“, in der wieder einmal Rainer Schlösser Grabbe als „Antisemiten unter Judengenossen“ preist, firmiert Gauleiter Meyer nunmehr als „Schirmherr der Grabbe-Gesellschaft“. Das heißt, selten gerät die Ehrung eines Dichters wie die Grabbes so sehr zur Selbstfeier aller Beteiligten.

Um bei Grabbe und Schlössers korrigierendem Eingreifen als Reichsdramaturg zu bleiben: Anlässlich der Wiederaufnahme der *Napoleon*-Inszenierung von Saladin Schmitt im Rahmen der Bochumer Grabbe-Woche im Jahr 1941 wendet sich Schlösser mit sehr konkreten Änderungswünschen an Schmitt. Und das bei einer Inszenierung, die bereits seit 1935 im Repertoire war und schon 1936 in Detmold gezeigt wurde. Zum einen hatte sich der Reichsdramaturg viel Zeit gelassen, um den fehlenden Antisemitismus im Drama zu bemerken. Nun sollte z.B. „die Juden-Szene zu einer eindeutigen Schlusspointe gezwungen werden“. Auch andere Textkorrekturen, nunmehr kriegsbedingt, scheinen dem Reichsdramaturgen angebracht. Ansonsten hat ihn der merkwürdige Umgang anderer Bearbeiter mit Grabbes Texten unverantwortlich wenig gestört. Beispielsweise, dass die der Bearbeitung der *Hermannsschlacht* von Hans Bacmeister, zuerst benutzt für die Uraufführung an der Freilichtbühne Nettelstedt (1934), kaum etwas mit dem eigentlichen Text zu tun hatte.

Es soll hier nicht auf die vielen Beispiele von Schlössers Eingreifen in die Spielpläne der Theater während der NS-Zeit eingegangen werden; Stefan Hüpping hat sie hinreichend dokumentiert. Wohl selten ist der Werdegang

eines verbeamteten Funktionsträgers im Überwachungsapparat der Zeit, sind dessen Biografie und eigene literarische Ambitionen so gründlich bearbeitet worden.

Nicht alle verordneten Verbote waren nach Schlössers Geschmack. So z.B. das von Hitler ausgesprochene *Tell*-Aufführungsverbot (1941). Wie er denn überhaupt großstädtisches Reagieren auf vermeintlich brisante Schillerzitate (etwa „Geben Sie Gedankenfreiheit!“) gelassener sah. Nicht ganz klar wird, wie selbständig Schlösser überhaupt arbeiten konnte und wollte. Sein halbherziger Versuch als Kulturdezernent zu Baldur von Schirach nach Wien zu gehen, scheiterte am Widerstand von Goebbels.

Hüpping erwähnt, ohne es aber zu bewerten, das befremdende Verhalten einzelner Zeitgenossen vor oder kurz nach 1945. Herausgegriffen sei z.B. das des Kölner Theaterwissenschaftlers Carl Niessen. Der erfand für eine kurze völkische Theatermode den Ausdruck „Thingspiel“. Er bearbeitete auch den sogenannten „Kölner Jedermann“. Warum Schlösser den zumindest temporär aufzuführen verbot, ist wohl nur mit persönlicher Antipathie zu erklären.

Wechselseitiger Antipathie scheinen auch die Querelen mit dem in Wien tätigen Walter Thomas geschuldet zu sein. Thomas war zuerst Chefdramaturg von Schmitt in Bochum, dann Kulturreferent unter Baldur von Schirach in Wien. Dass sich allerdings Herbert Ihering, der eine nicht eben widerständige Karriere als Dramaturg am Wiener Burgtheater machte, noch 1947 höchst abfällig über Schlösser äußerte, ist mehr als überflüssig. Vielleicht ist es ja kein Zufall, dass Klaus Mann in seinem Roman *Mephisto* (1936) Ihering unter dem leicht zu enttarnenden Namen Dr. Ihrig als Opportunisten und Schwätzer charakterisierte. Es mag an dem wendehalsigen Verhalten Iherings liegen: Als Manns Roman 1956 in der DDR erschien, wurde der Name des wieder beliebten Kritikers bis zur Unkenntlichkeit verändert, auf dass auf ihn kein braunes Haar falle.

Doch zurück zu Schlösser: Unverständlich bleibt sein Vasallen-Verhältnis zu Goebbels. Warum ist er noch in Berlin, als die Russen bereits in der Stadt sind? Warum hält er sich noch immer im Propagandaministerium auf? Warum macht er noch einen sinnlosen Ausbruchversuch aus Berlin, bei dem er gefangen genommen wird? War es noch immer die Treue zu seinem Minister, oder hat er sich selbst vielleicht wichtiger genommen, als er letztlich war?

Maria Porrmann (Köln)

Walter Schmidt: Die schlesische Demokratie von 1848/49. Geschichte und Akteure. (2 Halbbände, I. Halbband: „Geschichte der Demokratiebewegung“, II. Halbband: „Protagonisten der schlesischen Demokratiebewegung“). Berlin: trafo, 2012.

Die Revolutionen des Jahres 1848 sind in Deutschland nur ansatzweise historisch aufgearbeitet. Nach dem Ende der DDR, deren Geschichtswissenschaftler hier wesentlich aktiver waren als die westdeutschen Kollegen, kümmert sich nur noch eine kleine Schar unentwegter Forscher um die Weiterführung der damals entstandenen Forschungsansätze. Walter Schmidt ist die wohl wichtigste Forscherpersönlichkeit dieses Kreises. Mit seinem neuesten Buch, der zweibändigen Geschichte der „Schlesische(n) Demokratie von 1848/49. Geschichte und Akteure“, erforscht er einen Gegenstand, der nicht nur wegen der geschichtswissenschaftlichen Distanz zur 1848er Revolution in Vergessenheit geraten ist, sondern auch, weil heute vielen Breslau kein Begriff mehr ist, das gilt nicht nur für Durchschnittsbürger, sondern auch für viele Nachwuchswissenschaftler. Dabei waren auch die Städte, die nach dem zweiten Weltkrieg nicht mehr Teil eines der deutschen Staaten waren, also etwa Königsberg, Stettin oder Breslau, ausgesprochen wichtige Schauplätze der deutschen Revolutionen von 1848.

Mit außergewöhnlicher Akribie und intensivem Quellenstudium hat sich Walter Schmidt daran gemacht, die Revolution in der Provinz Schlesien und vor allem in deren Hauptstadt Breslau zu rekonstruieren. Seine These, dass Schlesien eines der wichtigsten Zentren der deutschen 1848er Revolution war und sich zudem durch einen starken plebejisch-proletarischen Anteil auszeichnete, kann er eindrucksvoll belegen. Die Studie setzt im März 1848 mit dem Wahlkampf für die verfassungsgebende Versammlung in Berlin und der Nationalversammlung in Frankfurt ein. Schmidt zeigt, dass in der Großstadt Breslau, damals immerhin die zweitgrößte Stadt Preußens, der demokratische Hauptverein und der Arbeiterverein die revolutionäre Landschaft prägten. Das hatte zur Folge, dass die Anzahl der demokratischen Abgeordneten, die von Breslau aus in die Parlamente in Berlin und Frankfurt geschickt wurden, weit höher war als in anderen preußischen Provinzen. Unter den Breslauer Aktivisten fanden sich auch heute noch prominente Persönlichkeiten, wie Michail Bakunin, Heinrich Simon oder der Schriftsteller Berthold Auerbach.

Schmidt zeichnet die Situation zu Anfang der demokratischen Bewegung nach, es gab gerade in der Stadt Breslau ein beeindruckendes Netz

demokratischer Vereine, die sich in der ersten Hälfte des Jahres 1848 durch zahlreiche Abspaltungen und Neugründungen noch einmal vermehrten. Auch Zeitungen und Zeitschriften werden zum Thema und im zweiten Band kurz porträtiert, wie auch die Rolle, die die Neue Rheinische Zeitung spielte, zur Sprache kommt. Die Revolution erfasste alle gesellschaftlichen Gruppen, selbst die Studenten der Universität wurden aktiv, sie verlangten Mitbestimmung und demokratische Inhalte in der Lehre. Sie hätten gern Arnold Ruge oder Ludwig Feuerbach auf einen Lehrstuhl nach Breslau berufen. All diese Vereine in Breslau wie in der Provinz werden von Schmidt sorgsam aufgezählt und porträtiert. Ein Schwerpunkt der Beschreibung der revolutionären Aktivitäten ist die Analyse des ersten Provinzialkongresses der schlesischen Demokratie am 16. Juli 1848, in der von Schmidt der Stand der Bewegung in Kreis- und Kleinstädten ermittelt wird. Im Gefolge dieses Kongresses dehnte sich die Bewegung aufs Land aus, der Rustikalverein und andere Organisationen entstanden, diese werden, soweit die Quellenlage das zulässt, kurz porträtiert.

Die Themen, die in den Vereinen in schlesischen Dörfern und Städten diskutiert wurden, sind dieselben, die revolutionäre Vereine in ganz Deutschland diskutieren: Ob man eine kleindeutsche oder großdeutsche Lösung anstreben sollte, ob die zukünftige Staatsform eine Republik oder Monarchie sein sollte und, wenn man sich für eine konstitutionelle Monarchie entscheidet, wie viel Demokratie diese enthalten solle. Zudem sorgte das Geschehen in den Parlamenten für kontroverse Diskussionen, denn man hatte teilweise das Gefühl, dass sich die gewählten Abgeordneten in Berlin und Frankfurt sehr weit von den Forderungen ihrer Wählerbasis entfernt hatten, sagt Schmidt. Er führt aus, dass immer wieder auch die soziale Frage zur Diskussion stand, hier wirkten die weiter fortgeschrittenen französischen Ideen wegweisend. Die Septemberkrise brachte eine Teilradikalisierung und die Forderung nach weitergehender Demokratisierung der staatlichen Organisation hervor.

Angesichts des Erstarkens der Reaktion und der zugespitzten politischen Lage wurde vom 18.-21. Oktober 1848 der zweite schlesische Provinzialkongress einberufen, den Schmidt ausführlich beschreibt. Dessen Debatten wurden vom Konflikt zwischen Radikalen und Gemäßigten geprägt, wie auch der wenige Tage später stattfindende Kongress der deutschen Demokraten in Berlin. Hier hätten die Schlesier eigentlich selbstbewusst auftreten können, sagt der Autor, denn ihre organisatorische Stärke war außerordentlich. Die demokratischen Vereine in Breslau zählten ca. 10.000 und der ländliche Rustikalverein 200.000 Mitglieder. Sie waren zahlreich auf dem Kongress

vertreten, der ging allerdings in Uneinigkeit und Streit auseinander. Angesichts des preußischen Staatsstreichs im November zeigte man sich im Protest dann doch wieder relativ einig, sagt Schmidt, bei der in Breslau einberufenen Volksversammlung waren immerhin 10.000 Menschen anwesend. Vereine in ganz Schlesien waren sich darin einig, die Steuern zu boykottieren. Funktioniert hat dieser Boykott in Schlesien genau so wenig, wie in den meisten Teilen des Reichs, sagt Walter Schmidt. Immerhin wurde Breslau zu einem der Zentren des Widerstands, wenn auch die Gemäßigten dort wie anderswo bald gegenüber der Reaktion einknickten. Noch war die demokratische Bewegung nicht ganz besiegt, bei den Kammerwahlen Ende Januar 1849 hatten die Demokraten ein knappes Übergewicht erreicht, auch die demokratischen Vereine funktionierten in Stadt und Land weiter. Im März wurde überall in Schlesien der Märzgefallenen gedacht, was sich als die letzte einheitliche demokratische Aktion in Schlesien erweisen sollte, wie Schmidt sagt. Erst als der König die ihm von der Nationalversammlung angebotene Krone ablehnte und die vollkommene Niederlage der Demokratie absehbar wurde, radikalisierte sich der Widerstand gegen die Reaktion. Ob spontan oder gelenkt, kam es im April 1849 überall in Schlesien zu Protestkundgebungen, die ausnahmslos gut besucht waren. Anfang Mai radikalisierte sich die Situation, es entstand aus einer Protestkundgebung relativ spontan der Breslauer Maiaufstand, der am 6. und 7. Mai 1849 stattfand. Dieser sei eine auf die Aktivisten der Arbeitervereine beschränkte Aktion gewesen, sagt Walter Schmidt, die Anführer der Demokraten hätten sich nicht blicken lassen. Als intellektuelle Anstifter dieses Aufstands wurden sie trotzdem im Mai 1850 angeklagt und trotz expliziter Distanzierungen zu Festungshaft verurteilt.

Der Aufstand zog starke Repressionen nach sich, die demokratischen Vereine und Zeitungen überlebten diese meist nicht. In der Studie wird geschildert, dass in den 1850er Jahren eher Friedhofsruhe herrschte, aber auch, dass die nicht ausgewanderten Protagonisten der schlesischen Revolution wieder aktiv wurden, sobald sich Gelegenheit bot und Breslau zu einem Zentrum der Opposition in Preußen machten. Hier sind vor allem die Demokraten zu nennen, aus deren Reihen viele auf der linksliberalen Seite aktiv wurden und in bedeutende Positionen gelangten, wie Schmidt am Schluss des ersten Bandes ausführt.

Mehr über die weiteren Lebenswege führender schlesischer Revolutionäre kann man im zweiten Band von „Die Schlesische Demokratie von 1848/49“ erfahren. Hier skizziert Walter Schmidt das Leben der Protagonisten und

kann damit seine These vom Weiterwirken der schlesischen Revolution von 1848 eindrucksvoll bestätigen. Angesichts der Tatsache, dass zahlreiche Revolutionäre auswanderten und das weitere Leben in anderen Ländern und mit neuen Tätigkeiten verbrachten, wird deutlich, dass gerade diese biographischen Skizzen mit viel wissenschaftlichem Aufwand verbunden waren. Bei der Durchsicht der Biographien fällt auf, dass die schlesischen Revolutionäre eine bunte Truppe waren, die sich aus allen Bevölkerungsschichten rekrutierte. Frauen befinden sich nicht unter den Porträtierten, obwohl Schmidt im ersten Band kurz auf die beiden Frauenvereine Breslaus eingeht. Auffällig ist der hohe Anteil an jüdischen Revolutionären. Über die Haltung der bedeutenden jüdischen Gemeinde Breslaus und ihrer führende Köpfe, darunter Abraham Geiger, zur Revolution hätte man vielleicht gern mehr erfahren, zumal Darstellungen jüdischen Lebens in Breslau hier nur bedingt ergiebig sind. Mit seiner Darstellung, den biographischen Skizzen, dem minutiösen Quellen- und Literaturverzeichnis hat Walter Schmidt aber glänzende Voraussetzungen für weitere Forschung geschaffen. Insgesamt ist „Die Schlesische Demokratie von 1848/49“ nicht nur für Schlesien- bzw. Breslau-Historiker interessant, sondern auch für Freunde der 1848er Revolution, denn das Werk ist eine gut lesbare Fallstudie, die die Anatomie der Revolution von 1848 exemplarisch nachzeichnet. Gleichzeitig trägt „Die Schlesische Demokratie von 1848/49“ dazu bei, den Vertriebenenverbänden und Revanchisten ihr Monopol auf Erinnerung an Breslau und Schlesien zu entreißen.

Christina Ujma (Berlin, Paderborn)

Daniel Nagel: Von republikanischen Deutschen zu deutsch-amerikanischen Republikanern. Ein Beitrag zum Identitätswandel der deutschen Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten 1850-1861. (Mannheimer Historische Forschungen, Bd. 33.) St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2012.

Unter den etwa eine Million Deutschen, die zwischen 1850 und 1860 in die Vereinigten Staaten von Amerika auswanderten, waren die mehrere tausend Flüchtlinge zählenden Revolutionäre von 1848/49 eine Minderheit. Eine noch kleinere Zahl zeichnete sich durch politische und publizistische Aktivitäten in den USA aus. Ihr Ideal einer Demokratie, das vom Blick auf die Gründungsphase der USA bestimmt war, verdunkelte sich für viele geflüchtete deutsche Demokraten durch eine vorgefundene Realität, in der

machtlose Staatsorgane, ein hohes Maß an alltäglicher Gewalt, rücksichtsloser materieller Egoismus und eine allgemeine Kulturlosigkeit als prägend empfunden wurden. Mit den Versuchen der Achtundvierziger, angesichts dieses Praxischocks ihren Idealen treu zu bleiben und die deutschstämmigen US-Amerikaner zu politischem und gesellschaftlichem Engagement zu bewegen, und mit ihrem Bestreben, im Dickicht der verbitterten US-amerikanischen Parteikämpfe Partner und eine belastbare Position zur Förderung des gesellschaftlichen Fortschritts zu finden, setzt sich die Mannheimer Dissertation von Daniel Nagel auseinander.

Als zentrale Quellen benutzt der Autor die von Achtundvierzigern geschriebenen deutschsprachigen Zeitungen, die in den USA erschienen, aber auch einige in Deutschland verlegte Zeitschriften, die sich explizit mit den USA und dem transatlantischen Verhältnis befassten. Aus deren systematischer Auswertung gewinnt Nagel ein komplexes und differenziertes Bild der Meinungen und Kämpfe, das die bisherige Literatur zu den Achtundvierzigern in den USA gewichtig ergänzt und gelegentlich korrigiert. Dabei erzwingt die Quellenlage eine Konzentration auf bekannte und bereits vielfach wahrgenommene Akteure wie zum Beispiel Karl Heinzen, Gustav Struve, Christian Essellen und Friedrich Kapp, doch ergibt sich im Rahmen der vorliegenden komplexen Analyse des politischen Meinungskampfes in den USA ein geschärfter Blick auf alle betrachteten Personen.

Zunächst schildert Nagel die Merkmale republikanischen Denkens der deutschen Achtundvierziger, das von einer expliziten, selbstbewussten nationalen Identität und einem junghegelianischen Glauben an den Fortschritt im Sinne einer tendenziellen Annäherung an republikanische Gleichheitsideale geprägt ist. Nach dem Scheitern exilpolitischer Ansätze, die von einem Wiederaufflammen der revolutionären Bewegungen in Europa ausgingen, sind die Achtundvierziger spätestens ab dem Jahr 1852 gezwungen, ihren Platz in der US-amerikanischen Gesellschaft zu suchen. Dabei rückt die Frage der Sklaverei in das Zentrum des Interesses, als mit dem Kansas-Nebraska-Gesetz vom Januar 1854 eine Ausweitung der Sklaverei auf neue Territorien möglich wird. Die bis dahin traditionelle Bindung der deutschen Einwanderer an die Neubürgern gegenüber offene Demokratische Partei wird hierdurch erschüttert, denn diese Partei befürwortet mehrheitlich die Sklaverei. Gleichzeitig erschwert ein massiver Nativismus, der sich punktuell bis zu Pogromen gegen ethnisch und religiös vom Mainstream abweichende Einwanderer-Gruppen steigert, die Allianz mit den existierenden sklavereifeindlichen politischen Gruppierungen. Die evangelikal

inspirierte Temperenz-Debatte, bei der es um Fragen der gesetzlichen Regelung der individuellen Lebensführung und insbesondere des Alkohol-Konsums geht, verläuft quer zu den politischen Lagern und trägt in den 1850er Jahren zusätzlich zur weitgehenden Auflösung des traditionellen Parteiensystems in den USA bei. Viele Deutsche sahen durch die Temperenz-Bewegung ihre spezifische Versammlungs- und Festkultur bedroht. Eine Lösung der immer stärker als Zentralfrage angesehenen Sklaverei-Problematik verspricht schließlich die sich neu bildende Republikanische Partei, der sich die Achtundvierziger anschließen, nachdem diese im Jahr 1856 die Durchsetzung der 1776 proklamierten Freiheitsrechte für alle Menschen zur Aufgabe des Staates erklärte. Dabei gehen die erfahrenen deutschen Revolutionäre ausdrücklich davon aus, dass die Beseitigung der Sklaverei auf friedlichem Wege nicht durchsetzbar ist.

Detailliert zeichnet Nagel die politischen Debatten zwischen den Achtundvierzigern nach. Um angesichts der gelegentlichen Kleinteiligkeit der dargestellten Diskussionen den Blick auf die Hauptlinien zu erleichtern, erfolgt nach den ersten Kapiteln eine Zwischenbilanz, auch bietet ein Verzeichnis wichtiger Personen und Zeitungen am Schluss des Buches kompakte Orientierung jenseits der Tagesdebatten. Insgesamt trägt dieses Buch zur Verdeutlichung des politischen Denkens und der gesellschaftlichen Konzeptionen der Revolutionäre von 1848/49 bei und zeigt ihre allmähliche Integration in ein zunächst fremdes Umfeld. Zugleich entsteht ein verständnisfördernder Hintergrund für manche heutige innenpolitische Debatte in den USA, die aus europäischer Sicht irritierend erscheinen kann.

Wilfried Sauter (Essen)

Jessica Kraatz-Magri: Der umkämpfte Volksheld. Zur Geschichte des Garibaldi-Mythos in Italien 1882-1948. Köln: shverlag, 2011.

Jessica Kraatz-Magris Studie *Der umkämpfte Volksheld, Zur Geschichte des Garibaldi-Mythos in Italien (1882-1948)* arbeitet ein kontroverses Kapitel auf, nämlich die Instrumentalisierung des Mythos Garibaldi in der jüngeren italienischen Geschichte. Denn Garibaldi ist nicht nur der Held zweier Welten, sondern paradoxer Weise zu verschiedenen Zeiten auch Symbolfigur von Republikanern, Monarchisten, Sozialisten, Faschisten und Kommunisten gewesen. Kraatz-Magri geht der Frage nach, wie die politische Aneignung des Mythos Garibaldi von den verschiedenen Gruppen bewerkstelligt

wurde. Darüber, wo Garibaldi selber stand, erfahren die Leser und Leserinnen dagegen wenig, nur dass er bereits zu Lebzeiten der Gegenstand eines Mythos gewesen ist, worauf sie dessen Vita weitgehend reduziert. Dies ist sicherlich eine Schwäche der Studie, zumal der Autorin, wenn es um Garibaldis Leben geht, auch noch einige kleinere Irrtümer unterlaufen. Das Kapitel über die mediale Darstellung des Helden ist ansonsten sehr aufschlussreich, denn bereits früh wurde Garibaldi gern als Erlösergestalt und Reinkarnation einer antiken Heldengestalt gesehen. Nach Garibaldis Tod konnte der Mythos sich ungestört durch dessen Einsprüche entwickeln. Ein Höhepunkt von Kraatz-Magris Studie ist sicherlich ihre Beschreibung der Verherrlichung Garibaldis in der Literatur, z.B. in Carduccis und Dall'Ongaros Lyrik.

Auch sehr anschaulich wird beschrieben, dass bereits bei der Planung von Garibaldis Beerdigungsfeier handfester Krach über deren adäquate Gestaltung ausbrach. So gab es, wie in den Folgejahren bei Garibaldi- oder Risorgimento-Gedenkfeiern nicht unüblich, am Ende zwei Zeremonien. Eine staatlich-offizielle und eine progressiv-linke Gedenkfeier. Garibaldi war nun einmal der Held der antiklerikalen, antimonarchistischen Linken und auch eine Identifikationsfigur der frühen Arbeiterbewegung, der er am Ende seines Lebens zugehörig war. Die kämpfte mit der Regierung und dem offiziellen Italien um die Deutungshoheit über den Mythos. Vor allem kämpfte sie dafür, dass Garibaldi und die Rolle des Jungen Italien und der republikanisch-risorgimentalen Bewegung im Prozess der Nationengründung anerkannt wurden, wie Kraatz-Magri ausführt. Nach Garibaldis Tod schwächte sich die staatliche Aversion gegen Garibaldi langsam ab, dessen Republikanismus nun nicht mehr der Monarchie gefährlich werden konnte; im Gegenteil, so die Autorin, kam der Garibaldi-Mythos der Monarchie ganz gelegen, die so ein volkstümliches Element in ihre Symbolik miteinbeziehen konnte. Das war in den Jahren nach Garibaldis Tod sehr praktisch, denn das war auch die Zeit der verstärkten Repressionen gegen Sozialisten, Gewerkschafter und protestierende Süditaliener.

Bis heute sichtbarer Ausdruck dieser staatlichen Kehrtwende war die Errichtung des pompösen Garibaldi-Denkmal auf dem römischen Gianicolo, wo 1849 entscheidende Kämpfe stattfanden. Mit großer Liebe zum Detail beschreibt Kraatz-Magri die Konflikte, die sich an der Planung und Konzeption dieses Denkmals entzündeten und bei denen natürlich wieder der Krach zwischen staatlichem und progressivem Lager zum Ausbruch kam. Kontroversen, die mittlerweile so ritualisiert und automatisch abliefen,

dass sie sich anlässlich jedes Gedenktags wiederholten, was die Autorin nicht davon abhält, diese in aller Breite aufzuarbeiten.

Danach springt Kraatz-Magri unvermittelt in den ersten Weltkrieg, wo das Symbol Garibaldi auf einmal auf der Seite der Kriegstreiber anzutreffen ist. Welche historische Logik hinter diesem Wechsel steckte, wird nicht analysiert. Ob es daran lag, dass durch die staatliche Vereinnahmung Garibaldis sich der Mythos bereits so stark von seinem historischen Ursprung abgelöst hatte, dass er frei verfügbar war, wird nicht erläutert. Vielleicht lag es auch daran, dass die Kriegsbefürworter mit dem Argument, die verbliebenen von Österreich-Ungarn okkupierten italienischsprachigen Gebiete zu befreien operierten, was ja durchaus in Garibaldis Sinn gewesen wäre.

Abgesehen von dieser analytischen Leerstelle ist Kraatz-Magris Darstellung des fanatisierten Klimas im Ersten Weltkrieg und der Kampagnen für den Kriegseintritt Italiens, an denen sich auch die überlebenden Kinder und einige Enkel Garibaldis beteiligten, sehr interessant. Sie zeigt, wie stark auch die künstlerischen Avantgarden daran mitwirkten und wie ihre Sprache an die Muster, die progressive Poeten wie Dall'Ongaro oder Carducci geprägt hatten, anknüpfte. Ein wenig unfokussiert ist dagegen die Darstellung der faschistischen Garibaldi-Mythologie. Die Autorin stellt das Doppelgedenkjahr 1932 in den Mittelpunkt, in dem sich Garibaldis Tod zum fünfzigsten und der faschistische Marsch auf Rom zum zehnten Mal jährten. Das macht sie in gewohnter Akririe, aber angesichts der historischen Bedeutsamkeit der faschistischen Periode reicht es kaum aus, ein Gedenkjahr in großer Breite zu referieren; ein paar mehr Informationen über Funktion und vor allem über die Akzeptanz des Garibaldi-Kultus im Faschismus wären wünschenswert gewesen.

Der antifaschistische Garibaldi-Bezug sei dagegen schwerer zu rekonstruieren, sagt Kraatz-Magri, weil er komplexer war. Sie versucht dies anhand von Gegenveranstaltungen zu illustrieren, die Antifaschisten im französischen Exil, z.B. in Paris oder Nizza veranstalteten, wozu sie auch die Exilpresse analysiert. Neben einer allgemeinen Beschwörung der demokratisch-republikanischen Tradition, für die sowohl Garibaldi als auch Mazzini gestanden hätten, wurde damals die Uneinigkeit der beiden Anführer des Risorgimento als Hauptgrund des Scheiterns des progressiven Flügels angesehen. Parallelen zur eigenen Gegenwart, die durch den Gegensatz von Kommunisten und Sozialisten sowie die kommunistische Sozialfaschismusthese geprägt waren, lagen da auf der Hand. Bei den Komintern-Debatten über die Sozialfaschismuskonzeption argumentierte selbst Dimitrow mit der Notwendigkeit, starke

progressive Symbolfiguren und Volkshelden wie Garibaldi nicht der Reaktion zu überlassen, für deren Überwindung.

Nachdem die Kommunisten die Linie gewechselt hatten und statt Bekämpfung der vorgeblichen Sozialfaschisten eine antifaschistische Bündnispolitik in den Vordergrund stellten, war der Bezug zu Garibaldi dann auch auf einmal wieder sehr gefragt, wie Kraatz-Magri anschaulich schildert. Sie beschreibt z.B., dass die italienischen Freiwilligen im Spanischen Bürgerkrieg in den Garibaldi-Brigaden kämpften, ein Name, den sich die kommunistischen Partisanenverbände, die gegen die deutschen Besatzer und die einheimischen Faschisten kämpften, ebenfalls zulegten. Damit verbunden war auch ein Bezug auf die internationalistischen und demokratischen Elemente innerhalb der ursprünglichen Garibaldischen Truppen, der nun in den Vordergrund gestellt wurde. Garibaldi wurde zum Ahnherren der linken Partisanen insgesamt. Was zahlreichen Politikern des Post-Risorgimento einst peinlich war, nämlich eine Vergangenheit als Outlaw und Guerillero zu haben, wurde jetzt zur Tugend erklärt. Diese Bezüge stellt Kraatz-Magri allerdings nicht her, sie ist manchmal allzu sehr auf das umfangreiche Material fixiert, das sie entdeckt und aufgearbeitet hat. Sie führt an, dass ein Garibaldi-Bezug sich sogar in den Reden Togliattis findet, die die Entwicklung des sogenannten italienischen Eurokommunismus vorbereiteten, der einen eigenen italienisch-demokratischen Weg zum Sozialismus propagierte, auch hier wurden die demokratisch-progressiven Traditionen Italiens angeführt, aus denen sich ein eigenständiger Weg zum Sozialismus herleitete.

Die Autorin beendet ihre Studie mit einem Ausblick auf die Nachkriegszeit und die Funktion, die der Garibaldi-Mythos bei der Schicksalswahl 1948 hatte, als das Linksbündnis mit dem Symbol Garibaldi in den Wahlkampf zog und verlor. Das setzte dann dem exzessiven linken Garibaldi-Bezug ein Ende. In der Nachkriegszeit verlor Garibaldi als Symbol an Bedeutung, sagt Kraatz-Magri und vermutet, dass damals die Figur des Kämpfers zunehmend weniger aktuell war und die Wirtschaftswunder- und Konsumgesellschaft sich damit nicht länger identifizieren wollte.

Kraatz-Magri hat mit großer Sorgfalt zahlreiche Quellen ausgewertet und analysiert und sehr viele Beiträge aus der neueren italienischen Forschungsliteratur herangezogen. Das Verfahren, sowohl die Quellen als auch die Sekundärliteratur in deutscher Übersetzung zu zitieren, aber die italienischen Originalzitate in Langform in den Fußnoten zu bringen, hat sicher eine Menge Arbeit gemacht, ermöglicht aber tiefere Einblicke in die diskutierten Themen. Insgesamt gibt ihre verdienstvolle Studie einen sehr

speziellen Blick auf die italienische Geschichte nach der nationalen Einigung. Statt aber ihre historischen Erkenntnisse hervorzuheben, operiert die Autorin mit einem ziemlich unhistorischen Mythos-Begriff, der die von ihr erläuterten historischen Zusammenhänge dann wieder relativiert. Statt eines undifferenzierten Hantierens mit dem Mythosbegriff und eines ziemlich verunglückten Berlusconi-Vergleichs hätte man sich gelegentlich zumindest ein Quäntchen Ideologiekritik gewünscht. Insgesamt aber enthält die Studie zahlreiche substanzielle und gewichtige neue Erkenntnisse, die die deutsche Risorgimento-Forschung sicherlich zu nutzen wissen wird.

Christina Ujma (Berlin/Paderborn)

III. Mitteilungen

Personalia

Ausgeschiedene Mitglieder (zum 31.12.2012)

Prof. Dr. Marianne Betz (Linz, Österreich)
Anne Durand (Paris/Münster)
Michael Huesmann (Bremen)

Neue Mitglieder (seit 1.1.2012)

Ann-Christin Bolay (Freiburg/Br.)
Veronica Butler (Exeter/GB)
Thomas Giese (Düsseldorf)
Katharina Grabbe (Münster)
Jan Birger von Holtum (Düsseldorf)
Ulrich Klapstein (Hannover)
Prof. Dr. Horst Pöttker (Bad Homburg)
Antonio Roselli (Paderborn)
Peter Schlagetter-Bayertz (Gießen)
Hendrik Stein (Berlin)
Dr. Frank Stückemann (Soest)
Robert Suter (Konstanz)
Prof. Dr. Hartmann Tyrell (Bielefeld)
Christian Volkmann (Flensburg)

Die ordentliche Mitgliederversammlung

wählte am 4. Mai 2013 in Wuppertal:

Vorstand

Dr. Bernd Füllner, Urdenbacher Dorfstr. 30, 40593 Düsseldorf

1. Vorsitzender

Prof. Dr. Norbert Eke, Triftweg 25, 33106 Paderborn

2. Vorsitzender

Prof. Dr. Detlev Kopp, Melanchthonstr. 57, 33615 Bielefeld

Geschäftsführer

Dr. Renate Werner, Ferdinandstr. 10, 48147 Münster

Schriftführerin

Birgit Bublies-Godau M.A., Roholte 5, 44265 Dortmund

Schatzmeisterin

Wissenschaftlicher Beirat

PD Dr. Olaf Briese (Berlin)

Dr. Claude Conter (Luxemburg)

Prof. Dr. Jürgen Fohrmann (Bonn)

PD Dr. Gustav Frank (München)

Dr. Hans-Martin Kruckis (Bielefeld)

Prof. Dr. Harro Müller (New York)

Dr. Maria Pörmann (Köln)

Prof. Dr. Rainer Rosenberg (Berlin)

Prof. Dr. Peter Stein (Lüneburg)

Prof. Dr. Florian Vaßen (Hannover)

Dr. Michael Vogt (Bielefeld)

Dr. Fritz Wahrenburg (Paderborn)

Rechnungsprüfer

Dr. Hans-Martin Kruckis (Bielefeld)

Dr. Sandra Markewitz (Bielefeld)

Aufruf zur Mitarbeit

FVF-Jahrbuch 2015: Religion – Religionskritik – Religiöse Transformation

Das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts ist eine Zeit sich verstärkender religiöser Dynamik. Sie kann als Experimentalphase angesehen werden, die von mitunter überraschenden Konstellationen geprägt war. So vermischten sich gerade in der Religionsfrage das, was als „Vormärzliches“ und „Biedermeierliches“ (bzw. Restauratives) sowie „Emanzipatives“ und „Traditionelles“ bezeichnet wird, auf eine Weise, die der Suche nach klaren Übersichtlichkeiten nicht entgegenkommt und in dieser Hinsicht die Tragfähigkeit dieser Kategorien auf den Prüfstand stellt.

Mit Blick auf diese Unübersichtlichkeiten soll es das Ziel des ausdrücklich interdisziplinär angelegten Jahrbuchs sein, die Emanzipationspotentiale von Religion, Kirche und Theologie (gerade auch in ihren „etablierten“ Gestalten) deutlicher erkennbar zu machen. Es soll verdeutlichen, wie aus Religion Religionskritik erwächst, wie aus Kirche Kirchenkritik erwächst, wie aus Theologie Theologiekritik erwächst. Damit können – um nur zwei Beispiele zu nennen – auch die Verdienste von literarischer oder philosophischer Religions-, Kirchen- und Theologiekritik erst wirklich erfasst werden, denn ohne Berücksichtigung dieses gedanklichen Vor- und Umfeld wären sie nur auf eingeschränkte Weise erklärbar.

Diese Intensivierung religiöser Diskurse – so die Ausgangsthese des geplanten Jahrbuchs – ergab sich vor einem historischen Hintergrund, vor dem Religion nicht mehr „selbstverständlich“ war; religiöse und religionskritische Akteure gewannen ein neues „institutionelles“ und „individuelles“ Selbstverständnis. Das gilt für die Diskurse innerhalb der Theologie und der etablierten christlichen Kirchen, wo theologische Neuorientierungen und religiöses Engagement immer auch Kritik an herrschenden Vorstellungen und institutionellen Formen einschlossen; gleichfalls gilt es für die damit verbundenen Diskurse etwa auf literarischem oder philosophischem Gebiet, wo religiöser und religionskritischer Anspruch ebenfalls eng miteinander verbunden waren.

Diesen Zusammenhängen, Wechselbeziehungen und Transformationen will das geplante Jahrbuch in drei Themenschwerpunkten nachgehen, wobei

bestimmte, ebenfalls wichtige Fragen, die den Rahmen einer konzentrierten Analyse sprengen würden, ausgeklammert werden müssen. Dazu gehört die sich verstärkende Rezeption nichtchristlicher Religionen zumindest unter Intellektuellen (u.a. nordische Mythologie bzw. Religion sowie Buddhismus); gleichfalls müssen die höchst komplexen Fragen nach jüdischer Emanzipation unberücksichtigt bleiben (denen das Forum Vormärz Forschung beständig Aufmerksamkeit gewidmet hat und weiterhin widmet). Wir bitten um Themenvorschläge zu den drei angeführten Hauptschwerpunkten, wobei zu einer ersten Orientierung stichwortartig mögliche Themen und Akteure in einer Auswahl angeführt werden:

Religion in den Künsten

Mögliche Kunstgattungen:

- Musik (Mendelssohns, Bach-Renaissance)
- Architektur (Kirchenbau: Schinkelschule, Neubau der Hauptkirche St. Nikolai in Hamburg)
- Bildende Kunst (Düsseldorfer Malerschule)

Mögliche literarische Autoren:

- Börne/Lamennais, Büchner, Sallet
- Gutzkow, Mundt
- Immermann, Alexis, Louise Otto
- Platen, Droste, Schücking
- Gotthelf, Rückert
- Lenau, Anastasius Grün

Mögliche künstlerische bzw. literarische „Themen“

- literarische „Volksaufklärung“, Aberglaube und Dorfgeschichte
- historische Romane (Ketzerthematik, Reformation, Bauernkrieg)
- Kritik an Pietismus und „Orthodoxie“
- Karneval als subversive Praxis
- Freimaurerei, Mystik, Spuk, Gespenster, frühes „Okkultes“
- soziale Frage und Religion
- Religion und Generationen- bzw. Geschlechterfrage

Religions-, Kirchen oder Theologiekritik?

- Baur, Strauß und die kritische Evangelienforschung
- Luther- und Müntzer-Rezeption

- religiöse Erneuerung: Kierkegaard, Grundtvig und ihre Beziehungen zu Deutschland
- Ludwig Feuerbach, Friedrich Feuerbach, Ruge
- Religionskritik und „Atheismus“
- religiös-politische Utopien: Saint Simon, Fourier, Owen und ihre Rezeption in Deutschland
- christlicher Sozialismus (Weitling)
- „wahrer Sozialismus“ (Heß, Grün, Lüning, Püttmann)
- Vordenker innerkirchlicher Reformbewegungen: Ronge, Wislicenus, Hofferichter u.a.

Religiös-institutionelle Transformation

- Emanzipation der Kirchen vom Staat: „Ultramontanismus“, Verfassungsreform
- Synodalfrage (Rheinisch-Westfälische Kirchenordnung 1835, Hundeshagen)
- Konflikte von Kirche und Staat: Kölner Wirren, „Kniebeugungsstreit“
- neue Vergesellschaftungsformen: Vereinswesen, Bibel- und Erweckungsgesellschaften
- „Caritas“ und „Innere Mission“
- religiöse Massenbewegungen: Trierer Wallfahrt, Missionsfeste
- Kirche und Nation (Kirchentag 1848)
- Freikirchen, Religionsfreiheit
- Reformbewegungen in den oder am Rande der Kirchen: Lichtfreunde, Deutschkatholiken.

Vorschläge mit kurzem Exposé (maximal 400 Wörter) bitte per E-Mail bis zum 15. Oktober 2013 an:

Priv.-Doz. Dr. Olaf Briese: olafbriese@gmx.de

Prof. Dr. Martin Friedrich: m.friedrich@leuenberg.eu.

Die Benachrichtigung der Autoren erfolgt bis zum 15. November 2013, die Textabgabe bis zum 30. September 2014.

